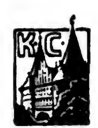

Vom omi bis Bhamo
Heinrich Friedrich Hackmann
A. Wegner



3 /



An den Grenzen von China, Tibet und Birma

Vom Omi bis Bhamo

Wanderungen an den Grenzen von China, Tibet und Birma

von

Lic. H. Hackmann

Mit Illustrationen
von
Alfred Wessner
und 1 Karte

Zweite Auflage

Berlin ¤ Karl Curtius ¤ 1907

Vorwort zur zweiten Auflage.

Die erste Auflage dieses Buches, veröffentlicht bei Gebauer-Schwetschke, Halle a. S., 1905, ist innerhalb zweier Jahre vergriffen (1500 Exemplare). Das ist für eine einfache Reiseschilderung, welche sich mit bisher fast völlig unbekannten Gegenden befaßt, in Deutschland ein recht guter Erfolg zu nennen. Derselbe ist ganz gewiß nicht zum wenigsten der günstigen Aufnahme zu danken, welche das Werk von allen Seiten in der Presse gefunden hat. Blätter von der Bedeutung der „Münchener Allgemeinen Zeitung" und der „Täglichen Rundschau" haben sich sogar in einer ungewöhnlich anerkennenden Weise geäußert. Es hat mich gefreut um der Sache willen. Die Weckung und Schulung des allgemeinen Interesses für außereuropäische Fragen ist eine der wichtigsten Aufgaben bei der augenblicklichen Lage Deutschlands. China gehört dabei mit in erste Linie und zwar nicht nur der östliche Küstenstreif und

das Jangtze-Tal, sondern auch die in meiner Reiseschilderung behandelten Partieen des äußersten Westens. Neue Verhältnisse reifen in unseren Tagen schnell heran. Der Zeitpunkt liegt wohl nicht fern, wo der Zugang zu China von Südwesten, von Birma, her Gegenstand ernster politischer, kommerzieller und industrieller Erwägungen werden wird. Eine Allgemeinkenntnis dieser Landstriche dürfte darum schon heute mit Recht angebahnt werden, zumal sie unser sonstiges Wissen von China sowohl, wie von Tibet vervollkommnen hilft. Diesem Zwecke zu dienen, hatte ich mein Buch geschrieben, das nicht der Wissenschaft galt, aber doch Wissenswertes genug weitesten Kreisen der Gebildeten vermitteln sollte.

Nachdem nun die erste Auflage erschöpft ist, bin ich in der angenehmen Lage, der Verlagsfirma Karl Curtius in Berlin meinen lebhaften Dank dafür auszudrücken, daß sie es wagen will, eine zweite Auflage des Buches zu stark herabgesetztem Preise nochmals zu veröffentlichen. Der Gedanke des Verlegers ist dabei dieser, daß eben noch sehr viele sein mögen, denen das Buch wichtige Dienste leisten könnte, die

aber durch den bisherigen Preis zurückgeschreckt wurden. Es würde mir natürlich große Befriedigung bereiten, wenn der Verleger sich in dieser Erwartung nicht getäuscht haben sollte. Der Text ist unverändert gelassen, da zu einer Umgestaltung kein Anlaß vorlag; nur die Verbesserung einer kleinen Zahl von Druckfehlern ist diesem Vorworte angehängt. Auch gebe ich weiter unten zu den im Texte bisweilen erwähnten Temperaturen nach Fahrenheit die entsprechenden Réaumur-Grade, wozu ich aus dem Leserkreis heraus angeregt wurde. Dagegen konnte ich einem andern Wunsche meiner Leser, dem Werke eine Reihe von Tafeln mit photographischer Reproduktion von Bronzen und anderen Kult-Gegenständen, die in meinem Besitz sind, mitzugeben, leider nicht entsprechen, da der Preis des Buches hierdurch zu sehr gesteigert wäre. Wohl aber ist die mit Recht von der Kritik als unzureichend bezeichnete Karte am Schlusse des Werkes jetzt durch eine bessere ersetzt, die den Ansprüchen des einfachen Lesers hoffentlich genügt.

Aus den Vorbemerkungen zur ersten Auflage bringe ich hier nochmals in Erinnerung, erstlich, daß

es mir bei der Schreibung der chinesischen Wörter nur darauf ankam, dem Leser eine Aussprache in den Mund zu legen, die sich der wirklichen einigermaßen nähert, daß dagegen ein wissenschaftliches Transskriptions-System, da es den gewöhnlichen Leser nur verwirren würde, vermieden ist; ferner aber, daß die Illustrationen, an welche der Verlag Gebauer-Schwetschke sowie der Künstler Herr A. Wessner so viel Mühe und Unkosten gesetzt haben, auf dem Material beruhen, das ich in jenen Gegenden gewonnen habe, teils auf meinen Photographien, teils auf Gegenständen meiner Sammlungen. Nur wenige Blumenornamente sowie das eine oder andere offensichtlich frei erfundene Motiv (z. B. S. 332) machen davon eine Ausnahme. Zu der Illustration auf Seite 380 sei noch bemerkt, daß ihr die Photographie einer chinesischen, nicht einer birmasischen Mönchsprozession zugrunde liegt. — Die Anmerkung auf S. 96 (Om mani padme hum), welche leicht mißverstanden werden könnte, soll nicht besagen, daß die Wortbedeutung jener Formel unsicher sei, sondern daß nicht feststeht, in welchem tieferen Sinne das Gebet zu deuten sei. Wen die

Untersuchung darüber interessiert, der sei verwiesen auf W. Simpson, The Buddhist Praying Wheel (London 1896) S. 36 ff. Gewöhnlich wird einfach erklärt, die buddhistische Lehre sei eben das „Juwel im Lotus". Dabei bleibt das Seltsame des Bildes ganz unberücksichtigt. —

London, September 1907. Lic. H. Hackmann.

Inhalt.

Vergleichung einiger Temperatur-Angaben nach Fahrenheit mit der Réaumur-Skala:

Seite	188.	60°	Fahrenheit	= 12°	Réaumur.
„	216.	70°	„	= 17°	„
„	228.	58°	„	= $11^1/_2$°	„
„	316.	68°	„	= 16°	„

Druckfehler-Verbesserung.

Seite	28	Zeile	8 von oben	lies wahrscheinlich statt wahr scheinlich.
„	28	„	6 von unten	lies A. J. statt W. K.
„	29	„	6 von oben	lies Wu tai san statt Wu taisan.
„	148	„	3 von oben	lies Tibets statt Tibete.
„	248	„	15 von oben	lies Siu tsai statt Sin tsai.
„	285	„	11 von unten	lies Hsia kuan statt Hs ia kuan.

Zur Einführung.

Der Leser wird im Eingange dieses Buches gewissermaßen wie weiland der Prophet Habakuk in der biblischen Sage behandelt, den ein Engel am Schopfe ergriff und im Nu durch die Lüfte weg an den Ort seiner Bestimmung trug. Zu diesem Sprunge in medias res muß ich doch wohl eine kurze Vorbemerkung schreiben, damit man weiß, wie ich dahin kam, wo wir gemeinsam anfangen uns umzusehen, was ich dort zu suchen hatte, und warum ich mancherlei, was ein anderer vielleicht vorher erzählen würde, einfach übergehe.

Vom April 1894 bis Oktober 1901 war ich Geistlicher der deutschen evangelischen Gemeinde in Schanghai gewesen. Der Aufenthalt im Osten hatte bei mir, wie das auch so manchem andern ergangen ist, ein lebhaftes Interesse an den Zuständen und Einrichtungen Chinas sowie seiner Nachbarländer geweckt, insbesondere hatte mich alles, was in das Fach der vergleichenden Religionsforschung gehört, beschäftigt. Darum beschloß ich, als ich mein Amt in

die Hände eines Nachfolgers legen konnte, noch einige Jahre daran zu setzen, um durch Reisen und eigene Anschauung mit dem näher vertraut zu werden, was ich bei meinem Aufenthalte in Schanghai doch nur unvollkommen hatte studieren können. Den Abschluß dieser Reisezeit bildete eine Durchquerung des mittleren Chinas, welche vom November 1902 bis September 1903 dauerte. Von Futschau ausgehend, der Küstenstadt etwa in der Mitte zwischen Schanghai und Hongkong, durchzog ich die Provinzen Fukien und Kiangsi, erreichte bei Kiukiang den Yangtzekiang und verfolgte den Riesenstrom dann zunächst wieder abwärts, um wichtige Plätze der Provinzen Nganhui und Kiangsu kennen zu lernen. Sodann fuhr ich den Yangtze hinauf, zunächst bis Hankau, dann bis Itschang, und von hier mit einem kleinen Boot durch die unvergleichliche Großartigkeit der sogenannten Schnellen nach Tschungking in der Provinz Szetschuan. Von Tschungking nahm ich den direkten Landweg weiter westlich nach Kiating und besuchte den merkwürdigen Berg Omi. Dies ist der Punkt, wo ich den freundlichen Leser auffordern möchte, meine Beobachtungen zu teilen und die Weiterreise bis nach Birma hinein mit mir zu machen.

Ich habe anfänglich nicht vorgehabt, meine Reiseerlebnisse in Buchform einem weiteren Kreise vorzulegen. Meine Zwecke waren wissenschaftliche, vor allem eine eingehende, auf breitester Basis zu gewinnende Kenntnis der heutigen Zustände des chinesischen Buddhismus, welche ich auch demnächst darzustellen hoffe. Immerhin schien

es mir und anderen doch, als ob eine Schilderung gerade der südwestlichen Grenzgebiete Chinas, durch die mein Weg mich geführt hat, Wert haben könnte. Es ist wenig bekanntes Land. Die gewöhnliche Straße von China nach Birma geht von der Stadt Sui fu (Sütschau) am Yangtze bei der Mündung des Min aus und in südwestlicher Richtung durch wohlbekannte Gegenden nach Yünnanfu zu. Das ungeheure waldig-gebirgige Ländergebiet aber, welches sich westlich von dieser Heerstraße bis an die Grenze des eigentlichen Tibet ausdehnt, vom Oberlauf des Yangtze oder des Kinschakiang, Goldsandflusses, wie er hier heißt, in gewaltigem Bogen umspannt, ist eben so merkwürdig wie unerforscht. Die seltsamen ethnologischen Verhältnisse dort, wo eine Reihe nicht chinesischer, zum Teil ohne Frage sogar nicht mongolischer Völkerstämme sich in einem schwer zugänglichen Terrain seit Jahrhunderten und Jahrtausenden zusammengedrängt haben, die Größe und Schönheit der Natur dieser Urwald- und Hochlandstrecken, der Reichtum an Material für Naturstudium jeder Richtung, das alles müßte, so sollte man denken, Forscher in großer Zahl hierher ziehen. Und doch sind diese Striche, ähnlich wie die mit ihnen in einem gewissen Zusammenhang stehenden des nördlichen und nordöstlichen Birma, auffallend vernachlässigt. Während den Ländern des nordwestlichen Chinas, den Quellgebieten des Hoangho und Yangtzekiang, soviel aufopfernde Mühe zuteil geworden ist, fehlt es im Südwesten sehr. Mit Ehren ist immer wieder Baber zu nennen, der englische Consul, welcher 1877 die Bahn

brach[1]). Nach ihm hat der Consularagent Hosie die Untersuchungen fortgesetzt[2]), und einige Missionare haben noch Beiträge geliefert. Mehr irgend Namhaftes wüßte ich nicht anzuführen. Deutsche Forscher haben diese eigentümliche Gegend noch gar nicht ins Auge gefaßt.

Was ich mit meinem Buche geben kann, sind freilich nur einfache Bemerkungen und Gedanken eines Reisenden, dessen eigentliche Forschungsziele auf ganz anderem, hier nicht weiter zu berührenden Gebiete lagen. Ich bedauere sehr, daß ich nicht wenigstens auf den Strecken, die ich als erster Europäer zurückgelegt habe, rohe Kartenskizzen anfertigte; doch war ich darauf leider nicht vorbereitet. So kann ich nur geben, was ich vom Leben und Treiben in diesem merkwürdigen Winkel der Erde hindurchwandernd aufgefaßt habe, und versuchen, die allgemeine Aufmerksamkeit den Problemen, die hier der Lösung harren, mehr zuzuwenden.

Hingegen habe ich eine Darstellung meiner Reise durch die bekannteren Partieen Chinas unterlassen. Wer darüber etwas sucht, dem bietet sich bereits vorhandene Literatur, und ich wollte meine Zeit nicht daran setzen, neue Variationen alter Themata zu schreiben, obwohl es nicht immer gerade überflüssig wäre. Denn die richtige Beleuchtung des chinesischen Kulturkreises haben wir entschieden noch nicht. Gute Reisebeschreibungen müssen dem vorarbeiten. Doch bringt sie uns die Zukunft wohl auch ohne mich.

[1]) Travels and researches in the interior of China by E. Colborne Baber. I. A Journey of exploration in western Ssu-ch'uan. — Royal Geogr. Soc., supplementary papers, vol. I. London 1882.

[2]) Report on a journey through the provinces of Ssu-ch'uan, Yünnan and Kueichou. London 1884.



Kap. I. Der Berg Omi.

Hier sitze ich nun also wirklich im äußersten westlichen Winkel Chinas. Weit hinter mir liegen die vieldurchreisten östlichen und mittleren Provinzen. Plätze wie Schanghai oder Hongkong sind in dämmrige Ferne entrückt. Sollte mich hier ein Brief von Schanghai erreichen, er brauchte soviel Zeit wie der Brief, welcher von Schanghai nach Deutschland geht. Weit hinter mir liegen die breiten Wasser des Yangtze und das geschäftige Hankau-Hanyang-Wutschang an seinen Ufern, weit hinter mir auch die Wunder der Yangtze-Schnellen, die ernsten felsumgürteten Engen mit den senkrechten schwindelnd hohen Wänden, zwischen denen das Wasser still dahinschießt, nur bisweilen leise gurgelnd und schluchzend. Auch Tschungking liegt schon weit dahinten, diese westlichste Vorburg europäischer Einflüsse, wo doch außer Missionaren noch ein paar Euro-

päer in Zoll und Post, neuerdings auch auf englischen und französischen Kanonenbooten uns heimische Eindrücke geben. Vierzehn Tage Wanderung liegen schon zwischen ihnen und mir. Aber hier, in dieser westlichsten Abgeschiedenheit, taucht nun ein Neues, Merkwürdiges vor mir auf, das gerade in diese noch unberührte chinesische Ferne gehört: der heilige Berg Omi.

Es ist etwas Erstaunliches um ihn. Daß aus dem Staunen über dies Wunder der Natur schon seit Jahrtausenden fromme Verehrung geworden ist, muß jedem, der es sieht, selbstverständlich vorkommen. Man wandert seit Kiating durch ebenes Land. Da kommt allmählich am westlichen Horizonte eine breite Bergmasse hervor. Dichte weiße Wolkenschleier lagern noch darauf, man sieht zunächst nur unten ein breites, verschwommenes Blau. Doch die Wolken verschwinden langsam bis auf allerlei malerische Reste, die wie Gespenster sich durch die Täler recken und um die Spitzen strecken. Nun aber, siehst du, was da in der Mitte heraustritt? Ein merkwürdig geformter kühner Gipfel, der wie ein König unter Fürsten inmitten der Zackenhöhen um ihn her steht. Das ist er, der Omi. Das ist der Berg, dessen Name im ganzen millionenreichen China bekannt ist, soweit buddhistische Frömmigkeit reicht. Wie oft hatte ich selbst früher den Namen erwartungsvoll und sehnsüchtig genannt, gelesen! Wie hatte ich in Klöstern von Tschekiang, unter den Mönchen von Putu und Tientai, gleichfalls berühmten Plätzen, nach denen gefragt, die auf dem Omi gewesen seien, und mir von ihnen berichten

lassen! Stumpfe Berichte! Hier liegt er nun vor uns. Aber was er bedeutet, das sieht man noch nicht recht von unten, dazu müssen wir hinauf.

Der Gipfel des Omi erhebt sich mehr als 3300 Meter über Meeresniveau. Das Besondere dabei ist aber, daß diese Erhebung fast unmittelbar an die flache Ebene stößt und daß gerade die höchsten Partien nach der Ebene zu einen senkrecht steilen Absturz zeigen, dessen Tiefe vielleicht ohnegleichen ist auf der Erdoberfläche. Freilich erreicht dieser Absturz die Ebene nicht völlig, einige Erhebungen lagern sich noch vor. Aber der Eindruck ist trotzdem ungeheuer. Gähnend öffnet sich der Abgrund, Tausende von Fuß tief schießt es jäh hinunter, das Auge, erschrocken zurückprallend vor der schwindelnden Pfadlosigkeit, flieht in die Ferne, und da liegt die Welt und ihre Herrlichkeit, schier grenzenlos am dämmernden Horizonte sich verlierend, vor ihm ausgebreitet. Und wendet man sich nach der anderen Seite auf dem breiten Bergrücken, so liegt da drüben das geheimnisvolle Tibet. Die hohen Grenzlinien des tibetanischen Plateaus, bis zu 7000 Metern aufsteigend, also bedeutend höher als der Montblanc, ziehen sich dort, wo Himmel und Erde zusammenstoßen, mit ihren klaren, stolzen Schneerändern kräftig und malerisch dahin. Dichter bei uns aber, mehr südlich, blicken wir auf das Bergland der nie unterworfenen, noch so unbekannten, von kaum einem Europäer in ihren eigenen Wohnsitzen aufgesuchten sogenannten „Ureinwohner“ Chinas, der Lolo.



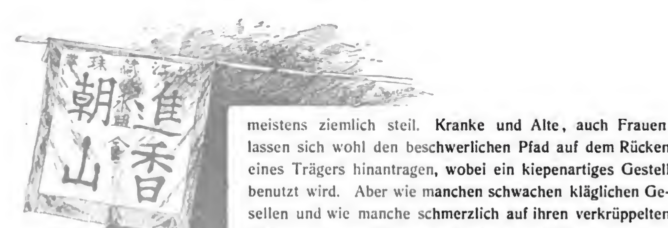
Dem gewöhnlichen Chinesen galt und gilt noch heute dieser Punkt gewissermaßen als das Ende der Welt. Von hier nach Westen zu beginnt das unheimliche Gebiet wilder Berge und Wüsten, der Tummelplatz schauerlicher Dämonen. Nach Osten zu aber geht der Blick weit hinein in die gesegneten Gaue des Landes aller Kultur und Sitte, des Wohlstandes und Behagens. So steht dieser Bergriese hier an der Grenze zwischen dem Sein und Nichtsein. Und welch ein Markstein ist er! Auch abgesehen von der Einzigartigkeit des Gipfels ist die Bergmasse ein entzückendes Stück Natur. Dichter reicher Wald bedeckt noch heute weitaus den größten Teil der Abhänge, wenngleich an der Ostseite durch Felder auch schon manche Bresche gelegt ist. Üppige Blumenschönheit neigt sich über malerische Schluchten, in denen das Bergwasser blitzschnell und blitzblank dahinrauscht. Im Dunkel der unzugänglichen Dickichte haust heute noch der Tiger; doch wird er selten gefährlich.



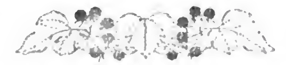
Schon lange bevor der Buddhismus in China Einzug hielt (erstes Jahrhundert nach Christo), war dieser Berg für das umwohnende Volk ein heiliger Ort. Der Instinkt des buddhistischen Mönchtums bemächtigte sich seiner dann

schnell und entwickelte ihn zu einem Heiligtum ersten Ranges. Vom dritten Jahrhundert nach Christo an haben wir Zeugnisse über die Errichtung von Tempeln. Der Berg wurde in besondere Beziehung gesetzt zu einer Gottheit, deren chinesischer Name Pu-hsien ist. Wir wollen die gelehrten Fragen, die sich an diese Gottheit knüpfen, hier beiseite lassen. Jedenfalls verehrt das gewöhnliche Volk den Pu-hsien als ein fabelhaftes Wesen, das auf einem weißen Elefanten reitend fernher von Indien über die ungeheure Bergwildnis kam und sich auf dem Omi als Schutzgott niederließ. In jedem der Tempel finden wir das Bildnis dieser Gottheit auf ihrem weißen Elefanten. Mit Tempeln ist der Berg übersäet; 62 zählte man mir mit Namen auf. Viele von ihnen sind in früheren Jahrhunderten prunkvoll eingerichtet gewesen und haben Belege für eine hoch entwickelte religiöse Kunst geboten. Heute ist das ganze Wesen im Verfall. Aber in den armseligen, vernachlässigten Heiligtümern findet man nicht selten noch Bronzen von wunderbarer Schönheit und Größe, Beweise erstaunlicher Meisterschaft, die sich in ihrer Umgebung seltsam genug ausnehmen.

Die Pilger, welche jährlich diesen Berg besuchen, zählen noch immer nach Hunderttausenden und Millionen. Auch von Tibet her kommen sie. Tibetanische Inschriften sah ich mehrere, sowohl Prunkinschriften auf Votivtafeln wie Gekritzel der Vorüberwandernden an Mauern. Ebenso zieht es einzelne der „Ureinwohner“, der Lolo, bisweilen hierher. Den ganzen Berg hinauf führt ein Steintreppenweg



meistens ziemlich steil. Kranke und Alte, auch Frauen lassen sich wohl den beschwerlichen Pfad auf dem Rücken eines Trägers hinantragen, wobei ein kiepenartiges Gestell benutzt wird. Aber wie manchen schwachen kläglichen Gesellen und wie manche schmerzlich auf ihren verkrüppelten Füßen an einem Stocke dahinwankende Frau sieht man auch von Stufe zu Stufe keuchen, vom frühesten Morgen an, bis sie am Abend endlich die 3350 Meter erstiegen haben. Und wieviel Hunderte von Meilen waren vielleicht schon vorher zurückgelegt! Denn sie pilgern hierher aus den entlegensten Winkeln Chinas, welches der deutsche Leser freundlichst nie vergessen wolle sich etwa in der Größe von Europa vorzustellen.



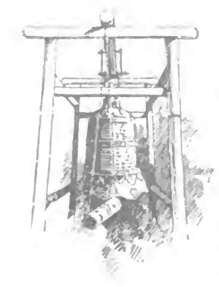
Meinen Wohnsitz nahm ich für die ersten Tage in einem etwa 1200 Meter hoch gelegenen Kloster Wan nien sz', das durch ganz singuläre Bau- und Kunstdenkmäler aus der Ming-Dynastie (1368—1644) besondere Aufmerksamkeit auf sich zieht. Als ich von der Ebene heraufkam, hatte ich meine chinesischen Träger. In Wan nien sz' entließ ich die und blieb nun ganz allein, ohne jeglichen Diener, in dem Kloster und unter den Mönchen. Doch derartige Situationen waren mir von früher her vertraut. Die Mönche sind meistens ein harmloses Völkchen, wenn der Europäer ihre Sprache versteht und sich für ihre Einrichtungen

interessiert. Man ist da bald gut Freund. Ich lebte von Klosterkost und wohnte wie ein Pilger. Zum Glück war es noch nicht eben Pilgersaison, und daher Raum genug vorhanden.

Am dritten Tage sollte der Gipfel bestiegen werden. Ich hatte tags zuvor einen Bauern der Umgegend, der ins Kloster gekommen war, als Führer und Träger gedungen. Das Wetter schien günstig; klare schöne Sommerluft und Vollmondnähe. Am Vorabend stand ich nicht weit von Wan nien sz', in einem unbesuchten Talwinkel und blickte nach der höchsten Spitze aus. Nebelfrei und wolkenlos stieg sie in den Abendhimmel empor. Ich nahm mein Glas, und da lag scharf umrissen nicht nur der gerade Abhang, sondern auch oben hart am Rande ein winziges Gebäude, einer der Tempel. Er war so klein und fern, man schaute hinauf wie in ein Märchenland. Schnell erblich der leuchtende Abendhimmel dahinter. Um mich duftete das feuchte Gebüsch, Gras und Blumen. Hie und da lockte noch ein Vogel. Kein Mensch weithin und kein Weltgeräusch. Eine unbeschreibliche Traumstimmung fällt auf dich in solcher Einsamkeit. — —

Der nächste Tag fing früh an. Schon vor 4 Uhr war ich aus den Federn, richtiger aus dem Fell, nämlich meinem mit Schaffell gefütterten Schlafsack, um vor dem Aufbruch einmal alles, was in der Frühe im Kloster vorging und mit dem Morgenkultus zusammenhing, zu beobachten. Der volle Mondschein lag noch im Klosterhof und auf dem prächtigen, rot blühenden Tulpenbaum in seiner Mitte, als ich die

Veranda entlang ging, die sich im Innern um den Hof hinzieht. An der großen Glocke regte es sich zuerst. Wie der Klang dieser Glocke spät abends den Tag beschließt, so eröffnet er ihn früh morgens. Ein Mönch stand daneben. Er stieß mit dem Läutebalken gegen die herrlich sonore Glocke (buddhistische Glocken haben keinen Klöppel, man stößt von außen einen schwebenden Balken dagegen), daß der tiefe, volle Klang weit durch den Mondmorgen hallte. Dann sang er den Preis seiner Götter. Von dem großen Buddha Sakyamuni anhebend ging er eine lange Reihe göttlicher Wesen durch. Und immer aufs neue zwischen den heiligen Namen, die mit ihren ehrenden Beiworten und den hervorragenden Plätzen ihrer Verehrung verkündet wurden, rollte der sanfte Donner des ernsten Glockentones über die Klosterdächer dahin, die Mönche weckend. Bald nachher waren eine Anzahl von ihnen im Hauptheiligtum versammelt, und der gewöhnliche Frühkultus begann. Als der gegen 5 Uhr zu Ende war und ich auf meiner Zelle die Sachen zum Aufbruch packte, brach der goldene Morgenschein durch die Bäume vor meinem Fenster. Frühstück war bald abgehalten, der Träger auch zur Stelle, und um 6 Uhr zogen wir in den strahlenden Morgen hinaus.



Es war prachtvoll. Alles still auf der Bergstraße. Pilger sind um diese Zeit nur wenige auf dem Omi und waren zu dieser Stunde noch gar nicht zu sehen. Die wenigen Bettler, welche die Straße jetzt verzieren (natürlich wächst ihre Zahl in der „Saison" ganz gewaltig), lagen noch in ihrem Stroh. Der Aufstieg geht einen Augenblick

durch Klosterfelder; dann wird es waldig. Der Ausblick weitet sich bald. Berge umher und Taltiefen in bunter Anmut. Grünblau standen die dämmrigen Wälder an den Abhängen gegen den tiefblauen Morgenhimmel. Wir gingen langsam und machten immer nach ein paar hundert Stufen eine Ruhepause wegen meines beladenen Führers; so konnte ich das herrliche Naturschauspiel recht mit Muße in mich aufnehmen und fühlte nichts von Anstrengung, obwohl wir von morgens 6 bis zum Nachmittag um 5 Uhr fast beständig steigend unterwegs waren. Es hätte ja schneller abgemacht werden können. Aber unterwegs liegen viele Tempel-Klöster, deren Besuch und Beschreibung mir wichtig war und mit deren Untersuchung ich mich oft länger aufhielt.

In etwa 2440 Meter Höhe, als wir ein Kloster passierten, in dessen Nähe der große Pu-hsien bei seiner Ankunft sein Reittier, den weißen Elefanten, gewaschen haben soll (der Teich wird natürlich noch gezeigt), gerieten wir in Nebel und Wolken. Fast war es, als gehöre sich das so. Phantastik der Natur in dieser von Menschenphantasie so umsponnenen Höhe. Rauchend und schwebend zog es durch die Bäume, Felsblöcke traten unvermutet aus dem Grau, Zweige griffen über den Weg, strahlende Magnolienblüten hingen wie verloren in der Luft, ein Abgrund klaffte plötzlich zur Seite, Tempelglocken klangen deutlich durch die Stille, noch ehe man eine Spur der Gebäude sah. Einmal erschrak ich fast. Denn aus einer der kleinen Kapellen am Wege sprang mit gewaltigem Satze



ein Tiger hervor. Aber der Schreck verging schnell, es war zum Glück nur ein künstlicher Feind. Man pflegt hier in der Gegend öfter dem Gott der Gebirge (schan wang), welcher viel verehrt wird, in seinen Kapellen einen Tiger als Begleiter hinzustellen, und diesmal hatten sie in munterer Laune das Tier (in richtiger Naturgröße ziemlich geschickt nachgemacht) so dargestellt, als ob es gerade aus dem Häuslein hervorspringe auf den Weg. Der Nebel half der Täuschung für den ersten Augenblick nach.



Wir sind nun endlich oben, da die Sonne sich schon stark gegen die Berge von Osttibet neigt. Die äußerste Höhe ist ein ziemlich breiter Rücken, nach Westen allmählich abgedacht und in Buschwerk und dichten Wald sich verlierend, nach Osten mit ganz steilem Absturz, wie oben schon erwähnt. Eine Anzahl Klöster liegen zerstreut auf diesem Rücken, mehrere von ihnen dicht am Rande des Abgrundes. Es sind sämtlich Holzgebäude, recht geräumig, um viele Pilger aufnehmen zu können, aber äußerlich ohne irgend welche besondere Schönheit oder Eigenart. Da außerdem immer noch der Nebel auf der Höhe und über der weiteren Aussicht lagert, so ist der erste Eindruck nicht gerade überwältigend. Ich kehre in einem Tempel nahe an dem steilen Abfall ein. Er wird



gewöhnlich bezeichnet als „der goldene Gipfel", genauer ist sein Name „goldenes Kloster des echten Gipfels". Freundlich neugierig werde ich aufgenommen, bekomme eine ordentliche geräumige Zelle, in der ich mir von fünf Lagerstätten eine aussuchen kann, und bald steht auch ein klösterliches Abendessen vor mir. Der Wind fegt den Nebel an den engen Fenstern mit ihrer zerrissenen Papierfüllung vorüber. Zunächst habe ich fast mit einer Enttäuschung zu kämpfen.

Aber am Abend! Nein, das ist einfach großartig. Eben komme ich aus der Nacht zurück in meine Zelle (es ist etwa 9 Uhr), ein Mönch hatte mich hinausgerufen, die „Lichter" wären zu sehen. Ich folgte ihm über den Hof bis zu einer Kapelle, die unmittelbar an dem Abgrunde erbaut ist. Dieser wird hier von einem eisernen Geländer eingefaßt, damit niemand schwindelnd oder auch absichtlich hinunterstürzt, wie es früher öfter geschehen ist. Da steht man nun am Rande der grundlosen Tiefe. Steil und unermeßlich schießt es vor dir hinab. Rings dunkle Nacht und heulender, flüsternder Wind, oben am Himmel funkeln die Sterne. In der grenzenlosen Weite jagen sich die weißen Wolken und Nebel. Bald reißen sie unvermutet auseinander — schwarz tut es unten sich auf —, dann breiten sie wieder schnell ihre riesigen Gespensterfittiche darüber. Kein herrlicheres Bild der ewigen Unendlichkeit gäbe es, wenn man beweglich malen könnte. Nun aber! Mit einem male rötet es sich am Horizont über dem weißen Geflock. Blutrot, — — dann steigt langsam und schwer der große



runde Ball des Mondes herauf. Eine schmale Wolke liegt vor ihm wie ein Ring des Saturn. Nun schwebt er voll über dem Horizonte, und wie wird nun das Wolkenpanorama über dem Abgrunde verändert! Silberglänzende Ränder, weiße Breiten, dunkle Schatten. Es ist eine imposante Wiederholung von Genesis 1, „es werde Licht!" Der weite Himmel droben hat jetzt jenen seltsamen Fernschein, als leuchte es weit, weit in die Ewigkeit hinein. Und während ich noch empor starre, da packt mich der Mönch neben mir am Arm und ruft: „Die Lichter, die Lichter!" und streckt die Hand aus, „dort, viele, viele!" Und in dem Abgrunde, an schwarzen Stellen, welche die Wolken freigelassen haben, flackern und flimmern eine Menge von Lichtchen, kommen und verschwinden, wie die Lichter einer geheimnisvollen großen Stadt, die da unten liegen könnte. Es sind Irrlichter, die hier in der Tiefe von Zeit zu Zeit in einer ganz seltsamen Fülle gesehen werden. Aber wer hätte wohl Stimmung, den Mönch zu belehren, wenn er andächtig scheu murmelt: „Die Lichter der Kwan-yin, die Lichter der Kwan-yin" und sie für Wunderzeichen seiner großen milden Göttin hält, — wer hätte die Stimmung dazu in solcher Wundernacht! Es ist ein ungeheurer Eindruck. Buddhismus und alles ist vergessen vor solcher Größe der göttlichen Werke. Ich muß noch einmal wieder hinaus und es sehen.

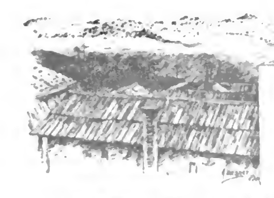
Eine halbe Stunde später. Ich komme eben wieder herein. Die ganze Nacht möchte man da draußen versitzen. Es ist wie eine dich anwehende Offenbarung des Ewigen.

Der Mond steht nun höher. Wolken und Nebel jagen sich haschend unter ihm hin in mächtigen Gebilden. Einmal sah ich deutlich die Gestalt von Rafaels Gott in der Schöpfung, wie Er so am Himmelsgewölbe dahinfährt. Dann wieder verschwindet der Mond ganz hinter dichtem Schleier. Aber den Nebelmassen bleibt eine Art winterlicher Schneefärbung von seinem Lichte. Und diese wogende unbegrenzte grauweise Masse liegt wie das wesenlose Chaos vor deinem Auge. Dazu immer, wenn du mehr wieder zu dir kommst, dicht vor dir dieser Abgrund. Deine Füße stehen gerade an dem schaurigen Rande, dort, etwas hinab an der Wand, noch eine Felsritze mit Buschwerk und Blumen, die sich hinunterzuneigen und in die Tiefe zu winken scheinen, und dann ist alles aus. Wie eine magnetische Gewalt zieht dies Bodenlose an deiner Seele. Fasse das kalte Eisen nur fest, die Stangen der Umfriedigung! Hier haben einst andere gestanden, die hat es übermocht, die sind ins Bodenlose hinabgesunken.
— — — — — — — — — — — — — — —

Und am nächsten Morgen! Was größer ist, wüßte ich nicht zu sagen. Der erste Klang der Glocke brachte mich auf die Beine. Wach war ich schon länger. Wie wenig Schlaf braucht man, wenn man innerlich so von etwas wirklich Großem gefaßt ist.

Es war noch Nacht, aber der helle runde Mond stand am Himmel, und — o Entzücken! — alles klar! Kein Nebel! Das ist die wichtige Bedingung für einen rechten Morgeneindruck hier. Ganz allein und einsam

trat ich aus der Hinterpforte des Klosters und stieg wieder die Treppe hinan zu der Kapelle am Abgrunde. Sie hat vorn und hinten eine schmale Terrasse, sodaß man von dort nach beiden Seiten abwechselnd den Fernblick genießen kann. Über den Abgrund hin, welch' anderer Anblick heute Morgen als gestern Abend! Vor dem Gebirge schob sich endlos daher das breite, weite, ebene Land, unten erst das Städtchen Omi mit seinen Häuschen und dem Flusse, Felder, Dörfer, Kanäle darum herum, dann so ähnlich weiter und weiter, in nebliger Ferne Kiating mit dem stärkeren Silberband eines größeren Stromes, des Min; dahinter verschwimmt alles allmählich. Wie eine Karte liegt die reiche Provinz Szetschuan vor dir ausgebreitet. Jede Minute macht es heller und zeigt klarer, aber so mauseklein, die unzähligen Dörfer, Städtchen, Felder, Bäche, die dunkleren Linien von Gebüschen und Waldungen, die Bergketten, welche sich hin und wieder hindurch ziehen. Es ist, als hörte man den Atem dieser weiten großen Welt in ihrem Morgenschlummer. Eine feine rote Linie erscheint am Horizonte. Nun langsam stärker und mit Gelb nuanciert. Dann immer mehr Farben und Lichter, und das breitet sich und breitet sich nach beiden Seiten, als umarme es die volle Erdkugel, und so zieht langsam die Sonne herauf. Da wende ich mich nach Westen. Denn jetzt soll man ja von der anderen Terrasse aus die Schneeberge Tibets sehen können. Über den wilden waldigen Bergketten des Vordergrundes zögert hier noch der silberne Mond. Langsam erstirbt er am neugeborenen

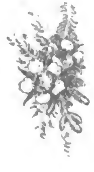


Tage. Die Ferne hüllt sich noch in Grau. Da kommt ein leiser roter Schein von jenseits, vom Sonnenaufgang her, zu uns herübergeschlichen. Ganz zart rosa legt es sich über die graue Ferne. Und jetzt wird es feenhaft. Aus dem rosa Schein heben sich auf einmal weiße spitze Köpfe. Ich wollte sie einen Moment für eigentümliche Wolken halten, so hoch standen sie am Himmel. Nein, — es sind die Grenzlinien des tibetanischen Schneelandes: sie kommen schon deutlicher heraus. Das Grau verfliegt überall, lange feste Zusammenhänge der ganz leicht rötlich überhauchten Schneekämme treten an den Horizont. Durch mein Glas kann ich Rinnen und Knicke in den Berglinien erkennen und viele Einzelheiten. Wie greifbar stehen sie da, den Fuß noch in Nebel und Wolken, die erst langsam vor dem nun stärker werdenden Sonnenlichte weichen. Das ist die erste Erscheinung des vielgenannten seltsamen Landes vor meinen Augen.

Wie lange habe ich dort gestanden und hinüber geschaut! Solche Eindrücke sucht man vergebens in Worte zu fassen.

Bis nach 9 Uhr sah ich die weißen Gebirgsränder des westlichen Horizonts klar, dann verschwanden sie. Auch die übrigen Bilder verhüllten sich in Wolken, während es hier oben auf der Höhe ein heller sonniger Tag blieb.

Um Mittag wurde es sogar recht warm. Freilich im Schatten und wo der Wind blies, spürte man die Kühle des hohen Berges. In meiner Zelle steht eine offene Pfanne mit einem Kohlenfeuer, das ich ganz angenehm empfinde. Auch meine Besucher, die Mönche des Klosters und die Novizen, Kinder im Alter von 10—12 Jahren, welche oft bei mir eingucken, gruppieren sich sogleich um die Feuerpfanne, wenn sie nicht meine Sachen mustern. Ich habe manche ganz amüsante Gespräche mit den Mönchen. Sie erkundigen sich besonders nach gewissen Wundern der Kultur des Westens, von denen sie gehört haben, ohne daß sie doch so recht daran glauben können. So nach Eisenbahnen und Dampfschiffen. Noch verwunderlicher ist ihnen die Vorstellung eines Luftballons. Irgendwie muß die Kunde von solch' einem Ding auch mal zu diesen Weltabgeschiedenen gedrungen sein. (Ihr Ausdruck war ganz entsprechend: tchî tchiû = Luftball). Ich mußte ihnen das Monstrum beschreiben, sagen, wieviel es koste, wie lange man daran arbeite, ob es öffentlich zu sehen sei und ob umsonst. — Dergleichen hören sie an wie unsere Ahnen die Erzählungen von Leuten mit Hundsköpfen und geschwänzten Menschen in fernen Ländern. Wie viel sie davon glauben, läßt sich schwer feststellen.

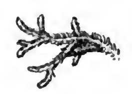


Drei Tage bin ich da oben geblieben. So etwas wie den ersten Abend und Morgen erlebte ich nicht wieder. Es wurde neblig, wie leider so oft in solchen Höhen. Doch konnte ich mein Interesse an den Tempeln befriedigen, in denen und um die herum viel merkwürdiges Detail zu stu-

dieren war. Früher haben hier oben prachtvollere Tempel gestanden als die jetzigen bretternen Pilger herbergen. Sie sind aber durch Brände zerstört. Staunenswerte Reste von Bronzen liegen halb geschmolzen unter freiem Himmel, so ganze Partien der metallenen Wandbekleidung ehemaliger Bronzehallen. Dicht an dem Abgrunde sind mehrere noch leidlich erhaltene, aber offenbar auch im Feuer gewesene Bronzepagoden aufgestellt. Manches Schöne stammt nach Inschriften aus der Zeit des Mingkaisers Wan-Li (1573 bis 1620), anderes von den Kaisern Kang-hsi und Tchien Lung der jetzigen Dynastie.

In einem Kloster hier oben traf ich einen Mönch, der die Reise, welche ich weiterhin plane, gemacht hat und mir genaue Angaben über die zu passierenden Orte, die Entfernungen und anderes mitteilte. An der tibetanischen Grenze ist er nach Yünnan hinabgezogen und dann nach Siam gepilgert. Eine gehörige Leistung! Er war bereit, mich zu begleiten, hatte aber leider die kuriose Idee daß ich ihn dann mit nach Deutschland nehmen sollte, denn er brannte auf die Länder des Westens. Sonst solle ich ihm eine hohe Summe Reisegeld für die Rückkehr geben. Darauf konnte ich nicht eingehen, obwohl der Mann mir gut gefiel. —

Am 16. Mai verließ ich den merkwürdigen Gipfel und kehrte nach Wan nien sz' zurück, wo ich noch einige Zeit zu verweilen beabsichtigte. Ich nahm von oben die Empfindung mit, an einem der merkwürdigsten Punkte der Erde gestanden zu haben.





Hier sitze ich wieder im Torwege meines Klosters Wan nien sz'. Ordentlich heimisch kommen mir die Eindrücke des schon bekannten Platzes entgegen, da ich nun von oben wieder herabgestiegen bin. Rechts und links von mir thront in einer Mauernische eine Holzfigur, die eine ist der Drachengeist, die andere des Klosters besonderer Schutzgeist. Sie starren mit mir über den kleinen freien Platz in das flatternde, raschelnde Blättergrün, zwischen dem die Steintreppe dort herauf führt.

Wan nien sz' ist unter den Klöstern, welche den Abhang des heiligen Berges bedecken, wohl das bedeutendste. Es zerfällt in drei Heiligtümer, jedes mit seinem besonderen Namen, die Halle des Pilu, die Backsteinhalle und die neue Halle. Doch sind das nicht nur einzelne Gebäude, sondern ganze Gruppen von Räumlichkeiten, jede aber nach dem Hauptraume genannt. Die erste Abteilung heißt Pilu-Halle von der Figur des Buddha, welcher im Zentrum ihres Tempels aufgestellt ist. Es ist der Pilu-Buddha, das chinesische Aquivalent für den indischen Vairotschana, eine jener phantastischen Buddhagestalten spätbuddhistischer Spekulation. Die zweite Abteilung der heiligen Gebäude, die Backsteinhalle, trägt ihren Namen von dem merkwürdigen und berühmten Backsteinbau mit dem Bronze-Elefanten, dem Reittier des Pu-hsien. Dies sind zwei der interessantesten

Altertümer nicht nur des Berges Omi, sondern man mag wohl sagen Chinas überhaupt. Der Elefant, ein Meisterstück chinesischer Bronzegießerei, ist im 10. Jahrhundert n. Chr. hergestellt, und zwar auf kaiserlichen Befehl. Er ist zusammen mit einem Untersatz von vier bronzenen Lotusblumen, auf denen die vier Füße ruhen, annähernd drei Meter hoch, beinahe fünf Meter lang und etwas über zwei Meter breit. Die ganz erstaunlich schöne und sprechend natürliche Arbeit des Künstlers hat verhältnismäßig wenig gelitten. An den Beinen und dem Rüssel haben Pilger Stellen abgerieben, sodaß sie blank schimmern, da man dadurch die Heiligkeit dieses Bildes recht substantiell sich anzueignen meint; denn Geldstücke oder auch sonstige Gegenstände, welche durch solch ein Reiben mit dem Bildnisse in engste Berührung gekommen sind, nehmen dadurch etwas von seiner Heiligkeit an. Auf diesem Elefanten thront nun oben eine gleichfalls vorzügliche Bronzefigur des Gottes Pu-hsien, ungefähr 5 Meter hoch. Er ist in der Ausstattung der indischen Prinzen dargestellt, welche für gewisse Gestalten der buddhistischen Götterwelt, nämlich die sog. Bôdhisattvas, stehend geworden ist. Pu-hsien ist eben auch ein Bôdhisattva, d. h. eine Persönlichkeit, welche dazu bestimmt ist, noch einmal als ein Buddha wiedergeboren zu werden, um dann ins Nirvana aufzugehen; jetzt lebt er in himmlischer Herrlichkeit mit der Macht und dem Willen, den armen Irdischen, die ihn anrufen, zu helfen. Die himmlische Herrlichkeit wird eben in dem königlichen Schmucke symbolisiert.

Diese prachtvollen Bronzen werden nun von einem ebenso bemerkenswerten Bauwerk umschlossen. Es ist bedeutend später als der Elefant und sein Reiter, die Mutter des Kaisers Wan-Li der Mingdynastie soll es im Anfang des 16. Jahrhunderts erbaut haben. Das Gebäude ist im Unterschiede von den meisten chinesischen Werken der Baukunst ganz ohne Holz hergestellt, größtenteils aus Backstein. Es hat eine sehr eigenartige Form. Die Wände bilden ein vollkommnes Quadrat, über welchem sich ein Rundgewölbe erhebt. Es ist genau nach Sonnen-Orientierung angelegt, sodaß zweimal in jedem Jahre die Sonne beim Aufgang ihren Strahl grade durch eine schmale Spalte der Vordermauer auf einen Edelstein in der Stirn des Gottes Pu-hsien wirft. Die Wände des Gebäudes sind sehr dick, über 3 Meter. In ihnen befinden sich eine Anzahl Nischen für allerlei heilige Figuren. In diese Nischen pflegen wohl Pilger einen mitgebrachten Hausgötzen zu setzen und ihn an dieser heiligen Stätte eine Zeitlang, ein Jahr oder länger zu belassen, bis man ihn später wieder abholt. Auf diese Weise saugt die Figur gewissermaßen von der Heiligkeit des Ortes und des großen Pu-hsien etwas in sich ein und ist hernach um so wirkungskräftiger.

Man muß sich nun aber weder das eigenartige Gebäude noch die Bronzefigur sehr effektvoll denken. Das Bauwerk ist so eingefaßt von anderen Gelassen, so zusammengeklebt mit Wohnungen der Mönche und elenden Bretterbuden, daß man gar keinen Totaleindruck bekommt. Das Innere ist so halbdunkel, daß man Mühe hat, von dem

Elefanten und dem Götterbild eine deutliche Anschauung zu gewinnen. Ein schmutziges, staubiges Brettergerüst umgibt den Elefanten, zum Teil, damit für Opfertische Raum ist, zum Teil damit man oben um die Bronze herum gehen kann, nachdem man auf einer kläglichen Leiter hinaufgestiegen ist. Schmutz und Staub, armselige moderne Holzfiguren, Gerümpel und wertloser Kleinkram bilden überhaupt das Milieu der Sehenswürdigkeiten. —

Die heutigen Gebäude von Wan nien sz' sind außer der Backsteinhalle in dem gewöhnlichen chinesischen Klosterstil gebaut, meistens Fachwerk. Sie sind wiederholt abgebrannt und neu aufgebaut, aber auch ohne Brandunglück; überdauern solch einfache Bauten nicht lange Zeit. Die Zahl der Mönche ist gering. Zu der Pilu-Halle gehören 16, zur Backsteinhalle 10, zur neuen Halle nur 7 Geschorene. Die Pilu-Halle besitzt einen eigenen Abt. Er ist bereits 73 Jahre alt, Ping-kuang lautet sein Klostername, auf deutsch etwa: Friedensglanz. Dieser Alte kam gern zu mir auf meine Zelle oder wir saßen auf den Treppenstufen des Haupttempels in der Abendkühle, und dann erzählte er mir von ihrem Klosterleben und den Klostereinrichtungen. Oft hatte er zu klagen. Ob es nur Redensart war, oder ob er wirklich so empfand er bejammerte jedenfalls mehrfach den gesunkenen Zustand der hohen Religion hier auf dem heiligen Berge. Der Mönche seien wenige, und sie seien unwissend und bekümmerten sich nicht um die heiligen Bücher.

Macht schon dies Kloster Wan nien sz' einen ärmlichen Eindruck, so gilt das noch viel mehr von den zahlreichen kleineren, die über den ganzen Berg sonst verstreut sind. Wer hervorragende buddhistische Tempelanlagen in Mittelchina oder in den östlichen Küstenprovinzen gesehen hat, der steht vor diesen Kultusstätten mit dem Gefühl, daß hier eine kunstlose Bauernreligion ihr Dasein fristet. Die meisten Heiligtümer sind hauptsächlich als Pilgerherbergen angelegt und spekulieren auf Pilger. Denn der Pilgerzudrang ist trotz der unansehnlichen Klöster ungeheuer. Die uralte Heiligkeit des Berges wirkt da noch immer mit gleicher Kraft.

Über hundert Höhlen rühmt sich der Berg Omi zu besitzen. Das ist für den Chinesen keine Kleinigkeit. Höhlen spielen für das religiöse Gefühl dieses Landes eine gewisse Rolle. Aus welch' alten Zeiten mag das herüberkommen! Es hat seine Wurzeln doch sicher in jenen fernen Tagen, als das Gebiet der Religion sich ungefähr mit dem Gebiete des Unheimlichen deckte. Das schaurige Düster der Höhlen war der Schlund der Unendlichkeit, der sich mitten im Licht des gewöhnlichen Tages auftat. In dem Grausen solchen Dunkels wohnte das Unnahbare, der geheimnisvolle Drache. Wer wagte es, da hinein zu dringen und die unterirdischen Tiefen auszu-



messen! Man verehrte solche Stätte mit heiliger Scheu. Viel von derartigem uralten Empfinden hat sich in Buddhismus sowohl wie Taoismus erhalten. Noch heute liebt man es, Höhlen oder Grotten mit einem Tempel zu verbinden oder die Klöster doch recht in wild zerrissene Felsmassen hineinzudrängen. Das gibt dem Kultusorte ein wertvolles Prestige bei den Gläubigen. Ein merkwürdiges Buch, welches ich einst von einem Mönche erhielt, eine Art Führer für Pilger, in welchem alle wichtigeren Heiligtümer in den achtzehn Provinzen des Reichs der Mitte aufgezählt und die wichtigsten Straßen dahin mitgeteilt sind, vergißt bei der Beschreibung der einzelnen Tempel niemals die Höhlen anzugeben, welche in ihrem Bezirke etwa liegen. Dabei werden freilich alle geringen Felslöcher und Vertiefungen unter einer überhängenden Klippe mitgerechnet, wie das auch bei den hundert und zwölf Höhlen des Omi geschieht. Die meisten der Höhlen verbinden sich mit Sagen und Legenden. Häufig sind die sogenannten achtzehn Lohan ihre Helden. Der chinesische Buddhismus umgibt den Buddha mit einer Zahl von achtzehn besonders angesehenen Heiligen (aus dem indischen Arhat, der Heilige, ist Lohan geworden), zum Teil historischen Persönlichkeiten, zum Teil reinen Phantasieprodukten. Anfänglich waren es nur sechszehn, wie noch heute in Korea und Japan, erst die letzten Jahrhunderte haben ihre Zahl in China um zwei vergrößert. Diese Lohan, als Gegenstand der Verehrung nicht so hoch stehend wie viele andere Gestalten, geben der Legende um so mehr Stoff. Sie

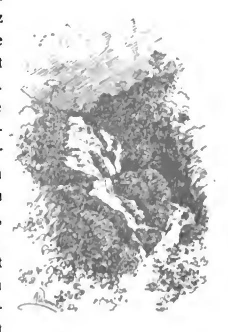
vertreiben Ungeheuer aus Höhlen und machen diese für sich selbst bewohnbar. Sie ergötzen sich in den Höhlen an überirdischer Musik, die ein Frommer zufällig einmal hören darf. Sie bauen Brücken über Abgründe und lenken den Lauf der Wasser.



Auch mit Legenden des Taoismus stehen einige der Höhlen des Omi in Verbindung. Es ist sehr wahr scheinlich, daß der Taoismus, welcher ja viel älter ist als der Buddhismus in China, hier ein früheres Besitzrecht gehabt hat. Mit seiner assimilierenden und qualligen Art ist der Buddhismus aber völlig über ihn Herr geworden, beherbergt ihn freilich noch gewissermaßen in seinem Schoße. Denn es fällt ihm nicht schwer, auch den Laotse, den verehrten Heiligen, ja vermeintlichen Gründer des Taoismus, zwischen seinen Göttern zu dulden, wie man ihn zum Beispiel in Wan nien sz' auf Einem Altar mit dem Buddha und der populären Kwan yin, der Göttin der Barmherzigkeit, stehen hat[1]). Auch besuchen taoistische Mönche den Berg Omi zum Zwecke der Verehrung, und daß die gewöhnliche Pilgermenge sich hin und wieder in ihrem Aufputz taoistisch drapiert, ist bei der Verschwommenheit der religiösen Grenzen in diesem Volke vollends nicht überraschend. —

[1]) Wirklich taoistische Klöster existieren heutigen Tages auf dem Omi nicht. Das sei ausdrücklich hervorgehoben, weil sich eine irrige Angabe darüber in dem Buche „Mount Omi and beyond" von W. K. Little findet. Das Kloster, welches Little dort als taoistisch bezeichnet, Hua Yien Ting, ist tatsächlich ein buddhistisches. Ich habe es besucht und genau besehen. Auch haben mir Mönche auf meine Erkundigung immer wieder versichert, daß es taoistische Klöster auf dem Berge nicht gebe.

Der chinesische Buddhismus hat vier besonders berühmte heilige Stätten. Die eine ist die Insel Puto im Tschusan-Archipel vor der Küste der Provinz Tschekiang; die zweite ist die Berggegend Tchiû hwa san in der Provinz Nganhui, nicht weit vom Yangtze und von der Stadt Tatung; die dritte ist der Berg Wu taisan in der Provinz Schansi; die vierte ist der Omi. Jede dieser Stätten hat ihre besonderen landschaftlichen Reize, aber der Omi überragt in dieser Beziehung ohne Frage die drei anderen weit. Staunt man oben auf seinem Gipfel die so unvergleichliche Aussicht an, so kann man die Breite seiner Abhänge tagelang mit immer neuen Überraschungen landschaftlicher Schönheit durchstreifen. Diese Fülle anmutiger Blumen und frischer Grasmatten, dieser Reichtum prachtvollen Baumwuchses, diese lauschigen Dickichte und Felsenwinkel, diese mannigfaltigen Ausblicke auf Täler, Abhänge und malerisch gelegene Tempel, diese Bergbäche, deren Bett an einigen Stellen imposante Wasserfälle bietet, an anderen wieder die ganze Anmut eines friedlich unter seinem grünsonnigen Dache dahinrieselnden Waldwassers zeigt und mit seinen plätschernden, murmelnden Wellen den Wanderer erst niederzieht auf den Rasen am Ufer, um ihn dann in Traum und Schlummer zu lullen, das alles wird man selten so wieder finden. Ich nahm es voll Entzücken mit, wenn ich von meinem Standquartier aus andere Klöster aufsuchte, um dies oder jenes kennen zu lernen. Die Klöster selbst und ihre Mönche haben wahrlich nichts Anziehendes für den Europäer. Aber wenn man zwischendurch den Hauch



der Friedensschönheit einsog, der über diesem Berglande liegt, wenn man im Säuseln der Baumkronen und den Stimmen der Vögel ausruhte von dem Lärm der Welt da draußen, dann konnte man wohl begreifen, daß seit Jahrtausenden immer wieder viele hier den Hafen ihrer Ruhe gesucht haben in der Stille der Klöster. Fühlen diese Geschorenen es auch nicht genau wie wir, so fühlen sie doch ein gut Stück davon. Das Leben eines einfachen Chinesen da draußen ist ein drangvolles, ein gequältes Leben. Härteste Arbeit und beständig drohende Auspressung hetzen ihn vorwärts. Man halte einmal den Klosterfrieden solcher Berge daneben. Ist es nur Faulheit, Indolenz, was die Zellen bevölkert hält von Jahrhundert zu Jahrhundert? Ist es nicht auch natürliche Reaktion gegen unerträgliche Werktagsbürden? Und hie oder da vielleicht noch etwas Tieferes. — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —





Kapitel 2.
Vom Omi nach Yatschou.

Also ade, du merkwürdiger Berg! Wir steigen wieder zu Tale. — —

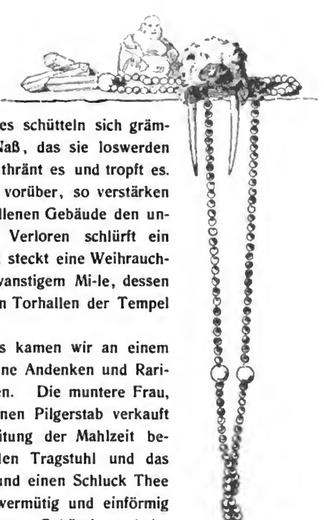
Die stille große Pilgerzelle, in deren schmucklosen vier Wänden ich die letzten Wochen gehaust habe, schaut mich fast wehmütig-heimatlich an, da ich jetzt mein Lager wieder zum Lastballen zusammenschnüre. Der Tag scheint nicht sehr verheißungsvoll durch die Holzvergitterung des Fensters herein, nebelverhängt und düster. Draußen im Hofe des Klosters sind ein paar handfeste Mönche grade dabei, eine jener großen Inschrifttafeln, die wohl von irgend einem frommen Pilger, der die Götter nötig hatte, gestiftet ist, über dem Ausgange an der Innenseite zu befestigen. Das schwere Brett, gegen 3 m lang, schwarz lackiert mit neu glänzenden goldenen Schriftzeichen — fa yü pi yün, „Lehre (reich wie) Regen, Erbarmen (groß wie) Wolken“ lese ich — macht Mühe; die stämmigen Burschen quälen



sich eine Weile, der alte Abt sitzt ruhig gegenüber am Hofrand auf den Steinen und schaut ihnen zu. Endlich prangt es richtig. Triumphierend blicken sie auf den neuen Schmuck. Auch meine Träger stehen dort und haben der Arbeit zugesehen; jetzt rufe ich sie heran. Es sind im ganzen sechs Leute, Bauern aus den Dörfern am Fuß des Omi. Drei haben mich in meiner Sänfte zu tragen, die drei übrigen teilen sich in mein Gepäck. Meine Sänfte, die ich mir in Tschungking hatte herstellen lassen, lehnt noch richtig unten im Hofe seitwärts unter dem überdachten Gange, wie ich sie bei meiner Ankunft hier hingestellt hatte.

Nun sind wir fertig. Mein alter Freund, der Abt Ping kuang, und mehrere der Mönche, unter ihnen natürlich der Gastwart, sammeln sich am Tore, um mir Lebewohl zu sagen. Sie danken sehr nachdrücklich. Ich hatte meinen Aufenthalt von 14 Tagen in diesem Kloster mit dem Silberschuh, den ich dem Gastwart eingehändigt, offenbar recht reichlich bezahlt. Und zum letzten Male gehe ich an dem weißbärtigen Gotte des Erdbodens, der vor dem Tore steht, vorüber, steige zum letzten Male die steinernen Stufen draußen unter dem raschelnden Bambus hinunter.

Der Nebel wurde bald zu feinem Regen. Die mit kleinen Steinchen gepflasterte Bergstraße ist dann schlüpfrig, sodaß man es den Sänftenträgern an den steileren Stellen, um ein Ausgleiten zu verhüten, gern erleichtert, indem man zu Fuß geht. Melancholischer Zug. Weithin liegt unten die Ebene der Provinz Szetschuan, aber alles grau in grau, vom Landregen verschlungen. Die breiten mächtigen Baum-



kronen an den Seiten unseres Weges schütteln sich grämlich und bespritzen uns mit dem Naß, das sie loswerden möchten. In Gräsern und Blumen thränt es und tropft es. Kommt man an einem der Tempel vorüber, so verstärken die öden, schmucklosen, halb verfallenen Gebäude den unwirtlichen Eindruck der Natur. Verloren schlürft ein Mönch unter dem Dache dahin und steckt eine Weihrauchstange in das Gefäß vor den dickwanstigem Mi-le, dessen rundes Gesicht dir aus den meisten Torhallen der Tempel entgegengrinst.

In halber Höhe des Abstieges kamen wir an einem Häuslein vorbei, worin allerlei kleine Andenken und Raritäten für Pilger feil gehalten werden. Die muntere Frau, welche mir hier beim Aufstiege einen Pilgerstab verkauft hatte, war jetzt emsig mit Bereitung der Mahlzeit beschäftigt. Meine Leute setzten den Tragstuhl und das Gepäck hin, sie wollten ausruhen und einen Schluck Thee genießen. Der Regen tropfte schwermütig und einförmig auf die Decke meiner Sänfte; das nasse Gebüsch raschelte im leichten Winde, halblaut klang das Gespräch meiner Leute mit den Insassen der Hütte herüber. Mein Blick konnte gerade einige der Gegenstände, die zum Verkauf auslagen, erreichen: einige seltsame Pflanzenwurzeln, die von Tibet her stammen sollten und als besondere Medizin galten, etwas versteinertes Holz, ein paar jener als Amulett geschätzten langen Eckzähne des Moschusbockes, mehrere Bergkrystalle, dann drei Bündel Pilgerstäbe, auf deren Spitze ein roh geschnitztes Bild der populärsten chinesischen Göttin, der Kwan yin, prangte.

Und weiter ging es. Gegen Mittag wanden wir uns aus den letzten Vorhügeln heraus und hatten die Ebene mit ihrer dicken Regenluft wieder um uns herum. Die Stadt Omi kam auch bald in Sicht. Innerhalb des mächtigen Stadttores machte ich auf der volkreichen Straße Halt, um die Lastträger, welche sehr zurückgeblieben waren, zu erwarten. Ein Blick auf diese emsige Menge der Leute in den Straßen ist mir trotz all der kleinen Widrigkeiten, die damit verbunden zu sein pflegen, immer wieder reizvoll. Wie sich diese Kultur mit ihren tausend kleinen besonderen Einrichtungen und Handgriffen da vor einem aufrollt! Wie in diese Gesichter die Eigenart ihrer Arbeit und ihrer Laster sich eingegraben hat! Wie rein menschlich und gut menschlich doch wieder so vieles berührt! Ich trat an einen der Verkaufsstände und erwarb etwas von dem einfachen Gebäck sowie einige Stücke des nahrhaften Bohnenkuchens, der in den Mahlzeiten des geringen Chinesen eine so hervorragende Rolle spielt. Es ist eine Masse aus zermahlenen und gepreßten Bohnen, welche einige Ähnlichkeit mit Quarkkäse zeigt. So wie die Leute merken, daß der Fremde ihre Sprache spricht und gar von ihren Lebensmitteln genießt, wird das gemeine Volk freundlich und zutunlich. Vor allzu starkem Umdrängen schützte mich heute der Regen.

Mein Quartier nahm ich bei demselben Manne, unter dessen Dach ich schon auf dem Hinwege eine Nacht zugebracht hatte. Er war ein Vertrauensmann der China-Inland-Mission, die durch ihn den ersten Versuch machte,

in diesem Orte Fuß zu fassen. Ein ganz einfacher und ungebildeter Mensch, doch freundlich und willig gegen mich. Sein Haus war für chinesische Verhältnisse reinlich und ordentlich. Am Abend genoß ich hier sogar den ungewohnten Luxus einer Petroleumlampe, nachdem ich so lange mit dem armseligen Licht einer chinesischen Öl-ampel hatte zufrieden sein müssen. Dafür bezahlte ich freilich auch den Preis, daß ich in der Nacht einer gefräßigen Ratte die Lederfütterung im Innern meines Sonnenhutes zum Schmause lassen mußte, der von nun an ungemütlich saß und einen ziemlich kläglichen Anblick bot.

Die Bauern, welche mir als Träger gedient hatten, waren mit ihrem Lohn davon gegangen. Ich mußte für die Weiterreise neue gewinnen. In den meisten Orten von Ost- und Mittelchina existieren für solchen Zweck besondere Vermittelungsstellen, welche auch für die angeworbenen Leute Garantie übernehmen. Hier gab's das nicht. Ich wandte mich also an die „Obrigkeit" und übersandte dem Tz' hsien, dem Stadtvorsteher, meine Visitenkarte und meinen Paß mit der Bitte, mir Träger zu besorgen. Der Paß war ein sogenannter „großer", d. h. ein von der Zentralregierung in Peking ausgestellter, den die Freundlichkeit unseres Gesandten, des Freiherrn Mumm von Schwarzenstein, mir bei dem Wei wu pu (Auswärtigen Amte) erwirkt hatte. Ein Pekinger Paß hat mehr Zugkraft als die gewöhnlichen von dem Gouverneur der Provinz ausgestellten. Der Stadtvorsteher von Omi sandte mir auch

3*



sofort zwei Leute aus seinem Yamen zur Eskorte und sechs Träger. Sie sahen freilich nicht sehr vertrauenerweckend aus, und ich sollte noch meine Erfahrungen mit ihnen machen. Aber da waren sie und mußten genommen werden. —

Nächstes Ziel war jetzt die Stadt Yatschou nordwestlich von Omi. Beim ersten Aufbruch mit neu engagierten Leuten verspätet man sich regelmäßig. Alles hatte ich besprochen und festgestellt, mein Gepäck lag fertig da, plötzlich war die ganze Schar Träger verschwunden und kam erst in einer Stunde wieder. Angeblich hatten sie gefrühstückt; dazu gehört aber in dieser Provinz nach stillem Verständnis immer die Opiumpfeife. Als wir dann endlich im Gange waren, fanden sie nach kaum ein paar hundert Schritten das Gepäck zu schwer. In einer Straße, mitten im Verkehr, wurde Halt gemacht, mein Stuhl und alles andre hingesetzt und die Herren Kulis nahmen ihren Thee. Bis ich noch einen Mann dazu gemietet und für diesen die Lasten neu arrangiert hatte, verging natürlich beträchtliche Zeit. Schließlich kamen wir ja weiter. Aber erfreulich war diese Gesellschaft nicht. Ich hatte früher so manche angenehme Erfahrung mit gewöhnlichen chinesischen Kulis gemacht, von denen ich im ganzen sagen muß, daß, wenn man nur direkt mit ihnen sprechen kann und sich freund-



lich gegen sie benimmt, bessere Leute schwerlich irgendwo zu finden sind. Diese aber, deren zerlumptes und trübseliges Aussehen mit den vom Opium so widerlich gezeichneten Gesichtern schon gegen sie einnahm, zankten immer unter einander, zeigten gar nichts von jener netten kameradschaftlichen Art, die mich so oft an andern erfreut hatte, und waren sichtlich träge oder unfähig zu der von ihnen übernommenen Arbeit.

Links zog sich das Gebirge hin, aus dem der Omi-Gipfel aufsteigt, mäßige, viel bewaldete Höhen. Um uns her lagen freundliche Feldlandschaften, mit Bäumen und Buschwerk untermischt. Der Regen von gestern war vorüber, doch stieg dicker schwerer Dunst unter der Sommersonne von der feuchten Erde auf. Nach rechts öffnete sich bald weithin, unübersehlich das flache Land. Das war die berühmte fruchtbare Ebene von Tschengtu, der Hauptstadt der Provinz, das „rote Becken".

Viele der Bäume in diesem Landstriche dienten der Kultur des sogenannten Wachsinsekts. Dies ist eine solche Merkwürdigkeit der Provinz Szetschuan, daß ich einige Worte darüber verlieren muß.

Ein Baum von dem Aussehen etwa einer Weide, der reich an Saft ist, dient einem gewissen Insekt zur Ernährung, und dieses produziert durch seine Absonderungen auf den Zweigen einen weißen Überzug, der als ein wertvolles Wachs in Handel kommt. Das Sonderbare dabei ist nun aber, daß das Insekt in den Gegenden, wo es das Wachs produziert, nicht gedeiht, sich nicht kräftig fortpflanzt, nicht

heimisch ist; daß es aber umgekehrt da, wo es eigentlich zu Hause ist, nur sehr wenig von jener wichtigen Absonderung von sich gibt. Diese muß also wohl, wie schon Richthofen bemerkt, eine Art Krankheitsprodukt sein. Das Insekt hat seine Heimat in dem Kientschang-Tale, welches wir späterhin (Kap. 4) berühren werden, also beträchtlich weiter nach Süden. Dort werden seine Eier von den Bäumen gesammelt und müssen nun schnellstens in die Gegenden am Omi gebracht werden, ehe sie auskommen, damit die jungen Tierchen nun an jenem Baume sich entwickeln und hier das Wachs hervorbringen. Die Leute haben einen Weg von fast 14 Tagen zu machen und reisen Tag und Nacht, denn wenn die Eier auskommen, ehe der Distrikt des Wachsbaumes erreicht ist, so haben sie Mühe und Arbeit verloren. An Ort und Stelle werden die Eier dann zu kleinen Päckchen in gewisse Blätter eingewickelt und so in die Zweige des Wachsbaumes gehängt. Ich hatte schon auf dem Omi, wo einige Klöster sich mit dieser Zucht abgeben, die Tierchen und Bäume gesehen. Das Insekt war kleiner als ein Nadelknopf, rötlich braun. Es dauert geraume Zeit, 50—60 Tage, ehe eine stärkere Wachsabsonderung eintritt, welche den Bäumen ein Aussehen geben soll, als seien sie beschneit. Jetzt war es noch nicht soweit; aber die Blattpäckchen hingen schon in den Bäumen, und die Tierchen wimmelten darauf. Das Wachs bildet weithin einen außerordentlich wichtigen Handelsartikel. —

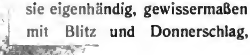
Um Mittag stießen wir auf den Fluß, welcher wie eine Grenzlinie die nach Westen zu liegenden Bergmassen

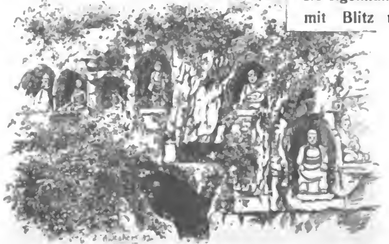
abschneidet von der Ebene im Osten. Es ist der Ya-Fluß. Wir setzten mit Sack und Pack auf einer Fähre über die starke Strömung hinüber und befanden uns dann bald in einem mäßig großen Orte Tchiâ-tchiang. Hier wollten meine Träger, obwohl es erst eben 3 Uhr war (und bis 10 Uhr hatte sich der Aufbruch hingezogen), ihren definitiven Halt für den Tag machen. Mein Remonstrieren half nichts; ich mußte schließlich zum Ortsvorsteher gehen, damit der sie von Obrigkeit wegen zu ihrer Schuldigkeit anhalte. Leider kostet solch eine Interpellation der Behörde immer gehörig Zeit. Da hat man erst einmal abzuwarten, bis „er" für den Besuch fertig ist, dann spielt sich der zeremonielle Empfang mit Thee usw. ab, längere Unterhaltung kann man oft nicht umgehen, und so verlor ich 1 ½ Stunden mit dieser Sache. Der Beamte schien ein fixer und für seine Verhältnisse wohl orientierter Mensch zu sein. Eine große gute (in Japan gearbeitete) chinesische Karte von Ost- und Mittelasien hing in dem Empfangszimmer, und ich konnte dem sich eifrig erkundigenden Manne meine ganze bisherige Reiseroute darauf zeigen. Die Interpellation hatte übrigens den gewünschten Erfolg: meine Leute wurden alsbald durch ihre hohe Obrigkeit wieder in Bewegung gesetzt.

Gleich hinter Tchiâ-tchiang mußten wir wieder über den Ya ans andere Ufer setzen. Denn die Berge traten so nahe und mit so schroffen Abfällen an den Fluß, daß es diesseits keinen Weg mehr gab. Die Gegend wird durch diese Höhen recht malerisch. In die steilen, waldbewachsenen Felsen, an denen der Fluß reißend dahinschießt, sind

von der Frömmigkeit früherer Generationen viele Nischen mit Götterbildern eingehauen. Halbverwittert, von Gesträuch umrankt, starren die heiligen Figuren von ihren Lotossitzen in die rastlos rauschenden Fluten. Die Abenddämmerung machte das seltsame Bild vollends stimmungsvoll. Auch am rechten Ufer des Ya hatten wir Höhen, über die unser Weg sich hinzog. Schmale Feldstreifen unterbrachen den Wald. So ein rechter milder, stiller, ungestörter Sommerabend ließ sich auf diese Landschaft hernieder. Zuweilen ein paar Hütten, in denen Lichter aufleuchteten, auf den Feldern noch die letzten fleißigen Hände, andere Leute auf der Heimkehr des Feierabends. Die Wohnungen mehrten sich dann und ein größerer Ort kündigte sich an. Mit völligem Dunkel rückten wir in das Städtchen ein. Es wurde grade ein Fest gefeiert, eine große Anzahl roter Laternen schmückte die Häuser. Die lange Hauptstraße, durch die wir hinzogen und an der wir schließlich unser Wirtshaus fanden, machte mit den vielen Kaufständen, den sie umlagernden Menschen, den spielenden und lärmenden Kindern, mit den unregelmäßig in der Dämmerung vor- und zurücktretenden Häusern fast den Eindruck eines Richterschen Holzschnittes von einer deutschen Kleinstadt. Im hellen Lichte des Tages hätte das freilich nicht sein können.

Meinen Trägern mußte ich beständig auf dem Nacken sitzen, wenn ich sie wirklich weiter haben wollte. Ich war daher am andern Morgen früh auf den Beinen und trommelte sie eigenhändig, gewissermaßen mit Blitz und Donnerschlag,





heraus, als sie sich um 6 Uhr noch nicht von selbst regten. So waren wir um $^1/_2$7 Uhr richtig auf dem Marsche. Vorläufig wirkte meine Energie auch noch nach, denn den Vormittag über ging alles leidlich. Gegen Mittag erreichten wir ein kleines Städtchen Hung ya. Hier brachten mich meine Leute zu der reinlichen, netten Kapelle einer dortigen Gemeinde der amerikanischen Presbyterianer-Mission. Der chinesische Hausverwalter der Kapelle, ein sehr entgegenkommender Mann, besorgte mir sogleich etwas zu essen, ich freute mich der Sauberkeit meines Rastplatzes und ließ die heißen Mittagstunden vorübergehen. Als ich aber gegen 2 Uhr wieder aufbrechen wollte, erklärten drei von meinen sieben Leuten (und später schlossen sich noch zwei den Abtrünnigen an), sie wollten nicht weiter. Ob es reine Faulheit war oder ein Versuch, mehr Geld aus mir herauszupressen, ließ sich schwer sagen. Nun hatte ich ja diese Leute nicht von einem Vermittlungsgeschäft gemietet, das in solchem Falle verantwortlich gemacht werden könnte, sondern sie waren mir vom Stadtvorsteher in Omi überwiesen. Ich konnte mich also nur wieder an den Ortsvorsteher wenden und ihm mitteilen, die mir in Omi gestellten Träger wollten nicht weiter und ich bäte auf Grund meines Passes um andere. Natürlich hatte sich längst eine riesige Volksmasse angefunden, für welche der Fremde an sich und insbesondere die Art, wie er sich aus seiner Klemme ziehen werde, höchst interessant war. Durch den Kapellenverwalter besorgte ich meine Botschaft an den Stadtvorsteher. Bald kam denn auch ein Mann vom Yamen nebst einigen

(sogenannten) Soldaten. Sie sollten mir Ersatzleute beschaffen. Leider gelang das aber nicht. Es war grade eilige Zeit für Felderbestellung und sonstige Arbeiten, da wollte niemand gern für ein paar Tage fort. Die Sache wurde nun fast komisch. Die Abgesandten des Yamen griffen auf gut Glück in die gaffende Volksmenge hinein, um Leute für den Dienst zu pressen. Die elendesten Subjekte brachten sie mit Stoßen und Schreien in meine und des Tragstuhls Nähe. Aber sowie es losgehen sollte, rissen die armen Kreaturen wieder aus. Welch ein Gelärm und Gebrüll und Gedränge dabei gegen zwei Stunden lang um mich herum herrschte, kann ich nicht beschreiben. Doch hielt ich mich ruhig und ließ die Sache sich „historisch entwickeln". Es war zwecklos, auch meinerseits noch hinein zu schreien, und irgendwie fortkommen mußte ich doch wohl schließlich. Endlich erklärte ich dem Kapellenvorsteher, ich müsse den Tz' hsien persönlich sprechen. Erwartungsvolle Stille des Volkshaufens, der sich mir nun natürlich auf dem Gange zum Yamen anschloß. Der Beamte, dem der Krawall ja längst bekannt war, empfing mich gleich sehr liebenswürdig. Er meinte, ich solle nur keine Furcht haben, wenn die Leute nicht willig gingen, würde er sie zwingen; es sei eine üble Sorte von Menschen hier in Hung ya (was ich ihm glaubte, denn eine ganze Reihe von Übeltätern saßen zum Zeichen dessen am Eingang des Yamens im „Kang", dem Halskragen). Aber wenn er Befehl gebe, dann müsse es geschehn. Gut also. Mit einem speziellen Abgesandten, der vor meinen Ohren des Beamten

nachdrücklichsten Befehl erhält, kehre ich zurück. Aber es geht dennoch nicht. Dasselbe Schauspiel wiederholt sich: Aufgreifen einzelner aus dem gröhlenden Haufen, die auf das heiligste beteuern, sie könnten nicht und wollten nicht, und sich verzweifelt zu drücken suchen. Schon war es 5 Uhr vorüber, als endlich der ganz rabiat gewordene (oder sich stellende) Abgeordnete des Stadtvorstehers mit Hängen und Würgen einige Leute zusammenbrachte. Es war eine traurige Schar, aber sie legten doch Hand an, und wir kamen wieder in Gang. Indes nur etwa zehn Minuten. Dann setzten sie mich auf die Straße und wollten wieder davon. Da erklärte ich — mein letztes Mittel —, ich wolle zu Fuß gehen, sodaß also der Tragstuhl nur leer zu tragen sei. Mit der Bedingung verstanden sie sich zum Marsche. Mir war vor allem darum zu thun, mit meinem Tragstuhl und Gepäck nach Yatschou zu kommen, wo ich bessere Träger mieten konnte. In ein oder zwei Tagen mußten wir diesen Ort erreichen.

Sehr vergnügt zog ich natürlich grade nicht am Abend in Ho tz' kai ein, und das fensterlose Loch mit den zwei Strohpritschen, welches in dem dortigen „Wirtshause" meine ganze Bequemlichkeit ausmachte, erhöhte die Laune auch eben nicht. Immerhin war ich weiter gekommen, hatte auch keinen Schweinestall als Nachbarschaft und konnte mir Schweinefleisch und Rüben zu Abend kochen lassen. Unter solchen Bedingungen ist das Leben noch erträglich.



Ein schöner Sonntag brach an. Die Sonne lachte vom Himmel und die Erde lachte wiederum zur Sonne hinauf. Die Leute waren fleißig in den Feldern beschäftigt, und auch vor den Häusern saßen viel Arbeitende. Es war nämlich die Zeit der Seidengewinnung. Man wand die eben gelösten Seidenfäden auf Haspeln; Körbe mit Kokons, gelben und weißen, wurden viel umhergetragen.

Links vor uns lagen immer noch Gebirge. Aus den übrigen Massen trat ganz auffällig ein rechteckig und mit merkwürdiger Regelmäßigkeit gebildetes Plateau hervor. Die Volkssage hat sich seiner bemächtigt, und es mit dem Heiligen des Berges Omi, dem Gotte Pu-hsien, in Verbindung gebracht. Als derselbe, erzählt man, aus dem fernen Tibet auf seinem weißen Elefanten den großen Ritt nach dem Berge Omi machte, habe er auf jener sonderbaren Bergplatte Rast gemacht, um sich und vor allem die mitgebrachten heiligen Schriften nach all den Strapazen der bitterbösen Reise erst einmal wieder in Stand zu setzen. Er habe die wertvollen Manuskripte, welche unterwegs von Regen und Schnee sehr durchfeuchtet waren, auf der breiten bequemen Fläche des Plateaus ausgebreitet und getrocknet. Dann sei er mit seinen Schätzen dem Omi zugezogen. Wenn man das seltsame Berggebilde so den ganzen Tag vor Augen hat, wird einem recht begreiflich, daß es die Leute dieser Gegend zur Erfindung solch einer Legende verlockte, und man freut sich ordentlich, auch die chinesische Volksphantasie auf solchen Sprüngen zu belauschen, wie sie ähnlich im deutschen Vaterlande ja so häufig sind.

Dieser Ya ist ein entzückender Fluß. Solche blaugrünen und weißgrünen Wasser habe ich bei einem Flusse noch nicht beobachtet, nur im Meere, z. B. im Mittelmeere an Korfus Küste, schien mir das möglich. Der Fluß ist reißend und zeigt eine Bewegung, wie sie weder der Yangtze noch etwa der auch recht lebendige Minfluß der Provinz Fukien aufzuweisen hat. Weite Strecken hin wirbeln und brodeln die smaragdenen Wellen wie bewegtes Meer, und zarter Schaum schwebt reizend über der dunkleren Farbe. Hohe Sandsteinfelsen treten oft ganz dicht an die Ufer, sodaß etwas wie die Schluchten des Yangtze entsteht, wenn auch im Kleinen. Immer wieder muß man, um an diesen Höhen hin seinen Weg zu finden, übers Wasser nach der andern Seite setzen. Fährboote sind bereit, wo es nötig ist. Daß solch ein Übersetzen (wir genossen es heute fünf Mal) beträchtliche Zeit kostet, bedarf kaum der Erwähnung. In die Felswände über dem Fluß sind wieder, wie schon früher, allerlei buddhistische Figuren eingemeißelt.

Um Mittag entfernten wir uns nach Nordosten zu von dem wundervollen Flusse. Die Hitze war beträchtlich, und daß ich gemäß meinem Abkommen mit den Kulis beständig zu Fuß gehen mußte, vor oder hinter dem leeren Tragstuhle, wurde mir jetzt um so ärgerlicher, als die starke Steigung, welche wir hier zu überwinden hatten, nach 4 bis 5 Stunden Marschieren sich sehr bemerklich machte. Ein Paß von etwa 750 Metern Höhe lag vor uns. Etwas mühselig wanden wir uns in der Schwüle durch die stillen Felder

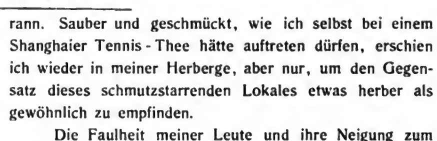


den Berg hinauf. Teilweise war der Weg eine Felsentreppe. Ich kam längst vor meinen Leuten oben an, wo ein altes grünumranktes Steintor, massiv gebaut, die Paßhöhe markierte, und konnte mich im Schatten des Gewölbes mit der hübschen Aussicht auf das Tal des Ya eine Zeitlang meinen Gedanken hingeben und mir den kühlenden Wind um die Stirn wehen lassen. Das Fenster der Ruinen von Rolandseck über dem Rhein fiel mir ein. Eine recht entfernte Parallele, der man im Frieden eines solchen Sonntagnachmittags nicht allzu lange nachhängen durfte, wenn man das Heimweh nicht wecken wollte. Um ihm zu entgehen, trat ich in das hinter dem Torweg gelegene Häuschen unter ein paar schwatzende Chinesen. Sofort umgab mich die Atmosphäre dieses Landes wieder stark genug, um alle anderen Vorstellungen zu verjagen. Es war ein Theehaus, in dem man auch Melonenkerne, geringes Gebäck und Bohnenkuchen kaufen konnte. Das findet man in der Regel auf den Paßhöhen, und es ist ein Segen für die elenden Lastträger, deren Quälerei dann doch durch einen kleinen und so billigen Genuß unterbrochen wird. Leider breitet sich immer mehr das Opium auch an solchen Stellen aus.

Ein Wässerlein rann, als wir von hier wieder abwärts stiegen, mit uns durch die Terrassen der Reisfelder. Es vergrößerte sich schnell, hatte ein breit ausgebrochenes schluchtartiges Bett, das auf zeitenweise viel bedeutendere Wassermassen schließen ließ, und als wir wieder in ebenem Lande angekommen waren, vereinigte es sich mit einem

von rechts her kommenden tüchtigen Flusse an einer Stelle, welche durch den Reichtum von Wasser und Baumwuchs, durch Sandsteinklippen im Flußbett und an den Ufern sowie durch frisches reiches Grün der Wiesen und Felder einen außerordentlich malerischen Eindruck machte. Auf einer Halbinsel, die an der Stelle des Zusammenflusses von jenseits her in das Wasser hineinragte, umwoben und dämmerig durch alte breite Baumkronen und dichtes Buschwerk, lag ein halb zerfallenes Tempelchen der Kwan yin. Nach ihm hieß der unbedeutende Weiler drüben, in dessen Herberge ich zur Nacht bleiben mußte, Kwan yin tsang. Wir überschritten den von rechts kommenden Fluß auf einer guten, aus schönen Sandsteinquadern erbauten Brücke, die im Zickzack verlief, wie der Chinese es liebt. Unter den Quadern waren einige erstaunlich lang. Wie der Fluß sich in den roten Sandstein eingeschnitten und eingebohrt hatte, wie überall, am Ufer und auch mitten im Flußbett die drolligsten Bildungen hervorragten, das war hübsch anzusehen.

Ich ging hin, um ein Bad zu nehmen in diesem freundlichen Wasser. Das Gras duftete um mich an der lauschigen Stelle, die ich bald gefunden hatte, mit jenem Geruch der tauigen Abendfrische, in welchem die zartesten Blumendüfte und der Hauch des Erdbodens sich mit einander mischen. Weithin vor mir sah ich durch die Büsche noch einige Leute auf den Äckern arbeiten. Zikadenzirpen und -schrillen unterbrach die freundliche Stille, dann auch das Plätschern des Wassers, das mir wohlig um die Glieder



rann. Sauber und geschmückt, wie ich selbst bei einem Shanghaier Tennis-Thee hätte auftreten dürfen, erschien ich wieder in meiner Herberge, aber nur, um den Gegensatz dieses schmutzstarrenden Lokales etwas herber als gewöhnlich zu empfinden.

Die Faulheit meiner Leute und ihre Neigung zum Opium machten auch den nächsten Wandertag noch recht unbehaglich. In einem menschenüberfüllten Orte, wo grade Markt ist, erklären diese Braven dir plötzlich, hier müßten sie zu Mittag essen. Mit Mühe bewegst du sie, dich und die Sachen in einen von einer Mauer umgebenen niedlichen Obstgarten vor dem Orte zu bringen, wo das Warten doch nicht so unangenehm ist wie im Straßengewühl. Dann sind sie entschwunden. Du wartest eine Stunde und länger, sie sind noch nicht wieder da. Du schickst einen der zwei „Soldaten", die du bei dir behalten hast, nach ihnen aus. Er kommt gleichfalls nicht wieder. Was soll man da machen? Nachdem ich die Idylle der dichtbelaubten Obstbäume und des schönen Rasens genugsam genossen hatte, brach ich endlich mit dem einzigen Mann, der noch bei mir war, auf, ohne nach ihnen zu fragen. Und siehe da, nach zehn Minuten trabten auch alle meine Leute mit Tragstuhl und Lasten schon wieder hinter mir. Das Haupt hatte die Glieder doch nachgezogen.

Am Nachmittage lag Yatschou vor uns, im flachen Lande, doch mit bergigem Hintergrund, am Ya-Flusse und einem seiner hier einmündenden Seitenarme, ein reinliches,

einfaches Städtchen, viel kleiner und ländlicher, als ich es mir vorgestellt hatte.

Außer einer katholischen Mission wirken hier einige Arbeiter der American Baptist Mission. An einen Dr. C., Missionsarzt dieser Mission, hatte ich einen Auftrag und wurde von ihm auf das liebenswürdigste empfangen. Zwei Tage war ich Gast in dem freundlichen Missionshause. Wie eigentümlich sich die Eindrücke unter solchen Umständen mischen! Drei bis vier Wochen waren es, seit ich zuletzt (in Kiating) flüchtig Europäer gesehen hatte. Man kommt also wie aus der Wildnis, hat jene Erfahrungen in chinesischen Wirtshäusern und den Umgang allein mit chinesischen Bauern oder Mönchen hinter sich und dazu freilich den Umgang mit der stillen, reichen, immer neuen Natur; mit einmal steht man wieder neben einem Menschenkinde, mit dem man sich über allerlei aus der europäischen Ideenwelt unterhält, man hört Schubertsche Lieder singen oder Rubinstein, betrachtet wieder eins unserer bekannten Gemälde, liest eine Novelle von James Lane Allen oder dergleichen. Dahinein dringt aber doch wiederum immer aufs neue das chinesische Parfüm. Mein Doktor trug chinesisches Gewand, mit allen Dienern und Menschen umher hatte man chinesisch zu sprechen, die Einrichtung des Hauses, der Mahlzeiten trug gleichfalls etwas von dem Lande an sich, in welchem wir uns befanden.

Sie haben eine Industrieschule hier eröffnet für chinesische Kinder, die das Spitzenklöppeln lernen. Der Missionsarzt leitet die Schule, den Kindern und auch ihren Eltern

scheint die Sache sehr zu gefallen. Die Leistungen der Schüler waren größtenteils wirklich reizend. Für so etwas hat der Chinese viel Geschick und Neigung. Die protestantischen Missionen könnten derartige Tätigkeit gewiß weit mehr anregen und pflegen als sie bis jetzt tun. Man fürchtet freilich nicht ohne Grund, daß man mit solchen Bestrebungen schnell in eine rein äußerliche Einwirkung auf dies Volk ausmünde. Die Leichtigkeit, mit welcher all dergleichen Unternehmungen in Gang kommen, hat für den tiefer Blickenden etwas Verdächtiges. Die rechte Arbeit der Mission soll doch auf Erneuerung des persönlichen Innenlebens gehen. Ob das mit industriellen Unterweisungen in irgend einen Zusammenhang zu bringen ist, bezweifeln viele recht erfahrene Männer.

Die Beziehungen zwischen protestantischer und katholischer Mission waren hier recht gute. Dr. C. meinte, es hänge immer vor allem von dem katholischen Bischofe des Distrikts ab, der in diesem Falle eine duldsame Persönlichkeit ist.

Über Yatschou führt eine Hauptstraße des Handels zwischen China und Tibet. Der Ort ist trotz seines einfachen Aussehens eine Art Zentrale. Von hier gehen alle möglichen Artikel, vor allem Thee, nach Tatchienlu hin und kommen von da. Tibetaner sieht man nicht selten. Auch sogenannte Ureinwohner, von denen später die Rede sein wird, zeigen sich hier öfter. Der Handelsverkehr ist fast nur an der auffallend breiten, sauberen Hauptstraße, die fast den ganzen Ort durchschneidet, zu beobachten.

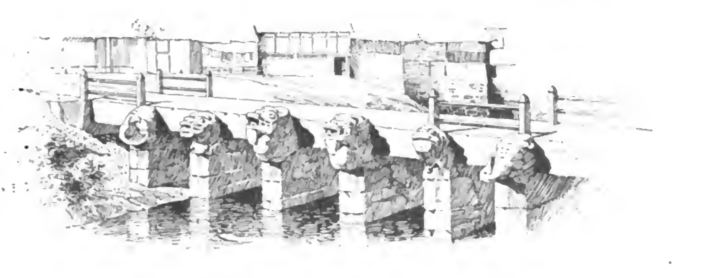


Etwa zwei Stunden westlich von Yatschou liegt ein größeres buddhistisches Kloster. Es interessierte mich meiner Studien wegen, und unter Führung einer freundlichen Dame der Baptist Mission machte ich einen Ausflug dahin. Mrs. O., meine Führerin, deren Gatte von Yatschou aus den umliegenden Landbezirk als Missionar bereist, hatte durch ihre Mitteilungen über den Abt dieses Klosters meine Neugierde gereizt. Es sei ein alter, behaglicher Mann, der die Muße seiner Weltabgeschiedenheit dazu benutze, alle möglichen Arten von Blumen und Gewächsen, chinesische wie auswärtige, in hübschen Gartenanlagen um sein Kloster herum zu züchten. Europäische und amerikanische Blumen bekomme er durch Hülfe der Missionare, mit denen er auf freundschaftlichem Fuße stehe. Was er dort geschaffen, sei erstaunlich zu sehen. Wir wanderten durch Felder, erstiegen dann den ziemlich steilen Abhang eines auch noch kahlen Bergrückens, fanden uns aber auf seiner Höhe plötzlich in freundlichen Baumanlagen, zwischen denen das Kloster auftauchte. Es war kleiner, als ich erwartet hatte, der alte Mönch, von dem man mir erzählt hatte, führte auch nicht eigentlich den Titel eines Abtes (chin. fang tschang), der nur an größeren Klöstern haftet. Er empfing uns bald und empfand sichtlich Vergnügen daran, uns unter seinen Schöpfungen umherzuführen. Was er geleistet hat, war wirklich erstaunlich. Ein geschickt angelegter, sehr ausgedehnter Garten, in verschiedenen Terrassen sich erhebend, von freundlichen Gängen durchzogen, bot eine eben nur in diesem günstigen Klima mögliche Fülle von Blüten

und Bäumen, Blattgewächsen und Sträuchen, medizinischen und kuriosen Pflanzen, alles gut gehalten und mit Liebe gepflegt. Kleine Grotten waren von Gebüsch und Blumen umrankt, die Wände der Terrassen von Schlingpflanzen und Mauerkraut überzogen. Hinten im Garten, mitten in diesem üppig-schönen Wachstum, stand ein Pavillon. Der Leser wird vielleicht etwas erstaunt sein, wenn er hört, wozu derselbe bestimmt war: zur Verbrennung und Beisetzung der Leichen des Klosters. Buddhistische Mönche sollen sich, wo sie noch ihren alten Regeln folgen, nach ihrem Tode verbrennen lassen. Die Asche wird dann aufbewahrt. Das geschieht in verschiedener Weise, bisweilen in richtigen Gräbern draußen in der Umgegend des Klosters, oft auch indem Urnen mit der Asche in Höhlungen der Wand einer dazu bestimmten Halle aufgestellt werden, noch anders in einem gemeinsamen unterirdischen Behälter. Letzteres war hier die Weise. Die obere Hälfte des Pavillons, der die Form einer kleinen Pagode hatte, wurde zur Verbrennung der Leichen benutzt, ein breiter, leerer, nach den vier Seiten offener Raum; darunter befand sich eine in die Erde hinabgehende ausgemauerte Höhlung, in welcher man die Verbrennungsreste der Verstorbenen gemeinschaftlich beisetzte. Der alte Mönchsgärtner hatte also die Aussicht, daß seine Asche einmal hier mitten unter seinen Lieblingen, im Schatten der Bäume, die er gepflanzt und gepflegt hatte, und überblüht von den Blumen, die ihn im Leben erfreuten,


zur Ruhe kommen werde. — —



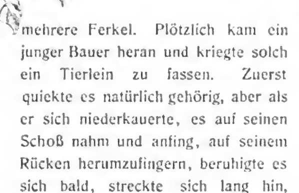


Kap. 3. Auf dem Wege nach Tatchienlu.

Von Yatschou bis Tatchienlu muß man acht Tage Wanderung rechnen. Man steigt hier allmählich in das tibetanische Hochland hinein und hat die dieses Hochland nach Osten hin abschließenden Gebirgsketten in einer Anzahl bemerkenswerter Pässe zu überwinden. Diese Pässe sind wie die natürlichen Eingangspforten zu einem nach Natur und Bevölkerung wesentlich neuem Gebiete hin. Ich hatte gute Träger bekommen in Yatschou, Leute von jenem Schlage, wie ich sie früher oft gehabt, kräftig und geschickt, verträglich unter einander und aufmerksam gegen mich. Einen besonderen Diener nahm ich mir auch diesmal nicht, da ich bisher immer ohne ihn fertig geworden war. Doch begleiteten mich natürlich ein paar von dem Beamten in Yatschou gestellte Soldaten, „Schutzleute" (fu sung), wie das Volk sie in dieser Gegend gewöhnlich nennt.

Die ersten zwei Tage boten wohl allerlei Hübsches, aber nichts besonders Neues. Die Gegend trug noch durchaus chinesischen Charakter. Dörfer und Gehöfte waren zahlreich. Die Straße wurde belebt von Trägern, welche die Produkte des weiteren Westens ins chinesische Land brachten. Sie schleppten ihre schweren Lasten mit Hülfe ihrer einfachen Rückentrage, auf der die Gegenstände bis zu beträchtlicher Höhe aufgetürmt und festgebunden werden. Hauptsächlich waren es Kohlen, Kupfer und Wollballen, dann auch ein etwas trübseliger, doch in China höchst geachteter Artikel, nämlich Sargholz. Ein Mann trägt je einen solcher großen schweren Balken der Länge nach auf dem Rücken, sodaß er weit über den Kopf hinausragt. In Yatschou oder anderen Orten wird das vorzügliche Holz dann zu Särgen verarbeitet. Sehr possierlich machte sich zur Abwechslung mal ein anderer Transportartikel, nämlich lebendige Schweine. Die bindet der Chinese auf ein Brett fest und legt sie so auf sein Traggestell; da ruhen sie dann gemütlich ausgestreckt, schielen ein wenig nach dem vorüberkommenden Fremden herunter, grüßen ihn durch ein Wackeln der Ohren und des Schwänzleins oder grunzen ihn halblaut an. Bei der Erwähnung des wackeren Borstenviehs kann ich doch nicht vorüber an einer Reminiszenz, die gar zu drollig ist, nämlich wie die Chinesen ihre Ferkelchen flöhen. Das war wirklich zum Auflachen. Wir machten grade eine kleine Rast in einem jener armseligen Weiler, und um die Bänke herum, auf denen wir saßen und das Gepäck abgelegt hatten, lungerten wie gewöhnlich





mehrere Ferkel. Plötzlich kam ein junger Bauer heran und kriegte solch ein Tierlein zu fassen. Zuerst quickte es natürlich gehörig, aber als er sich niederkauerte, es auf seinen Schoß nahm und anfing, auf seinem Rücken herumzufingern, beruhigte es sich bald, streckte sich lang hin, schloß die kniffligen Äuglein unter leichtem Gebrumm und war ein Bild der Behaglichkeit. Er wälzt es hin und her und sucht emsig, das Kleine aber läßt alles mit sich geschehen im schönen Verständnis der Situation. Fünf Minuten ist er so geschäftig, dann setzt er sein Opfer wieder auf die Beine, und dankbar grunzend und quiekend trabt es davon.

Der Weg führte durch breite, gut angebaute Täler langsam aufwärts. Sehr häufig entzückten das Auge reizende Büsche mit wilden Rosen, sie machten die an sich einförmige Straße oft ganz malerisch. Auch andere Blumen fehlten nicht. Zweimal setzten wir über einen Bergstrom auf einer Fähre, welche an einem über den Fluß gespannten Bambusseile gezogen wurde, eine Methode, die ich bisher noch nicht beobachtet hatte. Unsere Reiseroute ging über die etwas größere Stadt Yungtching, bog also von Yatschou etwas nach Süden hinunter bei einer im ganzen westlichen Richtung.

Der dritte Tag wurde sehr merkwürdig.

Wir waren jetzt nahe an einen bedeutenden Bergzug herangekommen, der auf einem hohen und wilden Passe, dem sogenannten Elefantenpasse, überschritten werden muß. Dieser Paß bildet eine Art Wendepunkt, darüber hinaus ändert sich der Charakter der Landschaft. Meine Leute hatten mich am Abend vorher aufmerksam gemacht, daß es morgen etwas zu tun gebe, und so waren wir um 5 Uhr schon lebendig. Waschen und Packen war alles, was uns noch aufhielt, das Frühstück verschoben wir diesmal auf die erste Station des Marsches. Ein imposantes Gebirgstal lag vor uns, als wir um $^1/_2$6 aus der Hütte unseres letzten Nachtquartiers traten. Breit und mächtig bauten sich an beiden Seiten die Höhen auf, mitten zwischen ihnen brauste ein wildes Wasser, einer der Zuflüsse des Ya, und schoß in gierigen Windungen, als suche es nach einem Opfer, zwischen kolossalem Geröll dahin. Die Berghänge waren bedeckt mit reichem Baum- und Pflanzenwuchs, der oft bis an den Fluß herantrat und sich verhüllend über die schäumenden Wellen deckte. Die Höhen droben hatten sich in halb zerrissene Nebel eingehüllt, sodaß wir die Paßstelle, der wir entgegengingen, nicht erkennen konnten. Übrigens lag nicht nur ein einzelner Übergang vor uns, sondern man unterschied drei Pässe, welche nacheinander die verschiedenen Stufen des Gebirges bezeichneten, zuerst die „kleine Sperre" (hsiao kuan), dann die „große Sperre" (ta kuan), endlich den richtigen Elefantenpaß (hsiang ling). Unter den vom Nebel triefenden Zweigen, welche den gepflasterten,

gut gehaltenen Pfad beschatteten, wanderten wir bergauf. Von Zeit zu Zeit erschienen auf einem freieren Platze ein paar verfallene moosbewachsene Hütten, deren Schindeldach mit Steinen beschwert war gegen den Sturm. Das waren regelmäßig Speisehäuser für die Lastträger und Lasttiere. Denn der Verkehr auf dieser Straße ist groß, herüber wie hinüber. Ganze Pferdekarawanen mit schweren Lasten kamen uns entgegen, andere zogen mit uns hinan.

Hinter der „großen Sperre" überschritten wir den Bergstrom. Das Gerüst der Brücke wurde aus Eisendraht gebildet, welcher an beiden Ufern mit Hülfe von Felsen und Pfählen befestigt war; Planken lagen quer darüber. Die Steigung wurde nun bedeutender, und in den Nebel, welchen wir am Morgen nur so in der Ferne um die Gipfel hatten flackern sehen, gerieten wir ganz und gar hinein. Die Straße war in Serpentinen angelegt, Windung folgte auf Windung. Die meisten der schwer beladenen Wanderer, welche dieselbe Richtung mit uns hatten, überholten wir, denn da ich, wie immer bei steilen Strecken, zu Fuß ging, so hatten meine Träger es leicht. Diese Rücksicht auf den Kuli kennt der besser situierte Chinese nicht. Ich habe manche Sänftenträger unter der Last ihrer Herren keuchen sehen auf einem Wege, der es meinem Gefühle einfach unmenschlich erscheinen ließ. Auch dort hatte ich ein solches Beispiel vor Augen.

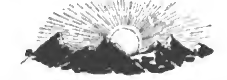
Gegen 2 Uhr nachmittags waren wir auf der Höhe. Mein Aneroidbarometer gab 3111 Meter an. Der Grenzcharakter des Passes war hier sehr merklich. Ein Blick

nach der Ostseite, an der wir hinaufgestiegen waren, zeigte noch einmal den reichen Baumwuchs, das breite Gezweig alter Stämme reichte bis dicht unter den Gipfel; nach Westen zu war der Abhang dagegen nur mit langem Gras und vereinzeltem Buschwerk bedeckt. Oben gab es wenig Fernsicht. Nebel jagten sich und ließen einzelne Partien der Berghänge nur auf Augenblicke frei. Als wir aber wieder weiter abwärts kamen, stieg drüben vor uns ein wildschönes Hochgebirgsbild auf, und wenn ich in all den letzten Tagen ein Gefühl gehabt hatte, als müsse nun bald einmal ein Stück Tibet da im Westen über die Berge gucken, so konnte dies wohl für die erste Erfüllung meiner Hoffnung gelten. Tibetanisches Gepräge lag entschieden schon darüber. Und in welch einer Färbung erschien es! Nach unten zu trugen die Berge einen roten und rotbraunen Ton, darüber wurden sie violett, dann reinblau, und um die höchsten Köpfe — ballten sich die weißen Wolken.

Von dem Paß herunter begleitete uns ein neuer Fluß, der zu dem Tung gehört; denn hier ist die Wasserscheide zwischen dem Ya und dem Tung. Ein kräftiger Wind umblies uns und nahm einmal das ganze nur locker aufgesetzte Dach meines Tragstuhles mit fort, um es einem der Begleiter an den Kopf zu werfen. Solch ein Wind ist auch eine



Neuigkeit, wenn man von Szetschuan herauskommt. Diese Provinz ist nämlich auffallend windlos, wenigstens jenes zentrale Stück, in welchem Tschungking und die Hauptstadt Tschengtu liegen. Wie ein riesiges Treibhaus erscheint es einem, den größten Teil des Jahres über regnerisch und schwül, darum auch außerordentlich fruchtbar, aber ohne starke Winde. Die Randgebirge, welche sich besonders im Westen, aber auch weit nach Norden und Süden herumgreifend vorlagern, halten den Wind ab. Hier aber, da wir eins der bedeutendsten Randgebirge überschritten, pustete und brauste es frisch und munter, der Odem des Hochlandes, dem wir entgegengingen. Herabsteigend kamen wir nun nicht wieder soweit in die Tiefe, das Dörflein, in welchem wir Quartier nahmen, lag noch über 1900 Meter hoch. Die Temperatur war so angenehm kühl, daß ich Winterkleidung vertrug.



Der folgende Tag war der Pfingstsonntag. Aber erst am Abend, da ich meinen Taschenkalender zur Hand nahm, sollte ich das entdecken. Wie kommt man auf solch weltferner Wanderung über derartige Tage hinweg! Daß es Sonntag war, hatte ich freilich den ganzen Tag über wohl im Bewußtsein gehabt, und als einen besonders schönen Sonntag empfand ich es. Wir wanderten ja wie auf den

Höhen der Erde, und der Festglanz hellen Sonnenscheins lag über diesen Bergesweiten. Als ich am Morgen wieder schwerere Kleidung anlegte, bemerkte mein ältester Kuli, heute sei kein hoher Paß zu überschreiten und es könne recht warm werden. Immerhin passierten wir doch zwei Sättel von mehr als 2200 Meter. Aber warm wurde mir in der Tat unter meiner dicken Jacke, daß ich sie schließlich abwarf.

Diese stille große Bergwelt läßt sich schwer schildern. Da ist so nichts, dem man mit Worten recht beikommen kann, und doch wogt es einem beständig durchs Gemüt. Wie gestern, aber glänzender noch in dem reichen Sonnenlicht, das sich so ganz ungedämpft und ungebrochen über die großen Flächen hingoß, lagen Berge und Täler vor uns. Links hinab in einer breiteren Ebene zeigte sich ein größerer Ort, über den die gewöhnliche Straße läuft, grau die Häuser auf braunrotem Boden; dahinter kompakte Bergmassen, meist rot von dem roten Sandstein, der hier noch herrscht; auf diesem Rot und Braun das Grün von Gruppen verstreuter Bäume, deren Kronen, wo wir unter ihnen durchzogen, tüchtig im Winde wogten. In der Ferne prangten Berghäupter ganz in Blau und oben im festlichsten Weiß der Wolken. Es war ein hübsches Konzert von Farben. Von Osten guckte der Elefantenpaß noch einmal herüber, wie gestern in einer Wolken- und Nebelhaube. Die Dörfer und Häuschen, welche wir am Wege trafen, waren natürlich noch rein chinesisch. Das verwunderte mich fast, denn unwillkürlich sah ich mich in dieser veränderten Natur auch

nach einer andern Art Menschen um. Reinlicher übrigens schienen mir diese Bergansiedlungen zu sein als der chinesische Durchschnitt.

Zwischen dem ersten Bergsattel, den wir schon gegen 9 Uhr morgens überschritten, und dem zweiten bald nach Mittag lag eine Senkung, die uns etwa um 500 Meter herabgezogen hatte. Um eben soviel ging es hinter dem zweiten Passe wiederum abwärts in ein Tal. Es machte trotz einzelner an die Felsen geklebter Häuschen einen einsamen, verlornen Eindruck. Ein gerölliger Bergstrom rauschte unten so stark, daß man es schon lange von oben her hörte. An seinem Bett fanden wir um 6 Uhr ein Örtchen zum Nachtquartier.

Meine Träger beförderten mich zuerst zu einer Herberge, die wirklich ein Stall war. So gern ich nun das irgend Mögliche ertrage, wenn es sein muß, wollte ich das „Muß" doch erst genauer feststellen und spürte nach einem besseren Quartier umher. Es fand sich auch noch ein anderes weit annehmbareres Gasthaus. Die Kulis suchen sich die Unterkunft natürlich nach wesentlich anderen Gesichtspunkten als ihr Herr; Billigkeit des Reises, freundschaftliche Beziehungen, Opium u. a. spielt da eine Rolle. Sie waren nicht eben vergnügt darüber, daß ich kurzer Hand die Umquartierung befahl. Ausgesöhnt wurden sie indes mit ihrem Lose, da ich ihnen einen Teil ihrer Bezahlung einhändigte. Ich konnte hier nämlich einen der Silberschuhe, die das große Geld repräsentieren, in Kupfergeld umsetzen, und hielt es für billig, ihnen nunmehr die





zweite Rate ihres Soldes für die Strecke Yatschou-Tatchienlu zu zahlen.

Also Pfingsten. Das Bergwasser rauscht nicht weit von meinem Fenster, ich höre es durch die stille Nacht. Gedanken an frühere Pfingsttage beschleichen mich und ziehen mich fort in eine lange Träumerei. Es liegt etwas in dem geheimnisvollen Pfingstgedanken, was selbst in diese innerasiatische Bergwildnis paßt. Geht nicht der Schauer vor der unerklärlichen Allgegenwart des Gotteswehens auch hier über einen hin? Was ist der Mensch, daß du sein gedenkest? fragte vor Jahrtausenden ein Dichtergemüt. Den Dichter umgab auch nicht westeuropäische Kultur, den umgab ein Menschentum, das in seiner Wildheit und Einfachheit, in seiner Enge und Rohheit gewiß mehr mit diesen Hütten und Gestalten an der Grenze von China und Tibet gemeinsam hatte. Was ist der Mensch vor ihm? vor dem nie zu entschleiernden Geheimnis der letzten Kraft, die Leib und Geist des Weltalls beseelt? Unterschiede des Menschlichen werden so gering, fallen so ganz weg. Sie sind alle zusammen wie ein wogendes Kornfeld unter dem starken Hauche des Windes, — — sie neigen sich, wo er kommt, sie richten sich auf, wo er es zuläßt. Auch hier weht jener Odem. — — Auch hier? —

Ich wache auf aus meinen Träumen. Die roten chinesischen Unschlittkerzen auf den elenden bleiernen Leuchtern brennen trübe. Eben erkennt man die mit Zeichnungen und Schriftzügen bedeckten Wände, die Spinnweben an der schmutzigen Decke, die zwei Pritschen mit ihrem Stroh



und der unsauberen Matte. Ein Mäuslein oder eine Ratte knabbert von Zeit zu Zeit in der Ecke. Nicht weit von mir müssen meine Träger schlafen, man hört ihr Atmen und Schnarchen. Und gleichfalls nicht weit von mir ist ein Schweinstall und eine andere höchst widerliche Lokalität, man hört sie freilich nicht, aber „es liegt in der Luft". Mit einem Seufzer schließe ich mein Tagebuch, das ich auf einer meiner Kisten geführt hatte, schließe meine Betrachtungen und Träume. Auch hier? Wirklich? Es ist nicht ganz leicht, daran festzuhalten. Aber das Bergwasser draußen rauscht noch immer so munter vor meinem Fenster, und das hat etwas Ermutigendes, ich weiß selbst nicht recht, warum. Bergwasser, klar und frisch und lebendig. —





Der erste Juni, der Pfingstmontag, führte sich ein mit Regen. Gegen 11 Uhr mußten wir in einem Örtchen, das nur aus einer Handvoll Hütten am Wege bestand, einkehren. In dem Hause, wo wir Unterschlupf suchten, war auch schon ein chinesischer Wanderer eingekehrt, der mit seiner Karawane desselben Weges zog. Vom gleichen Mißgeschick in die gleichen vier Wände gezwungen, wurden wir bald mit einander bekannt. Es war ein Händler aus Tatchienlu, offenbar ein ziemlich vermögender Mann. Er reiste mit drei Tragstühlen, außer dem eignen begleiteten ihn noch zwei mit weiblichen Insassen, allem Anschein nach seinen Frauen, doch verbietet ja der chinesische Anstand,

danach zu fragen. Man hatte sich schnell ein Feuer gemacht, und die ganze Gesellschaft kauerte darum herum. Soziale Unterschiede im Verkehr treten bei dem Chinesen viel weniger hervor als bei uns; die zerlumpten Sänftenträger, die Diener, der Herr, die zwei Frauen, ein Kind der Familie, alles verkehrt ohne Zwang und auf gleichem Fuße mit einander. Das ist merkwürdig, grade gegenüber der sonst in mancher Beziehung scharfen Markierung der Stände und sozialen Ordnungen in China, aber es ist eine Tatsache, die ich oft beobachtet habe. Auch der Diener und der Kuli steht neben den Übergeordneten einfach als der Mensch, ja, der Freund. Man spricht ohne Reserve hin und her, man teilt ohne Gêne die Bissen, man scherzt mit einander. Bei Hochgestellten ändert es sich ja etwas, doch bleibt viel von dem eben angedeuteten Verhältnis selbst bis in die feinsten Kreise bestehen. Jeder, der mehr Gelegenheit gehabt hat, auch mit höheren chinesischen Beamten zu verkehren, wird sich dessen erinnern (denn es prägt sich dem erstaunten Europäer besonders ein), wie bei mancher Zusammenkunft ein ganzer Haufe von Dienern und Anhängseln, ja von Leuten, die einfach von außen herein laufen, harmlos und unangetastet an der offenen Tür oder in dem Gemache selbst sich drängt und Zeuge jeder Silbe der Unterredung ist. Die nach europäischen Begriffen weit über ihre Befugnisse hinausgehende Dienerschaft empfängt selten einmal einen tadelnden Wink oder ein zurückweisendes Wort. Selbst bei dem General-Gouverneur Tuan Fang, in dessen Yamen ich einige Tage ver-




kehrte zu der Zeit, als er die wichtige Position des Vizekönigs von Hupeh und Hunan an Stelle des berühmten Tschang-tschi-tung einnahm, war es merkwürdig zu sehen, wie völlig unzeremoniell und ohne Geniertheit geringe Diener mit ihm umgingen. Doch bleiben wir bei unserm Kaufmann aus Tatchienlu. Er war freundlich und gesprächig gegen mich. Da er den Weg genau kannte, konnte ich allerlei Auskunft von ihm bekommen. Auch über die Verhältnisse in Tatchienlu und über die Straße von da nach Batang wußte er Bescheid. Er sprach etwas Tibetanisch. Sein Urteil über den chinesischen Handel war bemerkenswert. Er meinte, gerade hier im ferneren Westen von China könnte der chinesische Kaufmann noch viel mehr erreichen, wenn er nur eifriger und gewandter wäre. Die fremden Kaufleute verständen ihre Sache besser, auch die Japaner seien klug gewesen, daß sie von Europa gelernt hätten. Der Chinese müsse sich europäische Sprachen und mehr Kenntnis der westlichen Kultur aneignen. Derartige Äußerungen kann man öfter von Chinesen der besseren Klasse hören. Daß sie ehrlich gemeint sind, bezweifle ich nicht. Aber wenn man sich genauer umsieht und bemerkt, welch eine Last von Schwierigkeiten derjenige, welcher eine neue und profitablere Art von Betrieb für irgend ein Gebiet eröffnen will, auf seine Schultern zu nehmen hat, so begreift man wohl, warum es bei den Worten bleibt. Haß der weniger unternehmungslustigen Berufsgenossen und Verschlingung des besonderen Gewinns durch die übermächtigen Beamten das sind die zwei schlimmsten Hindernisse. —

Wir brachen wieder auf, da eine Pause im Regen eintrat, aber als wir etwa eine halbe Stunde später an ein Dörfchen kamen, baten meine Leute, ob wir nicht bleiben könnten. Bald beginne nun ein langer schwieriger Aufstieg zu einem Passe ohne jede Gelegenheit, Obdach zu finden, und der Regen würde noch stärker werden. Ich willigte ein und war nachher nur froh, denn es goß in der Tat ein paar Stunden lang. Bei solchem Wetter freut man sich selbst des ärmlichsten Quartiers. Daß Hühner und Schweinchen auf der schmutzigen Diele des niedrigen Hauses herumspazieren, kommt einem ganz natürlich vor. Den ärmlichen Sitz, auf welchem man sich warm in seine Decke hüllen kann, das einfachste bischen Nahrung, wie z. B. ein paar gekochte süße Kartoffeln, genießt man, wenn der Regen oben aufs Dach trommelt und der Appetit seine richtige Höhe erreicht hat, fast wie einen Luxus.

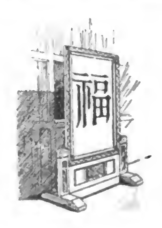
Es mochte gegen 5 Uhr sein, als der Regen sich endlich wieder etwas erschöpft hatte, und ich ging vor den Ort hinaus auf eine Höhe, um mich einmal umzusehen. Das Dörflein lag klein und verloren an einer der breiten, massigen Bergseiten, wie sie hier soviel in riesiger Ausdehnung hingelagert sind und mit den höheren Köpfen darüber der Gegend solch einen großen Zug geben. Unten an dem Hange, der das Dorf trug, schoß ein schäumender Bach hin, der sich in eine wilde Schlucht verlor. Diese Schlucht, nach Südwesten verlaufend, und die hinter ihr sich auftürmenden Berge waren von Wolken, Nebel und Regendunst umzogen, als brenne dort hinten ein Höllen-

feuer und die Dämpfe zögen dick und schwer herüber. Nach Osten lagen die Wolken in festerem Weiß um die Berge. In der näheren Umgebung fehlten nicht einzelne grüne Bäume, Gebüsche, Blumen und selbst etwas Ansatz zum Walde, während um die menschlichen Wohnungen hin sich ein paar Felder erstreckten. Aber das lag puppenhaft und gleichsam machtlos in der starken Größe der Bergnatur. Die Konturen der erquickenden Szenerie waren leider zu weit und breit, als daß mit meinem photographischen Apparate etwas Rechtes auszurichten gewesen wäre, eine Erfahrung, die ich in den nächsten Wochen leider noch oft machen mußte. Ich zog mir die Landschaft also nur persönlich recht zu Gemüte und kam unter Dach zurück, gerade als ein neues Regenschauer einsetzte.

Mein Abendessen war fast fürstlich: ein gekochtes Huhn. Ich hätte das schon öfter in den letzten Tagen haben können; aber, ist mir etwas von der buddhistischen Moral, die ja die Tötung jedes Lebewesens verbietet, bei meiner beständigen Beschäftigung mit jener Religion angeflogen, oder hatte es sonst einen Grund, jedenfalls hatte ich bisher jedesmal, wenn sie mir solch ein Tierlein zutrugen und es etwas gurgelnd in ihren Händen hing, damit ich prüfe, ob es fett und preiswert sei, die Sache aufgegeben, weil mich das arme Ding dauerte. Heute aber blieb ich hart und erstand es für 300 Käsch, etwa 75 Pfennig. Das arme Opfer sah mich freilich noch, als es gekocht auf meinem Tische stand, ganz herzbrechend an (mein Kuli brachte es nämlich in schöner Vollständigkeit mit dem

Kopfe auf die Tafel). Doch hatte ich seit fast 5 Tagen kein Fleisch gegessen, und da kommt etwas Wolfsnatur über den Menschen.

Der Raum, in dem ich hauste, war ein sogenanntes Beamtenzimmer, der beste Platz im Hause, für durchreisende Beamte bestimmt. Er wäre ganz angenehm gewesen, wenn zweierlei nicht Eintrag getan hätte. Einmal der Gestank. Ein milderer Ausdruck ist leider nicht am Platze. Unter mir mußte der Schweinestall liegen. Sie haben das seltsamerweise so an sich, das Beamtenzimmer gewöhnlich neben oder über den Schweinestall zu legen. Ob darin eine zarte Anspielung der Volkssatire liegen soll, daß es mit ihrer Beamtenwirtschaft eben auch eine „Schweinerei" sei? Eine andere Dummheit war, daß sie die erfrischende Aussicht, welche man aus dem Fenster hätte haben können, wenn man das mit Papier verklebte Holzgitter in die Höhe klappte, durch eine sogenannte Schutzwand zugestellt hatten. Solche schwer aus Holz hergestellten, mit einem glückbedeutenden Schriftzeichen bemalten Wandschirme (auf dem meinen stand einen Meter groß das Wort „fu", Glück) sollen die Einflüsse böser Geister, welche sonst leicht von irgendwo hereinfliegen könnten, zurückhalten. Mir erschien die Wirkung durchaus umgekehrt, wenn ich an den prächtigen Blick über ein paar Baumgipfel weg auf das gewaltige Tal und den regengeschwollenen Bergbach dachte, der sich nun hinter der Schutzwand verbarg. Guten Einfluß, der von solcher Außenwelt hätte hereinströmen müssen, hielt man



fern und hinderte das Ausströmen von allerlei, was besser von drinnen hinaus gegangen wäre. —

Der nächste Vormittag brachte uns den Aufstieg zu dem mir vorher schon angekündigten Passe, er hieß Fei yüe ling, „der mit Flügeln zu überschreitende Paß"! Nun, ganz so schlimm war es nicht; er ließ sich auch zu Fuß erklettern. Der Weg verlief im nordwestlichen Winkel zu unserer letzten (westlichen) Richtung und folgte einem Bergwasser, das von der Höhe des Sattels herabkam und sich unten irgendwo mit jenem Bache vereinigte, der an unserm letzten Quartier vorüber rann. Beide jedenfalls Zuflüsse des Tung, von dem wir nicht mehr weit sein konnten. Als wir gegen 12 Uhr die Höhe gewonnen hatten, lag die Natur trotz des trüben Himmels in einer bewegenden Großartigkeit vor den zurückschauenden Blicken. Das lange Tal mit dem weißen Faden des ganz und gar schäumenden Flüßchens, an welchem wir entlang gestiegen waren, fern und verschwommen die paar Häuser von gestern, dahinter die breiten Bergrücken und scharfen Spitzen der Ferne, wolkenumzogen, alles so ernst, still und einsam! Hart und heftig blies der Wind von da herauf in den Torweg des ruinenhaften Gebäudes auf der Paßhöhe. Als wollte er uns fortjagen aus diesem Gebiete, wo die Natur lieber mit sich allein zu sein scheint. Ich trotzte ihm aber doch eine Zeitlang. Es lag solch eigener wehmütiger Reiz über der Aussicht, die noch etwas Besonderes bekam durch die reiche Vegetation, welche den Abhang des Fei yüe Berges bedeckt. Zwar nicht gerade Wald war es, aber schönes dichtes

Buschwerk und eine Fülle von Blumen. Es war eine Pracht unterwegs, wie diese Blumenbüsche sich über den Pfad rankten, Rosengezweig mit tausend Blüten und daneben noch unzählige andere entzückend schöne Kinder der Flora, mit denen ich, um ihre Erinnerung festzuhalten, nichts anderes tun konnte, als daß ich sie mir in meinen paar Büchern trocknete.

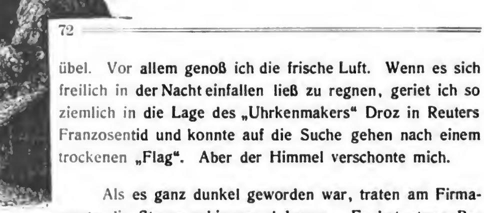
Der Abstieg bot uns ein im Charakter ähnliches Bild, etwas gemildert durch einige Ortschaften, die man in den Tälern liegen sah. Ja, das sind Täler! Man schaut von oben herunter, alles gibt sich weithin so übersichtlich, so klar erkennbar, es scheint eine kurze Strecke bis hinab; aber wenn man dann anfängt hinunterzukriechen, der Mensch, — die Schnecke! Wie die Berge auf ihn herablachen! Kraxele du nur mal erst ein paar Stunden, winde dich hier durch eine Schlucht, dort über eins unserer Brausewasser, dreh dich hier rechts, dort links, wieder einmal auf einem Baumstamm über den Gebirgsbach, und dann sieh einmal zu, wie weit du bist? Hier liegen wir Großen noch dicht vor dir, gerade wie vor drei, vier Stunden. — Aber wer kann den kräftigen, erhebenden Eindruck beschreiben, den das Wandern in solcher Gegend macht! Alles atmet Stärke und Massen. Die wenigen Häuser, die Felder, auf denen Menschen und Rinder ackern, helfen in ihrer Winzigkeit so recht, das Riesenwerk der Natur hervorzuheben. —



Irgendwo im Tale auf einsamem schmalem Pfade begegnete uns ein Chinese, der ein junges Füchslein trug, das er soeben gefangen hatte. Ich fragte ihn, was er damit machen wolle? „Essen!“ Armer Reinecke. Das Tierchen äugte so scheu von seinem Arm herüber zu mir hin und dann so sehnsüchtig in die Weite ringsum. Der Besitzer bot es mir zum Kaufe an. Aber was sollte ich mit ihm anfangen? Und solch ein Raubkerlchen geradeswegs wieder in Freiheit setzen? Das kostet dann doch nur anderen ihr Leben. So blieb's denn beim „Essen!“ —



Die Häusergruppe, bei welcher wir am Abend Halt machten, schien von ihren Besitzern in rechter Erkenntnis, daß bei dieser Größe der Natur der Mensch besser nicht viel dazu tue, nur wie auf Abbruch dahingesetzt zu sein: ein paar Hütten zwischen mächtigen Geröllblöcken in den Schutz einer Felswand hingekauert. Ein tien tz' (Wirtshaus) war doch darunter. In den unteren Räumen dieses Lokales meinte ich es aber schlechterdings nicht aushalten zu können. Doch gab es zum Glück ein „Obergeschoß“, d. h. einen Bodenraum direkt unter dem Dache. Als ich auf einer Leiter dahin geklettert war, verhüllte zunächst wohltuende Dunkelheit alles. Die praktische Wirtin setzte das aber nicht in Verlegenheit: sie entfernte einfach eine Anzahl Dachziegel, und der Tag schien zu unsern Häupten herein, soweit sein dämmerndes Vergehen es noch erlaubte. Es war ein schmutziger, staubiger, niedriger Bodenverschlag. Und doch war er als Raststätte, nachdem man nur ein wenig gesäubert und Ordnung geschafft hatte, gar nicht



übel. Vor allem genoß ich die frische Luft. Wenn es sich freilich in der Nacht einfallen ließ zu regnen, geriet ich so ziemlich in die Lage des „Uhrkenmakers" Droz in Reuters Franzosentid und konnte auf die Suche gehen nach einem trockenen „Flag". Aber der Himmel verschonte mich.

Als es ganz dunkel geworden war, traten am Firmamente die Sterne schimmernd hervor. Es hat etwas Beschwichtigendes, Lindes und Liebes, das niemandem, der nicht in gleicher Lage war, beschrieben werden kann, wenn in der Einsamkeit eines fremden Landes, welches man völlig allein durchstreift, zu stiller Stunde auf einmal die Sterne herunterschauen und uns vertraut anleuchten. Da nahm ich meine Geige hervor, die einzige treue Begleiterin all meiner Wege, und sandte den goldenen Augen dort oben meine Antwort zu. Ich mag lange gespielt haben. Endlich merkte ich, daß unten auf dem Wege vor dem Hause ein Summen und Lärmen sonderbarer Art herrschte. Durch Ritzen unter dem Dach konnte ich hinunter sehen: — da hatte sich, angelockt durch die wundersamen Töne, alles was Leben und Beine hatte, vor meiner Herberge gesammelt in nicht geringer Aufregung. Wie unheimlich mußte diesen biederen Bauern allerdings solch ein Begegnis sein: ein Fremder, rätselhaft schon an sich, der sich da oben in die Abgeschiedenheit unter dem Dache zurückzieht und dort nun solche Töne hervorbringt, die wie Geistergesang und Dämonenrufen durch die Nacht klingen. Ich schloß mein Freikonzert schleunigst ab. Man konnte doch nicht wissen,

wohin die Aufregung, welche von meinem Spiel ausging, schließlich führte. —

Der Kohlenreichtum des westlichen Szetschuan ist bekannt. Es hat aber doch etwas Frappierendes, wenn man die offen zu Tage stehenden mächtigen Kohlenflöze am Wege bemerkt, wie uns das heute verschiedentlich begegnet war. Die Chinesen schürfen, was die Natur ihnen so liberal anbietet, in der primitivsten Weise aus und wenden sich, sowie die allerbequemste Ausnutzung nicht mehr hinreicht, zu anderen Stellen. Welch' eine Industrie mag ein späteres Jahrhundert an diesen jetzt so einsam-wilden Stätten Innerasiens erleben! — Von Tibetanern bemerkte ich bisher direkt noch nichts. Ihre Spuren zeigten sich hier und da in Kritzeleien, die in ihrer Schrift an heiligen Schreinen zu lesen standen.

Am folgenden Tage mündeten wir in das Tal des Tung ein.

Dieser Fluß ist als die wirkliche Grenzlinie chinesischen und tibetanischen Bodens anzusehen. Denn es ist durchaus nicht so, wie wir uns mit unsern Landkarten und eingelernten geographischen Begriffen vielleicht vorstellen, daß da, wo die rote oder blaue Linie über das Papier läuft, und rechts China, links Tibet gedruckt steht, diese beiden Gebiete reinlich auseinanderklaffen. In diesen entlegenen, auch für chinesische Begriffe nur halb oder ein viertel kultivierten Gegenden ist noch mehr als irgend wo sonst die politische Grenzfeststellung Theorie. Natürlich eine Theorie mit mancherlei

bedeutungsvollen Konsequenzen. Aber die Praxis der von der Natur gezogenen Grenzen ist stärker. Die physikalisch und ethnologisch gegebene Gruppierung der Menschen schlägt durch. Tibet ist ein natürlicher Begriff. Da wo man über jene erwähnten Pässe hin das riesenhafte innerasiatische Hochland aufsteigen sieht, wird die so lange beobachtete chinesische Kultur plötzlich dünner, sie weicht zurück, und mit den kolossalen Bergbreiten, mit der großartigen Öde und Freiheit der Felsenwände dringt eine andere Welt hervor: dort beginnt Tibet. Der Tung begrenzt diesen neuen Boden.



Als wir heute Morgen vielleicht ein halb Stündchen dem Wasser gefolgt waren, das mit seinen Massen von Geröll und seinem vielversprechenden Rauschen uns schon gestern wie ein Führer vorangelaufen war, erschien am Fuße der Höhen drüben ein graubraunes Band. Durch mein Glas erkannte ich es als einen breiten, stark strömenden Fluß. Das war der Tung. Er machte einen seltsamen Eindruck durch die düstere Farbe seiner wild dahinschießenden Gewässer. Das ist aber der Charakter aller größeren Flüsse hier in diesen Hochgegenden, wie ich später noch öfter feststellen konnte. Bei starkem Gefälle führen sie viel erdige Stoffe in ihren reißenden Wogen mit sich,

die dem Wasser das Dunkle, Unheimliche geben, welches durch die Kraft der Strömung verstärkt wird. Denn das sieht man auf den ersten Blick bei solch einem Flusse, daß mit der Naturkraft dieser Strömung keine Menschenkraft sich einlassen kann. Kein Boot, kein Floß ist weithin auf dem Tung zu sehen. Die Wasser scheinen in finsterem Trotze ihre Alleinherrschaft zur Schau zu tragen und grollen und branden an den öfter auftauchenden Klippen ihres felsigen Bettes mit einer Heftigkeit, als sei ihnen selbst der geringste Widerstand unerträglich.

Das Ufer wird an beiden Seiten von steil abfallenden Höhen gebildet, an denen sich Saumpfade hinziehen. Die Höhen hinunter stürzen sich öfter Zuflüsse des Tung und machen das Passieren des Saumpfades, über den sie dahin gehen und auf den sie Geröll von oben herabschleudern, zu regnerischen Zeiten stellenweise gefährlich. Wundervoll ist wieder die Blumenpracht an diesen Abhängen. Besonders gedeiht überall eine Kaktusart mit entzückenden großen feurig gelbroten Blüten. Diese Blumenflammen auf ihren grotesken Stachelgestellen kletterten über Mauern zerfallener Hütten hin, standen wie Schildwachen am Wege und besetzten den Abhang nach dem Flusse zu, als müßten sie den wilden Gesellen noch unzugänglicher machen. Mit viel Mühe pflückte ich eine der hübschen Blüten, um sie zu pressen. Natürlich setzten sich trotz aller Vorsicht eine Menge der feinen widerhakigen Stacheln in meinen Fingern fest. Mein ältester Kuli aber nahm sofort meine Hand, und

mit der zarten Vorsicht einer Mutter entfernte er geduldig alle diese kleinen Schmerzenbringer. Auch eine Windenart mit tiefblauen Blüten zog immer wieder die Aufmerksamkeit auf sich.

Der einzige größere Ort am Tung, eine Art Grenzstädtchen, ist Lüting, das wir früh am Nachmittage erreichten. Es hat eine große Merkwürdigkeit, das ist die Brücke von Lüting, nach welcher der Ort auch oft Lüting tchiao „Lütingsbrück“ genannt wird. Denn hier ist die einzige Stelle, wo man es vermocht hat, den Fluß, der hier eine Breite von ca. 90 m hat, zu überspannen, und zwar mit einer eisernen Kettenbrücke. Dies sehr bemerkenswerte Werk rührt noch her von dem berühmten Kaiser Kang-hsi (1662 bis 1723). Starke schmiedeeiserne Ketten, neun an der Zahl, sind hüben und drüben an gewaltigen tief in den Boden getriebenen Eisenpfeilern möglichst stramm über den Fluß gespannt. Die Eisenarbeit ist vorzüglich und hat den zwei Jahrhunderten gut standgehalten. Über die Ketten sind dann freilich mit echt chinesischer Nachlässigkeit ganz simpel lose Planken gelegt, die sich leicht verschieben und durch deren Abstände man in den brausenden Fluß hinabsehen kann. An den Seiten, als eine Art Geländer, sind noch je zwei Ketten angebracht, eine etwa in der Höhe meiner Schulter, die andere kniehoch. Natürlich schwankt und schlottert das ganze Brückengebilde ziemlich stark beim Hinübergehen, und die klaffenden Spalten zwischen den Brettern mögen nervösen Leuten auch nicht ganz angenehm sein. Aber es ist doch ein starker Eindruck von

chinesischer Tatkraft und Leistungsfähigkeit, den man hier bekommt, und trotz des Schwankens machte es mir Freude, ein paarmal auf der Brücke hin und her zu gehen und mich dann in der Mitte aufzustellen und die Wassermassen unter mir durchbrausen zu sehen. Als wären sie empört über die Unterjochung durch dies Menschenwerk und über das Geschöpflein, welches da oben stand, brandeten sie gerade dicht an der Brücke mit besonderer Heftigkeit gegen die Felsblöcke an beiden Seiten.

Jenseits blühte am Felsen des steil abfallenden Flußufers ein besonders schönes Exemplar einer seltenen Blume. Es stach mir in die Augen und ich machte mich daran, es mir zu holen. Die Stelle war freilich nicht ungefährlich. Stürzte ich, so verschwand ich in einem Wasserstrudel, gegen den kein Schwimmer der Erde etwas vermocht hätte. Kaum sah der mich begleitende Kuli, was ich vorhatte, als er mich ganz entsetzt beschwor, es nicht zu tun. Er kniete fast vor mir, als gälte es nicht mein sondern sein Leben. Als ich mich trotzdem dazu anschickte, stürzte er, um nicht Zeuge zu sein, wenn irgend etwas passiere, wie rasend davon und war schon weit entfernt, als ich nach kurzer Frist mit meiner Trophäe wieder auf sicherem Boden stand und ihm in die Ferne hin zurief, alles sei in Ordnung. Der Hintergrund solchen Benehmens ist bei dem Chinesen natürlich die Sorge, daß er verantwortlich gemacht wird, wenn der Fremde verunglückt. Das würde ihn mit seinen Behörden, seinem Gericht in Berührung bringen, und das Risiko, welches für jeden, besonders aber

für den gemeinen Mann, in einer solchen Berührung liegt, ist sehr gefürchtet. Nicht mit Unrecht. —

Während ich dort noch umherspazierte, kam ein besser gekleideter angenehm aussehender Chinese des Weges, und da ich ihm wohl anmerkte, wie gern er mit mir Bekanntschaft gemacht hätte, redete ich ihn an. Als er hörte, daß ich mich für die buddhistische Religion interessiere, erzählte er mir, daß er in seinem Hause eine Anzahl tibetanischer Götterfiguren habe, und lud mich ein, sie zu besehen. Seine Wohnung lag außerhalb der Stadt. Ein höflicher Mann, wie er war, wollte mein neuer Bekannter aber nicht erlauben, daß ich gleich mit ihm dahinaus gehe, denn ehe ich ihm einen Besuch mache, müsse er doch vorher bei mir gewesen sein. Also wandelten wir erst einmal wieder zur Stadt hinein und sprachen in meinem armseligen Wirtshause vor, wo Herr Kao (das war sein Name) formell als mein Gast und Besuch eine Tasse Tee einnahm. Sodann machten wir uns auf nach seiner Wohnung. Sie lag etwas den Fluß hinab am jenseitigen Ufer, inmitten von Feldern und in der Nähe einiger anderer vereinzelter Ansiedelungen, die mir als Eigentum der katholischen Mission bezeichnet wurden. Es war dunkel geworden, als wir auf der Farm anlangten. Ein ummauerter Gebäudekomplex, Wohnhaus und Scheunen nebst Ställen, ringsum und auf dem Hofe einige Bäume. Der Eindruck war nicht übel. Wir saßen bald beim Tee und kleinen Imbiß, die Familie, ein Bruder und zwei Kinder, auch einige weibliche Wesen fanden sich hinzu, letztere

wohl Nebenfrauen oder Sklavinnen, welche die ländliche Etikette nicht sehr bindet. Herr Kao betrieb seiner Angabe nach zu Zeiten ein wenig Handel, führte aber im ganzen mehr ein harmloses Farmerleben auf seiner Besitzung. Mir ging das Horazische: Beatus ille qui procul negotiis durch den Sinn. Freilich ein wenig umformen muß man das Lebensideal des römischen Dichters wohl hier in Westchina. Aber Mensch bleibt Mensch. Auch hier kennt man das Behagen an ländlicher Stille und Freiheit, an ländlich einfachen Genüssen. Die Leute, welche in dieser Gasthalle bei Tee und Pfeifchen saßen und in leichtem Plaudern durch die offene Tür auf die im Abendwinde raschelnden Gipfel der Bäume des Hofes sahen, schätzten gewiß in ihrer Art auch die Vorzüge des Bauernlebens. Daß idyllischer Naturgenuß eine ausgeprägte Linie im Empfinden des besser situierten Chinesen bildet, zeigen viele Dichtungen von der ältesten Zeit bis auf den heutigen Tag[1]). Ich glaubte auch meinem Gastfreund etwas davon zutrauen zu dürfen. —

Die tibetanischen Götterbilder, welche mir in Aussicht gestellt waren, kamen mit der Zeit richtig zum Vorschein, und ihr Besitzer ruhte nicht, bis ich eins von ihnen als

[1]) Irgendwo machte mir einmal ein wohlhabender Chinese, mit dem ich näher bekannt geworden war, zum Abschied, wie das wohl Sitte ist, einen Fächer zum Geschenk, auf welchen er ein Gedicht geschrieben hatte. Es war auch für meinen Geschmack durchaus anziehend, wie die Idylle eines kleinen ländlichen Besitzes hier mit leichten Strichen durch den Wechsel der Jahreszeiten verfolgt wurde. Ich gebe im nachstehenden eine sachlich durchaus getreue Übersetzung, in welcher nur die Form abweicht:

Ein niedrig Tor, ein starkes Schloß am Haus,
Dahinter stilles Glück im Eibengrün.
Kein Staub, kein Schmutz hier, nur Erdbeerenlaub
Und Moosgrün decket mir den Boden.

Der Ostwind brachte letzte Nacht
Den Frühling plötzlich an mein Haus.
Sieh, wie die Pflaumenblüten sich,
Wie Pfirsichblüten sich erschlossen.



Geschenk angenommen hatte. Es war unterdes völlig Nacht geworden, und ich mußte aufbrechen. Herr Kao und sein Sohn begleiteten mich mit Laternen zurück durch die Dunkelheit nach der Stadt, ein reizvoller Weg unter den Sternen dicht am brausenden Tung hin. Ich mußte meine Begleiter nun doch einladen, noch einen Augenblick bei mir einzutreten, und das taten sie mit sichtlichem Vergnügen. Meine ganze Ausrüstung unterwarfen sie einer Besichtigung, wobei ihnen besonders der Revolver, der photographische Apparat nnd mein Feldstecher anziehend waren. Mit einigen kleinen Geschenken aus den bewunderten Gegenständen konnte ich meinen Dank für das Buddhabild ausdrücken. Über alledem wurde es halb elf Uhr, bis sie endlich Abschied nahmen und ich in mein Schaffell kriechen durfte.



Früh am nächsten Morgen überschritten wir die Eisenkettenbrücke und zogen nun an dem rechten Ufer des Tung flußaufwärts. Die Richtung war im ganzen nördlich, Fluß und Ufer bleiben sich gleich, ernst und großartig war der Charakter der ganzen Gegend. Unten an den in das Wasser abfallenden Höhen sah man öfter Schwemmland vorgelagert, welches angebaut war. Damit meldete sich die freundlichere Kultur. Wo aber die weiten grasbewachsenen Höhen steil in das brausende Wasser fielen,

Die Sonne steht bereits drei Ellen hoch,
Behaglich träumend lieg' ich auf dem Lager.
Wenn es ein Götterdasein gibt,
Wie sollte meins nicht Götterdasein sein?

Der Bäume Laub malt dichte grüne Schatten,
Aus denen die Zikade zirpt.
Nun roll' ich auf die gelbe Sonnenmatte,
Und aus dem Ofen steigt der Mahlzeit Rauch.

Dort sieh den Hain von Pinien und Bambus,
Und zwischendurch Platanen und Bananen.
Kein Windhauch rührt sie jetzt, still ist sein Rauschen,
Es rauscht des Herbstes Regen nur hernieder.

keine Spur von Häusern und Menschen weithin, fühlte man so recht die Bergwildnis. Die Straße, ein leidlich guter Saumpfad, schlängelte sich an dem Abhange hin, auf und nieder, alle Biegungen und Buchtungen der Berge mitmachend. Oft bewegte man sich hart über dem unten schäumend dahinjagenden Flusse, und bei Regenzeiten mögen solche Partien, da der schmale Weg dann schlüpfrig ist, ihr Bedenkliches haben. Jetzt empfand ich keine besondere Gefahr. Die feurig blühenden Kaktusstauden tauchten immer wieder an den Hängen auf. Zuweilen stand unter ihnen mit hübschem Gegensatz eines dunkleren Rots ein blütenübersäter Rotdornbaum. Einzelne chinesische Dörflein passierten wir. Das Verlorene solcher Siedelungen wurde verstärkt durch die öden Mauerreste ganz zerfallener Häuser, welche man nicht selten sah. Die Straße war nicht unbelebt. Besonders überholten wir viele Ziegeltee-Träger, welche diesen für Tibet äußerst wichtigen Artikel nach Tatchienlu schafften. Es ist bekanntlich eine sehr geringe Sorte Tee, ein Gemisch aus Blättern, Stengeln und Grus, womit noch vielerlei fremde Pflanzenteile gemischt werden, alles gedämpft, zusammengepreßt und in Form von Backsteinen getrocknet. So wertlos uns diese Ware vorkommt, ist es doch Tatsache, daß viele Tibetaner den Ziegeltee besseren, reinen Teesorten vorziehen. Vergebens haben englische

Der Cassia Blüte duftet zu mir auf,
Ich leg' mich drinnen nieder, Stürme brausen.
Schnell geht der Tag vorüber, dunkel wird's.
Behaglicher Abend, niemand fragt nach morgen.

Man zieht sich stille ins Gemach hinein,
Lädt gute Freunde, gleich dem eig'nen Fühlen.
Jetzt füllt der Winter alles rings mit Schnee,
Es füllt der Vollmond alles rings mit Glanz.

Was wandelt wie im Traum vorüber dir
An deinem innern Auge, Gaukelspiel?
Dort steh'n die Bücher, die Gefährten mein;
Bald dies, bald jenes soll mir nun willkommen sein. —

Kaufleute versucht, auf dem Wege von Birma her weit feineren Tee zu dem billigen Preise des Ziegeltees in tibetanischen Gegenden einzuführen, um die Leute an ein anderes Bedürfnis zu gewöhnen und dann einen Import zu ermöglichen. Man schätzte die feinere Sorte nicht. In Geschmackssachen bezeichnet eben die Gewohnheit einen mächtigen Faktor. Der Ziegeltee wird in Ballen gepackt, jeder Ballen, in eine Bambusmatte genäht, bildet einen vielleicht $1^1/_2$ Meter langen Zylinder. Acht bis neun solcher Zylinder vermag ein kräftiger Mann zu tragen; sie werden einer über dem andern auf einem Traggestell quer aufgetürmt und ragen wie eine Wand über den Kopf des Trägers hinaus. Die armen Kerle stehen alle paar hundert Schritt und öfter still, stützen ihre Last auf einen schweren Krückstock und schöpfen Atem. Auch Kinder und junge Leute tragen schon ihren Teil. Ich bemerkte wahrhaft schöne Gesichter unter den jüngeren Menschen.

Dieser Weg nach Tatchienlu am Tung hinauf umgeht einen kolossalen Gebirgsstock, in welchen das tibetanische Hochland sich hier zusammendrängt. Ich hatte die schneebedeckten Köpfe der Riesen schon vom Berge Omi aus am Horizonte gesehen und mich daran sehr gefreut.

Hier sollte ich mein Wiedersehen mit ihnen feiern! Es war mehr zufällig, daß ich mich einmal umblickte, da standen gerade wie in einem Ausschnitte der näheren Höhen hoch hinter mir die klaren Gipfel dieser Schneeriesen! Es war ein überraschend schöner Anblick. Tief dunkelblau war der Untergrund, darauf lagen dann höher hin die reinsten, klarsten Schneerillen wie ausgegossen, in regelmäßiger Verzweigung von oben herniederlaufend, und einer der Köpfe stand darüber ganz weiß verhüllt. Fast erschrocken hält man einen Augenblick inne, wenn die Majestät der tibetanischen Schneefirnen einem so plötzlich über die Schulter guckt. Kühl blies der Wind von da oben herunter in die Wärme unseres sonnigen Junitages. Auf der Brettschneiderschen Karte sind die Gipfel dieses Gebirgsstockes als 22000 (engl.) Fuß hoch bezeichnet. Ich sollte sie später noch aus größere Nähe kennen lernen.

Bei unserer Mittagsrast erblickte ich zum ersten Male tibetanische Häuser. Es war ein Dorf, in welchem Chinesen und Tibetaner sich mischten, und unter den wohlbekannten armseligen chinesischen Häuslein erhoben sich einige stark davon abstechende Bauwerke, in welchen die Mantze oder Mantchia, wie man die Tibetaner in diesen Gegenden häufig nennt, hausten. Ihre Bauart ist sehr auffällig, in ihrem finster trotzigen Charakter sowohl der Natur des Landes wie der Eigentümlichkeit seiner Bewohner recht entsprechend. Man meint eine kleine Festung vor sich zu haben. Ein quadratischer solid gemauerter Bau erhebt sich, wenige, manchmal schartenähnliche

Fensteröffnungen durchbrechen die festen Mauern, oben schließt das Haus mit einem flachen Dache ab, über das an einigen Stellen noch eine höhere Randmauer schützend sich erhebt. Diese schroffen trotzigen Steinvierecke überragt dann noch hie und da ein ebenso finsterer viereckiger Turm. Ich versuchte vergebens, Eingang in eines dieser Häuser zu finden. Es wäre mir um so interessanter gewesen, als da drinnen offenbar gerade tibetanische Priester, sog. Lamas, in kultischer Tätigkeit begriffen waren, denn ich hörte die Handtrommel und auch jenes eigentümlich klingende posaunenartige Horn, das sie beim Kultus gebrauchen; aber gerade diese Lage der Dinge verwehrte von ihrem Standpunkt aus umsomehr jedem Fremden den Zutritt. Die mächtige Tür bleibt fest geschlossen. Nun, Tatchienlu war ja nicht mehr weit. —







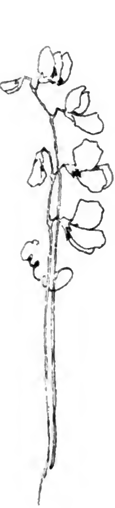
Am Nachmittage gegen 6 Uhr näherten wir uns der Stelle, wo ein von Tatchienlu herkommender kleinerer Fluß in den Tung fällt. Vom Tal des Hauptstromes wendet sich die Straße darum hier ab und folgt, in einem rechten Winkel nach Westen biegend, dem Seitental. Der Nebenfluß hatte wieder jenes herrliche grünblaue Wasser wie früher der Ya, das man ordentlich mit Bedauern in dem Grau des Tungflusses untergehen sah. Dicht bei dieser Mündung lag ein Örtchen, Wa schu kuô ge-

nannt, unsere heutige Station. Der volle Name des Dorfes, obwohl meistens nicht so angewendet, ist Wa schu kuô lung, ein ins Chinesische übertragener tibetanischer Ausdruck. Doch war die Bewohnerschaft, soviel ich beobachtet habe, chinesisch.

Von Wa schu kuô führte uns eine letzte Tagereise bis Tatchienlu. Diese Strecke gehörte zu dem Hübschesten, was ich bisher gesehen hatte. Das Tal von Wa schu kuô ist sehr verschieden von dem des Tung, eng, grünumbuscht, mit romantischen Felspartien und von einem Wildwasser durchströmt, dessen immer wechselnde Schönheit den Wanderer hinreißt. Das ist der Fluß von Tatchienlu. So nennen ihn die Chinesen allgemein, wie denn das gewöhnliche Volk meistens einen Strom nach dem bedeutendsten Orte, der daran liegt, benennt. Abgekürzt heißt er auch der Lu-ho (Lu-Fluß). Man merkt, daß dies Wasser direkt von Gletschern und Schneefeldern aus der Nähe gespeist wird. Das ist eine Kraft und ein Stolz in diesem grünweißen eiskalten Elemente, das prallt gegen die Felsen, sprüht und dampft, das dröhnt und zischt, ganze Strecken nur eine wogende Schaummasse, dann wieder ein Sturz hinter den andern, daß man meint, die Granitfelsen sollten davon erbeben, dann ein Durcheinander-Wühlen der brodelnden Massen, und immer neu verwandelt sich seine Schönheit. Die Felsen pressen sich dicht an dies reizende Kind der Berge heran. Oft hängen sie über den Pfad hin, der aus dem Stein herausgehauen ist. Der Weg, im ganzen aufsteigend, verlief im einzelnen in mannigfacher Abwechs-

lung. Bald wanderte man hoch über dem Flußniveau, dann stand man wieder dicht neben dem schäumenden Wasser und spürte seinen Atem. In das Gestein hatte sich die Wasserkraft oft seltsame Spielereien gegraben. So kam ich vorüber an einem natürlichen Badebassin, das kein Ludwig Richter oder Moritz von Schwind reizender für Nymphen und Melusinen hätte malen können. Im Dämmerlicht einer niedrigen Grotte stand klar blaugrün, in friedlich-lieblichem Gegensatz gegen das Getobe des Wassers da draußen, eine zauberische Flut, rings umsäumt mit Gebüsch und nickendem Farn, ein Seitenarm des Flusses. Die reiche Fülle von Grün, Gebüsch und Blumen gab dem Tale etwas Lauschiges, manchmal fast Idyllisches, zumal wo, wie an einer Stelle, plötzlich eine Herde von Kühen und Ziegen unter der Hut eines alten Mütterchens zum Vorschein kam. Fast schweizerisch; nur freilich das Menschenkind nicht.

Am Eingange des Tales genoß ich morgens wieder einen Blick auf die Schneehäupter im Südwesten. Später zog um jene Höhen donnernd und krachend ein Gewitter. Bis zu uns drang nur der Ton, doch sahen wir die Wolkenfetzen hin und her fegen, und als das Hauptwetter dort oben vorüber war, breitete es sich als Dunst und Nebel in der Höhe aus, sodaß ich keinen Ausblick mehr zu haben meinte. Aber die kräftige Nachmittagssonne zerstreute die Verschleierung wieder und sog sie auf, sodaß ich nicht lange vor Ende unserer Wanderung noch öfter den so wundervollen Blick auf die weißübergossenen Bergriesen hatte.



Dieser Tag vermittelte mir auch die Bekanntschaft mit einem tibetanischen Kuriosum, von dem ich verschiedentlich gelesen hatte, nämlich mit den berüchtigten Seilbrücken. Fünf derartige Verkehrsmittel zählte ich auf der Strecke von Wa schu kuô, die den Wanderern über das gefährliche Gewässer verhalfen, und zweimal war ich Zeuge der Benutzung einer solchen Brücke. Das Prinzip ist sehr einfach: ein starkes Bambusseil ist an beiden Ufern befestigt und möglichst stramm gespannt. Wo das eine Ufer bedeutend höher ist als das andere, kann man sich dann hinüber bugsieren, indem man sich mit irgend einer primitiven Schlingenvorrichtung, deren Bewegung über das Bambusseil hin durch glatte Holzdeckel erleichtert wird, an dem Brückenstrick hinabgleiten läßt, nachdem man sich energisch vom Ufer abgestoßen hat. Wo die Ufer ziemlich gleichhoch sind, wie bei unserem Flusse, muß der Passagier hinüber gezogen werden, und es fand sich immer bei der Brücke jemand, der daraus wohl sein Geschäft macht wie der Fährmann aus seiner Fähre. Die Methode der Befestigungen ist im einzelnen etwas verschieden. In einem Falle, den ich beobachtete, stellte der Mann (es war ein Chinese) eine doppelte Schlinge her, in die eine setzte er den linken Fuß, die andere legte er unter dem rechten Arm her um den Körper, dann schlug er den linken Arm (mit einem Bambusschutzdeckel) über das Seil, das rechte Bein hing herunter, der ganze Körper nahm natürlich eine schräg hängende Lage ein. So wurde er dann von drüben „übergeholt". Ein anderes Mal be-

nutzte der Passant ein von dem Seil herabhängendes Sitzholz, das unter sich noch eine Art Korb hatte (wohl für eventuelles Gepäck), legte dann aber auch den linken Arm mit Schutzdeckel oben über das Seil. Diese Art Beförderung sieht nicht gerade behaglich aus für einen Europäer.

Immer mehr erweiterte sich am Nachmittage das Tal, der romantisch lauschige Charakter verschwand. Prächtige blaue Höhen schoben sich vor uns je nach den Wendungen des Weges hin und her, und plötzlich blickte zwischen ihnen klar und niedlich das Stück einer Stadt hervor. Es war Tatchienlu. Während wir uns ihr langsam näherten, passierten wir, auf einer sanften Bergmatte am zahmer gewordenen Flusse dahinwandelnd, einen eigentümlichen niedrigen Turm, welcher, ganz isoliert, ein wenig von der Straße abgerückt nach den Bergen hin, in seiner Bedeutung etwas Rätselhaftes hatte. Meine Leute antworteten ausweichend. Die Bestimmung des Bauwerkes wurde mir erst später durch die Missionare bekannt. In ihm sind lange Zeit hindurch neugeborene Kinder, deren man sich entledigen wollte, ausgesetzt. Also etwas wie die berüchtigten Kindertürme, die man hin und wieder in China kennt, keine übertreibende Sage oberflächlicher Europäer, sondern eine Tatsache. Nur daß es sich hier nicht um die Beseitigung von neugeborenen Mädchen insbesondere handelte, wie ja sonst in China, sondern die hier umgebrachten armen Wesen, sowohl männliche wie weibliche Kinder, waren einem illegalen Verkehre, meistens

von Chinesen mit Tibetanerinnen, entsprossen. Die Bevölkerung von Tatchienlu gilt für sehr skrupellos in sittlicher Beziehung. Skrupellos war man denn auch darin, daß, wenn eine unsittliche Verbindung Folgen hatte, kurzer Prozeß damit gemacht wurde. Erst in neuerer Zeit, unter dem Einfluß europäischer Beurteilung solcher Dinge, beginnt man behutsamer vorzugehen, und die Benutzung jenes Turmes ist daher jetzt etwas verpönt. Ob das nicht aber mehr eine Änderung der Methode als der Sache bedeutet, ist eine andere Frage.

Es war nur gut, daß meine Unkenntnis mich harmlos an der Stelle vorüberführte und der Eindruck der sich nahenden Stadt mir so nicht getrübt wurde. Ich freute mich des Anblickes dieser höchst malerisch in den Bergwinkel hingegossenen Häuser, der imposanten Felswände, die ringsherum aufstiegen, des frischen Wiesengrüns am munter plätschernden Wasser, der erquickend würzigen Höhenluft und des reinen stillen Sommerabends. Ein Friede der weltentlegenen Gebirgsschönheit schwebt über diesen Gegenden und verwebt sich auch ganz und gar in diese „Stadt", die in ihrem wahren Charakter doch nur ein großes Bergdorf ist. Das Tor, welches wir passierten, und die meisten Häuser waren durchaus von chinesischer Art. Aber was für ganz andere Gestalten traten doch alsbald in diesen Straßen vor mich hin! Gleich unter den ersten tibetanischen Erscheinungen, die mich mit ruhigen, trotzigen Blicken maßen, waren auch ein paar Lamas, jene Priester, die sich (wie ein roter Faden, möchte man sagen, zumal viele von

ihnen auch gerade rote Gewänder tragen) durch alles, was tibetanisch heißt, dahinziehen. Wir irrten ein wenig in den Straßen umher, bis wir glücklich mein Ziel fanden, nämlich die Niederlassung der China-Inland-Mission. Diese Mission hat seit einiger Zeit mehrere Vertreter hier, und für einen derselben war mir in Tschungking ein Empfehlungsbrief gegeben. Ich wurde mit großer Freundlichkeit aufgenommen und fühlte mich in dem netten Häuschen, unter diesen so hilfreichen und kenntnisreichen Männern bald sehr heimisch. —





Kap. 4. Tatchienlu.

Bergwände und Gebirgswasser, das ist der Eindruck, mit dem man nach Tatchienlu herankommt und auch in den Straßen dieses Ortes selbst umhergeht. Denn die Gebirgswelt umarmt die Stadt gewissermaßen, und die Wasser von diesen Bergen her rauschen mit solcher Lebendigkeit zwischen den Häusern hin, daß man an einigen Stellen Mühe hat, davor die Worte der Unterhaltung zu verstehen. Zwei Wasserläufe vereinigen sich in Tatchienlu, woher auch sein Name, welcher, uns meist nur in jener chinesischen Umgestaltung bekannt, genauer Dar-tchen-do, d. i. Vereinigung des Dar und Tchen bedeutet; aus beiden gemeinsam bildet sich der Fluß, an dessen Lauf ich heraufgekommen war.

Das Klima ist, im Sommer wenigstens, herzerquickend. Die Macht der Sonne (Tatchienlu liegt fast genau auf dem Breitengrade von Kairo) gleicht sich mit der Rauheit des

Hochlandes aus zu einem schönen Mittel. Ich war im Juni dort. Aber von der sonst so fatalen Junihitze Chinas war nichts zu spüren. Frisch und stählend war die Luft in dieser Höhe (über 2500 Meter), und frisch und stählend hauchten die Berge umher ihren kühlen Odem herab. Mit Gipfeln von über 4000 m umstehen diese Riesen das kesselartige Tal, in welches Tatchienlu sich hineinschmiegt. Als ich eines Morgens vor dem Frühstück auf die schmale Veranda vor dem Häuschen meiner Freunde trat, blinkte mir der Schnee von einigen der nächsten Grate entgegen. In den Nächten war mir in meinem Schlafsack von Schafpelz sehr behaglich, über den ich noch wohl eine Decke breitete.

Die Straßen und Häuser unterscheiden sich nicht wesentlich von denen einer chinesischen Stadt. Der Inhalt der Kaufläden aber zeigt gleich, daß man in einer anderen Umgebung ist. Da hängen Yackschwänze aus, gereinigte und noch ungereinigte, am wertvollsten die rein weißen und recht langen buschigen; da liegen Gemsen- und Antilopengehörne, Schwerter und Flinten altertümlicher Konstruktion, Tsambanäpfe, Lamagewänder, Gehäuse für Götterbildchen oder einen kräftigen Zauberspruch, allerlei Requisiten für den lamaistischen Kultus, das eigentümliche tibetanische Siegellack nebst phantastischen Siegeln, Sättel und Geschirr für Reitpferde und dergleichen mehr. Einkäufe sind nicht leicht und nicht billig. Besonders kultische Gegenstände, an denen mir gerade sehr lag, werden ungern oder gar nicht an Fremde abge-



geben, und ohne die Hülfe meiner missionarischen Freunde, die besondere Mittel und Wege kannten, hätte ich wohl nicht den zehnten Teil der schönen Sammlung, die ich schließlich von diesem merkwürdigen Orte mit heimgebracht habe, in meinen Besitz bekommen.

Merkt man an den Handelsgegenständen, daß man in Tibet ist, so merkt man es auch am Gelde. Zwar existiert das wohl von jedem Chinareisenden schon einmal verwünschte chinesische Kleingeld, diese schreckliche Bürde des Fremden, auch hier noch, und man muß auch hier bisweilen seine Zeit mit dem Abzählen von Hunderten dieser schmutzigen Messingstückchen (jedes im Werte von etwa 1/4 Pfennig) hinbringen. Aber daneben findet sich auch die übliche tibetanische Münze, nämlich die indische Rupie. Überraschend zivilisiert kommt einem solch ein Ding vor, wenn man es in den Händen dieser rotbraunen, wilden Gesellen erblickt. Kultur und Wildnis aber im allerseltsamsten Verein prägt sich darin aus, daß man die kleinere indische Münze, eine halbe oder viertel Rupie, nicht gebraucht, sondern einfachen Prozeß macht, indem man im Bedarfsfalle die volle Münze mit Messer oder Beil in Hälften oder Viertel zerlegt. Solche Bruchteile kursieren unbeanstandet. Es hat übrigens auch rein tibetanische Silbermünzen gegeben, von denen es mir gelang, drei verschiedene Stücke zu bekommen. Sie gehen jetzt nicht mehr als Handelsgeld. Die Münzstätte wurde in Lhassa im Jahre 1793 eröffnet, und zwar auf chinesisches Betreiben hin; heutzutage arbeitet sie nicht mehr.

Wo die Rupie als Einheit des Handelsverkehrs auftritt, wird unwillkürlich alles teurer als im Bereiche des chinesischen Kupfergeldes. Das merkt man sehr beim Übergang von chinesischem auf tibetanisches Gebiet. Wenn die Wertobjekte unter eine viertel Rupie heruntersteigen, ersetzt der Tibetaner, falls er nicht chinesische Münze zu Hülfe nimmt, das Geld durch Tauschgegenstände, durch Rosenkranzkugeln, Nadeln (aus Europa importiert), Ziegeltee u. dergl.

Der Gegensatz des tibetanischen Volkstums gegen das chinesische ist sehr hervortretend. Kräftige knochige Gestalten mit rotbraunen, wetterfesten Zügen, die Gesichter breit, etwas grob, die dunklen Augen kühn und trotzig, das schwarze Haar oft straff und schlicht um den Kopf fallend, so haben die Männer häufig etwas vom nordamerikanischen Indianer. Die Frauen sind anziehend, die Gesichter mit schönem Rot der Wangen, die Augen blicken ruhig und frei, ihr ganzes Benehmen ist selbständig und sicher, weit entfernt von dem gehüteten und scheuen Wesen der chinesischen Durchschnittsfrau. Die Tibetanerin lacht dich munter an, indem du sie erstaunt betrachtest, und schwatzt laut und gewiß ohne allen Rückhalt mit ihrer Nachbarin über dich, während du dahingehst. Diese Freiheit des Benehmens hat natürlich auch jene Folgen, die wir oben bei Erwähnung des Kinderturmes streiften. Mischfamilien sind in Tatchienlu zahlreich, und zwar sind es fast immer Ehen von chinesischen Männern mit Tibetanerinnen. In den Kindern schlägt, soweit ich beobachten

konnte, das tibetanische Blut vor, doch verfallen sie dem Strome der chinesischen Kultur.

Das ist überhaupt merkwürdig, wie die chinesische Kultur ihre Überlegenheit unbewußt auch dem Tibetaner zu fühlen gibt. Diese starken Bergmenschen sind ja im ganzen noch weit davon entfernt, richtige Chinesen zu werden, und doch ist die chinesiche Kultur ihnen ein überlegener Faktor, vor dem sie sich in vielen Einzelheiten beugen. Chinesisch heißt gebildet in diesen Gegenden, und gebildet ist auch für diese groben Gesellen bis zu einem gewissen Grade ein geschätztes Attribut. Mancher von ihnen flicht doch sein grobes Haar zusammen zu dem chinesischen Zopf und ahmt in Begrüßung und Benehmen chinesische Manieren nach. Ein besonders hervorstechendes Beispiel vom Weichen des Tibetanischen vor dem Chinesischen werden wir später in dem „Könige“ von Tatchienlu zu erwähnen haben.

In früheren Jahrhunderten haben die Tibetaner sich noch bedeutend weiter nach Osten hin ausgedehnt. Bis in die Nähe von Yatschou reichten sie nach sicheren Feststellungen. Die chinesische Kultur hat sie zurückgedrängt. Ist das zunächst erstaunlich bei einem physischen Unterschiede beider, der bedeutend zugunsten der Tibetaner ausgefallen scheint, so leuchtet doch bei näherem Nachdenken ein, daß ein so großartig geordnetes Staatswesen wie das chinesische mit allen seinen geistigen wie äußerlichen Hülfsmitteln schließlich der stärkere sein mußte. Die äußere Erscheinung der Tibetaner ist erfrischend

malerisch, wenn man sich am Kostüm der Chinesen Monate oder gar Jahre lang satt gesehen hat. Vor allem machen das die Schafpelzröcke, die roten langen Mäntel der Lamas, das Bunt der Frauenanzüge und die vielerlei goldenen und silbernen Schmucksachen, mit welchen selbst die einfachen Leute sich behängen. Auch die Kästchen mit Amuletten, die sie um den Hals tragen, sowie die ständigen Gebetszylinder in den Händen spielen dabei eine Rolle. Diese letzeren geben einem zu denken, wenn man etwas auf Religionserscheinungen achtet. Es ist einer der allerverbreitetsten Züge des tibetanischen Buddhismus, den Zauberwert des heiligen Wortes bis zu dem Grade hinaufzuschrauben, daß eine heilige Formel, niedergeschrieben in irgend einer Weise und nur in Bewegung gesetzt, damit gleichsam schon aktiv wird und dem Menschen ihren Segen erweist. Daher die im Winde flatternden Tuchfetzen, daher die vom Wasser getriebenen Zylinder, daher die sog. Gebetsmühlen, die der Wind treibt, daher auch diese seltsamen Apparate in den Händen jedes Tagediebes und jeder alten Frau auf der Straße. Mehr oder weniger einfach wird eine aufgewundene Rolle Papier, auf der in hundert oder tausend Abschriften eine fromme Redensart steht (die häufigste das bekannte Om mani padme hum, oder wie man in Tatchienlu es immer sprechen hört: Om mani peme hum[1]), in Drehung gebracht und damit ihre Wirkung entfesselt. Solch eine sonderbare Praxis des tibetanisch-buddhistischen Glaubens nun, so allgemein sie ihr ganzes



[1]) Die ursprüngliche Bedeutung dieser alten Gebets- und Zauberformel steht nicht mit Sicherheit fest. In der Regel wird sie übersetzt: O du Juwel im Lotus, hum! Den Tibetaner kümmert die Bedeutung der Worte, wenn er sie auch täglich tausend Mal im Munde führt, noch weniger als etwa unsere Bauern die Bedeutung von Kyrieleis oder Hosianna.



Leben durchzieht, hat doch auch nicht einen Finger breit Raum gewinnen können in dem gleichfalls buddhistischen und doch wahrlich auch allem möglichen Aberglauben offen stehenden chinesischen Gebiete. Kein Chinese benutzt das Gebetsrad. Und doch strömt chinesisches und tibetanisches Leben in Tatchienlu direkt durcheinander. Aber was sich an dem Gebetszylinder nur besonders eklatant zeigt, bewährt sich viel weiter hin: der chinesische und tibetanische Typus des Buddhismus, obwohl sie so deutlich verwandt sind und ohne eine derartige Rivalität leben wie etwa unsere Konfessionen, nehmen nichts voneinander an, stehen völlig abgeschlossen nebeneinander, wie Öl und Wasser. Man findet dieselbe Art rein chinesisch-buddhistischer Tempel hier in Tatchienlu wie anderswo, daneben aber den vollen Typus des Lama-Klosters, gänzlich gesondert. Da ist keine Vermittelung und kein Übergang. Die Religion ist hier wie dort so fest mit dem Volkstum verschmolzen, daß nichts davon abbröckelt, um sich anderswohin zu verlieren.



Wir müssen nun aber wohl erst einmal ordentlich heimisch werden in Tatchienlu, das heißt, ich muß doch den Leser jetzt genauer einführen in meine dortige Wohnung und Umgebung.

Tatchienlu ist die äußerste westliche Station der sich über ganz China hin zerstreuenden China-Inland-Mission. Hier sind neuerdings drei Missionare angesiedelt, von denen ich zwei anwesend fand, während der dritte gerade auf einer Reise in der Umgegend begriffen war. Der internationale Charakter dieser Mission trat einem gleich in diesen Vertretern entgegen, von denen der eine ein Engländer, der andere ein Norweger, der dritte ein Neuseeländer, d. h., damit niemand etwa an einen dunkelfarbigen Maori denke, ein auf Neuseeland geborener und heimischer Ire war. Da mir der Letzterwähnte öfters lebendig den selbständigen Patriotismus des „unabhängigen" Neuseelands pries und betonte, charakterisiere ich ihn ausdrücklich als Kind jenes Eilands. Diese Männer, zunächst sämtlich noch unverheiratet, wohnten gemeinsam in einem halb chinesisch, halb europäisch eingerichteten Hause mitten in der Stadt, recht bescheiden, aber doch auch recht freundlich und gemütlich, wenn man das allgemeine Niveau des Komforts in diesen Gegenden bedenkt. Das Behaglichste lag jedenfalls in der herzlichen, auch sehr humorvollen Gemeinschaft, in welcher sie zueinander standen. Mir wurde gleichfalls mein Teil davon, und dankbar erinnere ich mich der vielen Stunden lehrreichen Geplauders, der immer gleich herzlichen, Hülfsbereitschaft und so mancher fröhlichen Mahlzeit dort in dem Häuschen, an dessen Veranda mich bei der Ankunft ein von früherer Gelegenheit belassenes Begrüßungsschild mit dem Worte: Wellcome! anlächelte. Solch ein Wort kann unter der-

artigen Umständen magische Wirkung haben. Was es versprach, hat sich schön bewährt.

Die Tätigkeit dieser Missionare richtet sich zunächst auf die in Tatchienlu wohnenden Chinesen, deren Zahl nicht klein ist. An die Tibetaner können sie bei dem eigentümlichen Charakter dieser Leute und der sie beherrschenden Religion bisher so gut wie gar nicht heran. Natürlich geht die Absicht dahin. Aber man wird sich noch lange gedulden müssen, wenn die Resultate echt und gründlich sein sollen. Scheinproselyten zu gewinnen, wäre natürlich auch unter Tibetanern nicht so schwer.



Man kann nicht sagen, daß das gewöhnliche tibetanische Volk ein besondere Abneigung gegen Fremde zeigte. Zwar besitzen sie nichts von jener chinesischen Art, die sich sofort um den Fremdling drängt, alles an ihm betrachtet und berührt, ihn ausfragt, sich mit ihm auf Erörterung einläßt. Der Tibetaner hat etwas Stoisches. Er wirft wohl aus seinen scharf spähenden Augen einen Blick auf den kuriosen Westländer, läßt ihn aber kühl ziehen. Das berührt nach der chinesischen Zudringlichkeit höchst angenehm. Es scheint fast wie vornehmere Art. Doch fehlt die Neugier nicht überall; und jedenfalls liegt hinter dem stoischen Benehmen keine natürliche Unfreundlichkeit. Das Zurückweisende, Schroffe, Abgeschlossene, was dennoch dem Lande im ganzen und vielen

seiner Bewohner bei manchen Gelegenheiten innewohnt, ist vielmehr nur von der Priesterschaft, den Lamas, anerzogen und genährt. Wohl nie hat sich so wie im Lamaismus irgendwo das Priestertum eines Volkes bemächtigt. Und gewiß im engen Zusammenhang damit steht der Aberglaube im ganzen Gebiete des Lamaismus, der wahrlich auch seine Parallele sucht. Ein ungeheueres Schlinggewächs, überwuchert dies priesterlich - abergläubische System den ganzen Bau dieses Volkstums, der darunter zerbröckelt und zur Ruine geworden ist. Heute kann sich in Tibet nichts regen ohne die Lamas; regen sich aber diese, so steht alles auf. Ihre Existenz und die des Volkes ist einfach identisch. Wenn man nur das eine bedenkt, daß es feste Vorschrift und Landessitte ist, daß aus jeder Familie einer der Söhne ein Lama werden und in ein Kloster eintreten muß, ermißt man schon, was hier die Priesterschaft bedeutet. In der Regel ist der Erstgeborene dies Opfer an die Kirche. Man sieht leicht, daß so nicht nur die allgemeinen Interessen der Kirche gleichmäßig überall im ganzen Volke wurzeln, sondern daß auch der Pulsschlag des persönlichsten Fühlens und Strebens aus der Kirche unmittelbar in jedes Familienleben übergeht.



Die lamaistische Kirche hat natürlich ein großes Interesse daran, jede Annäherung fremden Wesens streng zurückzuweisen. Ein feiner Instinkt sagt dieser Hierarchie längst, daß das Eindringen europäischen Geistes ihr Ende bedeute. Instinkt ist es, nicht sowohl genaue Kenntnis und Überlegung. In diesem Instinkte mischt sich auch wohl



die Sorge um die nationale Existenz überhaupt mit der Sorge um Erhaltung des nützlichen kirchlichen Systems. Denn als verkappte Kirchenfürsten feinster Observanz dürfen wir uns die Masse dieser Lamas natürlich nicht vorstellen. Ihr Streben ist zum Teil eine Art von rohem Patriotismus. Es wird ihnen nun natürlich leicht, dem ganzen Volke die Tendenz der Abschließung beizubringen. Der seit langem durch die eigentümliche Richtung des tibetanischen Buddhismus in den Laien genährte und so unheimlich angeschwollene Aberglaube dient dabei als bequemster Leitstrick.

Lamaistische Klöster genauer in Augenschein zu nehmen, wird den Fremden nicht leicht gemacht. Immerhin wollte ich das Mögliche versuchen.

Etwas außerhalb der Stadt nach Süden zu liegt eins der größten Klöster von Tatchienlu. Einer der Missionare erbot sich, als er hörte, daß ich es gern besichtigte, mit mir zu gehen. Da die Missionare mit einem der dortigen Lamas in einem gewissen Verkehr standen, auch selbst schon dort gewesen waren, hoffte er, es werde ihm möglich sein, mich einzuführen. Wir gingen an dem munter rauschenden Flusse, welcher von Süden herab zur Stadt sich ergießt, hinauf und bekamen bald einen sehr übersichtlichen Rückblick auf Tatchienlu, wie es zwischen den Bergen eingebettet liegt. Mein Begleiter machte mich darauf aufmerksam, daß die Stadt sich früher weiter nach Süden hin ausgedehnt habe und dann ein ganzes Stück durch einen Erdrutsch verschüttet sei, was noch anschaulich genug war.

Die Natur des Bodens um Tatchienlu ist nicht die sicherste. Mehrere Schwefelquellen existieren in der Nähe und zeigen an, daß chemische Prozesse den Boden unterminieren. Auch Erdbeben gehören daher nicht zu den Seltenheiten in diesen Gegenden von Tibet. Zweimal während der kurzen Frist von vierzehn Tagen, die ich in Tatchienlu zubrachte, weckte uns nachts ein merklicher Erdstoß. Beim Gespräch darüber am nächsten Morgen erinnerten mich meine Freunde an das fürchterliche Erdbeben, welches im Jahre 1871 die Stadt Batang und ihre ganze Umgegend zur Wüste gemacht hat. — Vorüber an einem Zeltlager nomadischer Tibetaner erreichten wir schließlich das Kloster. Wie eine Festung erschien es. Hohe trotzige Mauern mit einer großen Zahl schmaler Fenster umgaben die Innenräume. Ein starkes Tor bildete den einzigen Eingang. Außerhalb der befestigenden Mauern lag isoliert ein Nebengebäude, welches ganz mit schweren groben Gebetszylindern angefüllt war, durch deren Umdrehung sich die Besucher des Klosters Verdienst erwerben konnten.

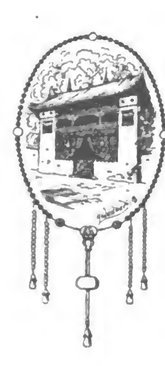
Wir näherten uns dem Haupttore, sahen uns aber bald gehemmt. Die Lamas zeigen ihre Fremdenfeindlichkeit nicht gerade direkt, indem sie den Fremden etwa hinauswiesen oder sich an ihm vergriffen. Sie haben aber eine andere viel einfachere Methode. Sie halten einige sehr wilde Hunde, welche sich auf dem inneren Klosterhofe herumtreiben und jeden europäischen Eindringling sofort wütend anfallen. Die Mönche machen sich dann entweder gar nicht bemerklich oder stehen ruhig da, als ginge



sie das nichts an, und der Fremde muß der Wut dieser Bestien weichen. So erging es auch uns. Kaum hatten wir die mächtigen Torflügel geöffnet, da stürzten unter lautem Geheul zwei Hunde auf uns los, große, zottige Tiere mit einer merkwürdig tiefen Stimme. Diese Art der tibetanischen Hunde ist gefährlich, und man hütet sich besser, mit ihnen anzubinden. Wir zogen uns daher wieder vor das Tor zurück, wohin sie uns nicht folgten, da sie ihre Aufgabe als „Verteidiger des Glaubens" zu kennen schienen. Uns blieb nichts weiter übrig, als uns mit einer äußeren Besichtigung des Klosters für heute zu begnügen.

Ein zweiter Versuch, den ich an einem der folgenden Tage machte, verlief ganz ähnlich. Selbst ein drittes Mal, in Begleitung zweier von meinen Missionsfreunden, gelang es zunächst nicht besser; doch auf dem Rückwege begegnete uns jener Lama, mit dem meine Begleiter mehr bekannt waren. Er kam von seinem Tagewerk, dem Rezitieren heiliger Texte in einem Hause, dessen Bewohner ihn aus irgend einem Anlaß entboten hatten. Darin besteht der wichtigste Teil der Tätigkeit dieser Priester, daß sie stundenlang Abschnitte ihrer heiligen Bücher zu Beschwörungszwecken in den Häusern von Laien hermurmeln. Deshalb ist auch ein großer Teil von ihnen den Tag über nicht in dem Kloster zu treffen. Daß die Abwesenheit oft auch durch allerlei profanere Nebenzwecke mit zu erklären ist, versteht sich von selbst. Der Lama hat das Recht zu freiestem Verkehr mit seiner Familie und der

Laienwelt. Diesmal also trafen wir es gut: der erwünschte Beschützer kam uns auf der Rückkehr ins Kloster gerade entgegen. Mit dem freundlichsten Lächeln erklärte er, wir könnten unter seinem Schutze gern in das Kloster kommen. Ich hoffte schon auf die weitgehendsten Orientierungen. Aber es blieb doch bei wenigem. Zwar den Binnenhof konnten wir betreten, auf den Veranden umhergehen und einen Blick in die eine oder andere der Zellen werfen. Von dem Hauptgebäude, dem eigentlichen Heiligtume, durften wir aber nur die Außenseite bewundern. Auf das Gesuch, uns im Innern etwas umsehen zu dürfen, lautete die Antwort: es sei verschlossen und die Schlüssel in den Händen eines Abwesenden. Wahrheit oder Dichtung? Das konnten wir nicht wissen. — Die Hunde, welche natürlich auch diesmal da waren, gebärdeten sich während der ganzen Zeit unserer Anwesenheit wie besessen. Einige Lamas und Novizen hatten sich auf den Wink unseres Gönners ihrer bemächtigt, schienen sie manchmal aber kaum bändigen zu können. —



Später habe ich allerdings andere Lamaklöster unter weniger Schwierigkeiten betreten und mich auch hie und da über die Einrichtung des Hauptheiligtums ungestört informieren können. Aber im allgemeinen begegnet man dabei starker Abneigung und schroffem Widerstande.

Tatchienlu hat im chinesischen Verwaltungssystem den Rang einer Ting-Stadt, d. h. einer sog. Unterpräfektur, und ist der Präfektur von Yatschou eingegliedert. Doch besizt die Stadt wegen ihrer Grenzlage nach Tibet hin be-

sondere Bedeutung, und so ist auch der Posten des obersten Beamten hervorragender als bei einem gewöhnlichen Ting. Dieser Beamte war aber bei meinem Eintreffen nicht anwesend. Die Veranlassung war ein Aufstand in und um Litang, den niederzuschlagen er mit allen Truppen, welche ihm zu Verfügung standen, aufgebrochen war. Derartige Kämpfe in diesen fernen Grenzgebieten werden, selbst wenn sie ernst und langwierig sind, kaum gerüchtweise im Küstengebiete von China und unter den Europäern bekannt. So habe ich später bemerkt, daß auch von diesem Vorgang in Zeitungen fast gar nicht Notiz genommen war, und doch drohte er damals recht ernst zu werden. Litang liegt weiter westlich auf der Hauptstraße, die von Tatchienlu nach Batang und ins Innere von Tibet führt. Der Ort hat unter anderen ein großes Lamakloster, das etwa 4000 Mönche umfassen soll. Mit diesen Lamas von Litang war der Streit ausgebrochen, hatte sich aber dann, wie das bei Fragen, die die Lamas betreffen, zu gehen pflegt, schnell ausgedehnt. Auch die zahlreichen Mönche von Batang machten eine Zeitlang Miene, mit den Aufständischen in Verbindung zu treten. Anlaß des Streites war das sog. Ula. Das ist ein tibetanischer Ausdruck für eine besondere Gepflogenheit dieser Gegenden. Da nämlich die Chinesen doch den Anspruch erheben, hier die Herren zu sein, so ist es üblich, daß ein chinesischer Beamter, wenn er reist, sich als Regierungsvertreter und im Namen der Regierung Pferde oder sonstige Lasttiere nebst den dazu gehörigen Leuten von der Be-

völkerung stellen läßt. Sie müssen ihn, und zwar umsonst oder doch nur gegen ein geringes Trinkgeld, einen Tag weit befördern, bis andere ihn an der nächsten Station empfangen und weiter begleiten. Natürlich sind solche Leistungen den Leuten höchst lästig. Mag dieses System nun einmal bei Litang mit besonderer Härte durchgesetzt sein, oder war es der allgemeine Unwille, kurz, die Lamas von Litang hatten sich offen dagegen aufgelehnt, und das bedeutete eine Rebellion gegen die chinesische Oberhoheit. Der Präfekt von Tatchienlu hatte daher schleunigst alle seine Truppen aufgeboten und war nach Litang hinaufgezogen. Solch ein Zustand der Dinge macht das Land völlig unsicher. Wenn die Lamas mit China im Kampfe liegen, geben sie ihren Leuten das Land gewissermaßen vogelfrei, und Karawanen und Reisende in diesen Gebieten müssen dann auf alles gefaßt sein. Während ich in Tatchienlu war, kam auch die Nachricht von einem Überfall auf der großen Heerstraße nach Batang, wobei das Haupt der Karawane ermordet und alles ausgeplündert war. In solchen Zeiten kann das nicht verfolgt werden. Die Unruhen wurden übrigens diesmal durch eine „Schlacht" bei Litang entschieden, worin die Chinesen siegreich waren und den Anführer der Gegner gefangen nahmen. Doch dauerte es einige Zeit, bis sich alles geklärt hatte, und ich habe Tatchienlu verlassen, ehe der siegreiche Präfekt mit seinen Leuten zurückkehrte. — Der chinesische Beamte ist aber nicht der einzige Beherrscher von Tatchienlu. Neben ihm und in einer entschiedenen Rivalität mit ihm existiert hier

noch einer der alten tibetanischen Stammesfürsten, ein sogen. König. Von seiner Residenz in Tatchienlu aus beherrscht dieser König ein Gebiet von vier bis fünf Tagereisen im Umfang. Obwohl er nominell dem chinesischen Beamten untergeordnet ist, ein Verhältnis, für dessen Markierung gewisse Förmlichkeiten festgestellt sind, so gilt er doch den Tibetanern als ihr eigentliches Oberhaupt. Ich hatte wenige Tage nach meiner Ankunft eine hübsche Gelegenheit, ihn inmitten seiner Umgebung und des ganzen tibetanischen Teiles der Bevölkerung aus der Nähe zu beobachten. Der Anlaß war bemerkenswert.



Es ist bekannt, welch ein Reitervolk die Tibetaner sind. Wo man ihnen draußen begegnet, sind sie zu Pferde. Ein Mann zu Fuß ist für sie nur ein halber Mann. Tüchtige, leistungsfähige Pferde sind daher für sie ein wichtiger Gegenstand. Deswegen hat der „König" von Tatchienlu die Einrichtung getroffen, daß alljährlich einmal unter seinen Auspizien ein Pferderennen abgehalten wird. Das soll seine Untertanen anfeuern, gute Rasse zu züchten oder gute Tiere von auswärts hierher zu bringen. Die gewonnenen Auszeichnungen werden von dem Fürsten eigenhändig verteilt. Das Rennen ist übrigens eins der sonderbarsten in der ganzen Welt. Mit Rücksicht darauf (so wenigstens erkläre ich es mir), daß die praktischen Aufgaben tibetanischer Pferde vielmehr im geschickten und ausdauernden Erklettern von Abhängen oder Durchbrechen von buschigem Terrain bestehen als im schnellen Durcheilen einfacher Ebenen, wird der Wettlauf dieses tibetanischen Rennens einen

Hügel hinauf und zwar durch höchst unangenehmes Dickicht hin angestellt. Es wird am frühen Morgen abgehalten, und man hatte mir vorher gesagt, daß es sich zu einem rechten tibetanischen Volksfest entwickele, bei welchem alles Malerische und Eigentümliche dieser Leute zum Vorschein komme. Die Chinesen halten sich von diesem Feste ganz fern.



Bereits um drei Uhr waren wir aus den Federn, frühstückten und machten uns dann mit Laternenlicht auf den noch völlig dunklen Weg. Zwei der Missionare waren meine Begleiter, und wir hatten noch ein paar Diener mitgenommen. Während wir einen ziemlich steilen Abhang nordöstlich von der Stadt erkletterten, dämmerte allmählich der Morgen. In einiger Höhe breitete sich ein Plateau aus, dem dann weiterhin wieder Hügel aufgesetzt waren. Dies Plateau war der Versammlungsort, an dem sich das rechte Volkstreiben entwickelte. Wir fanden bei unserm Eintreffen schon aufgeschlagene Zelte vor, denn einige der Teilnehmer hatten sich bereits am Abend zuvor hinauf begeben und dort oben übernachtet. Bald wurde es sehr lebhaft von Zuströmenden. Hier zeigten sich nun alle möglichen tibetanischen Typen und ein großer Reichtum verschiedenartiger Ausstattung, denn man hatte sich möglichst festlich herausgeputzt. Auch Pferde sah man schon hier und da, von

ihren Herren oder Reitern gehalten, zum Teil recht unbändig. Bei dem Rennen muß man einfach auf dem Pferderücken, ohne Sattel und Steigbügel reiten, die Reiter sind junge und möglichst leichte Kerlchen von 12—14 Jahren. Wir wanderten unter den phantastischen Gruppen hin und her und betrachteten die aufstoßenden Bilder. Es ist sonderbar, wie verschieden die hier als Tibetaner zusammenströmenden Individuen ihrer Gesichtsbildung nach sind. Ohne Zweifel fließt in diesen Völkerstrom manch ein Seitenbächlein fremder Art hinein. Sowohl die mannigfachen Stämme der sog. Ureinwohner, mit denen ich später nähere Bekanntschaft machen sollte, wie auch Birmesen, Siamesen, Himalayavölker, Shan-Stämme u. a. m. entsenden Beimischungen ihres Blutes auch bis hierher. Das Haar ist bei nicht wenigen Individuen kraus wie Negerhaar; die Gesichter, wettergehärtet und wie aus Bronze gegossen, weichen mitunter vom gewöhnlichen mongolischen Typus weit ab. Natürlich waren auch Frauen anwesend, wenngleich die Männer überwogen. Überall hin und her sah man Zelte; das des Königs war leicht vor den andern kenntlich durch besondere Größe und schönere Einrichtung. Ihn selbst sahen wir dann auch bald kommen. Er ging inmitten eines großen Trosses von Geleitern über das Plateau hinüber nach einem Platze, von wo er offenbar das Zeichen zum Beginn des Rennens geben sollte, kam dabei dicht an uns vorüber und warf uns einen flüchtigen Blick zu. Er war, was mich frappierte, wie ein chinesischer höherer Beamter gekleidet, merkwürdig abstechend gegen die malerische

rein tibetanische Umgebung. Dicht hinter ihm ging dagegen ein höchst phantastisch in tibetanischer Weise geschmückter Mann, den ich, wenn ich nicht besser berichtet worden wäre, eher für den wahren König gehalten hätte; es war aber nur ein Bruder desselben. Der König setzte sich auf einen im freien Felde hingestellten Sitz, seine Begleiter bildeten einen nach vorne offenen Halbkreis um ihn.

Der Moment war offenbar gekommen. Die unruhige Menge der Pferde und Reiter hatte sich nicht weit von dem Oberhaupt zusammengedrängt. Ein älterer Diener trat vor den König und erbat das erste Zeichen. Es wurde gegeben, indem ein paar Leute in jene großen langen auf den Boden gestützten Posaunen stießen, die von den Priestern bei Umzügen und im Kultus so viel gebraucht werden. Unheimlich dröhnend hallte der seltsame Ton über die Bergfläche hin. Bei diesem ersten Zeichen hatten alle sich zum Aufsitzen parat zu halten; wo etwa jemand schon zu Pferde saß, mußte er absitzen. Ein zweiter Posaunenstoß: alle Reiter saßen auf. Die Pferde, einen wirren Knäuel bildend, waren kaum noch von dabeistehenden Helfern zu halten; es wurde keinerlei Ordnung der Aufstellung befolgt. Jetzt ertönte der dritte Posaunenstoß: und los ging es, eine wilde Jagd, wie ich sie ähnlich niemals gesehen zu haben mich erinnere. Das Hallo und Geschrei der Menge, welches den Aufbruch begleitete, war unbeschreiblich. In dem tollen Durcheinander des ersten Moments wurden eine ganze Anzahl Leute von den wie rasend losstürmenden Tieren niedergerannt. Es sah gefährlich aus. Doch schien alles

gut abgegangen zu sein; in wenig Sekunden waren sie durch das Gestrüpp davongestoben, der Morgennebel, welcher weiterhin lagerte, entzog sie unsern Blicken, und es war, als habe der Abgrund die wilde Meute verschlungen.

Der mit Buschwerk bewachsene Hügel, den sie hinan- und wieder herabzureiten hatten, war ziemlich steil. Es mag etwa zwanzig Minuten gedauert haben. Inzwischen veränderte der König seinen Standort, er begab sich mit seinem Gefolge an die Aufbruchsstelle, und dort wurden einige Einrichtungen für die Verteilung der Preise getroffen. Diese waren sehr gering; die besseren bestanden in Tierfellen, die geringeren waren sog. khata's, d. h. jene leichten wertlosen Fähnchen aus Seide oder Tuch, welche eine so große Rolle in der Höflichkeit und dem Kultus von Tibet spielen. Daß der König sich nicht zu wertvolleren Preisen aufgeschwungen hatte, konnte man ihm kaum verdenken, da, wie sich nachher herausstellte, jedes Pferd nebst Reiter, das an dem Rennen teilgenommen hatte, irgend einen Preis erhielt. Dies sonderbare Prinzip verhinderte die Unzufriedenheit minder Begünstigter.

Die Preise waren also herbei gebracht, der König hatte wieder im Kreise seiner Gefolgschaft seinen Platz eingenommen, und nun kamen den Hügel herab durch das Gebüsch die zurückkehrenden Reiter, jeder sein Roß am Halfter führend, der Reihe nach, wie sie eingetroffen waren. Unter den Pferden sah man ganz prachtvolle Exemplare. Da ich für meine weitere Reise eins zu erwerben gedachte, faßte ich sie natürlich besonders ins Auge. Der Zufall

fügte es, daß ich einige Tage später wirklich eins der Tiere aus diesem Rennen erstanden habe. Sehr drollig war oft das Benehmen der Reiter. Diese halbwüchsigen Burschen, rechte Naturkinder, empfingen aus der Hand eines vom Könige damit beauftragten Höflings ihren Preis. Danach hatten sie vor den König hinzutreten und ihm mit einer Kniebeugung ihre Reverenzen zu erweisen. Sie stellten sich dabei oft so komisch an, daß auch durch die Reihen der ringsherum versammelten Tibetaner ein leises Lachen ging. Einige wollten sofort nach Empfang des Preises hurtig davon huschen, bekamen aber mit einem leichten Rippenstoß den nötigen Denkzettel, wurden von einem Manne des Gefolges zurecht geschoben, machten ihren Kniefall und verschwanden dann erleichtert. Bisweilen machte einer seine Sachen sehr elegant, legte die erhaltene khata nebenhin auf die Erde, ließ sich graziös auf ein Knie nieder und neigte den Kopf unter Zusammenlegung der Hände dreimal gegen den Boden. Ein anderer dann wieder war äußerst ungeschickt, wußte gar nicht, was er mit der khata, die ihn an richtiger Zusammenfügung der Hände hinderte, machen sollte, bis er schließlich kurz entschlossen die Huldigung mit dem Preise zwischen den Fingern in einer höchst lächerlichen Weise vollzog. Ein junger hübscher Bursche verstand überhaupt nicht, was er eigentlich sollte. Niemand schien ihn eingeweiht zu haben, und er hatte auf seine Vorgänger nicht geachtet. Er stand da, als er mit Schieben und Stoßen seinem König gegenüber gebracht war, starrte ganz hülflos mit fragenden Augen umher und

reagierte auf keines der Zeichen oder Bemerkungen der Umgebung. Plötzlich mußte ihm ein Licht aufgegangen sein: er warf sich blitzschnell seiner 'ganzen Länge nach auf den Boden, berührte mit der Stirn die Erde, sprang dann auf und rannte davon wie ein junges Fohlen. Ein lautes Gelächter folgte diesem komischen Auftritt. Nur der König selbst verzog keine Miene; er wollte wohl seine Würde wahren.

Als die Preisverteilung vorüber war, zerstreute man sich in die Zelte, um zu frühstücken und sich zu erlustigen. Wir nahmen uns die Freiheit, eins der größeren Zelte zu betreten, und wurden höflich willkommen geheißen. Zehn bis zwölf Tibetaner, Männer und Frauen, hockten in gemütlicher Unterhaltung begriffen um den Teekessel. Jeder verzehrte sein Frühstück. Da man sich um uns Fremde nicht weiter bekümmerte, als daß man uns einmal durch leichtes Nicken und Zusammenrücken ein Plätzchen in dem Kreise anbot, was freilich dankend ausgeschlagen wurde, so hatte ich unbehinderte Gelegenheit, die Gesellschaft bei ihrem Schmause zu beobachten. Sie aßen Tsamba. Dies Gericht spielt in Tibet die Rolle, welche in China der Reis, bei uns etwa das Brot übernimmt. Tsamba wird bereitet aus Hafermehl, von dem man meistens einen Beutel voll bei sich führt. Es wird in einen Napf geschüttet, dann mit Wasser oder Tee angefeuchtet, auch wohl flüssige Butter zugesetzt, und darauf knetet man mit höchsteigenen Fingern den Brei in dem Napfe zurecht, bis er die erwünschte Qualität hat. Dann schieben sie die Teigballen mit einer

eigentümlichen Manier in den Mund. Sehr appetitlich erscheint es dem Europäer nicht. Der Napf, in welchem jeder sich sein Tsamba mengt, ist eines der wichtigsten Stücke persönlichen Eigentums. Er ruht für gewöhnlich am Busen im Bausch des Obergewandes. Häufig zeigt er, selbst bei armen Kerlen, Silberverzierungen an der Außenseite der Wandungen. Die Tibetaner trennen sich nicht von ihm und würden ihn schwerlich für irgend einen Preis an Fremde verkaufen. — Wir besuchten hernach noch ein anderes Zelt, welches für Lamas hergerichtet war, die Gebete rezitieren sollten. Überall hin begleitet diese Praxis das tibetanische Leben. Acht Lamas waren anwesend und murmelten zu einförmigem Trommeltakt das heilige Wort. Zwei der mächtigen Posaunen lagen an der Erde, ebenso zwei Schalmeien. Trommel, Posaune und Schalmei sind Hauptinstrumente des Kultus. Ein Opfertisch war aufgebaut, dessen wichtigste Gaben Tsamba-Mehl und phantastisch geformte Butterstücke bildeten. — —



Nicht weit von Tatchienlu liegt auf einem der so imponierend in den Himmel ragenden Gipfel ein Goldbergwerk. Es wird von mehreren Chinesen betrieben, natürlich nach sehr primitiver Methode, und trotzdem scheint die Ausbeute nicht gering zu sein. Die Sache interessierte mich, und so unternahm ich einen Ausflug dahin, auf dem mich

der immer hülfsbereite Herr M. aus der Mission begleitete. Regen am Morgen hatte den Aufbruch verzögert, daher wurde uns die Zeit knapp, da es hinauf und hinunter eine ordentliche Tagestour ist, und ich habe die Besichtigung recht schnell abmachen müssen. Wir verließen die Stadt aus dem nördlichen Tore, dem Tale eines Flusses aufwärts folgend. An demselben lag eine kleine Schmelzhütte für Silber und andere Metalle, von wo ich mir einige Proben der Erze mitnahm, welche Sachkundige später als stark silberhaltig charakterisiert haben. Dann überschritten wir den Fluß und stiegen nach Nordosten in die Höhe. Die Abhänge an den Bergen ringsum waren größtenteils mit blumigen Wiesen bedeckt und so üppig bewachsen, würzig und duftig, daß es eine Lust war. Streckenweise wanderten wir auch durch niedrigen Buschwald. Als wir uns mehrfach hin und her gewunden hatten und um einige Vorhöhen herum vielleicht vierhundert Meter emporgestiegen waren, sahen wir den malerischen Bergkopf, an welchem die Goldmine liegt, direkt vor uns. Das Erklettern wurde aber zu einer schweren Arbeit. Wir gerieten nämlich allmählich in jene Höhen, wo die Luft dünner und damit körperliche Anstrengung erschwert wird. Leider hatten wir keine hypsometrischen Instrumente mitgenommen, doch sind wir nach unserer Schätzung mindestens 1500 Meter über das Niveau von Tatchienlu aufgestiegen, also im ganzen zu mehr als 4000 Meter über Meeresniveau. Die sog. Bergkrankheit richtet sich bekanntlich nicht genau nach der absoluten

Höhe, es spielen noch andere Faktoren hinein. Während ich sie später in noch bedeutenderer Erhebung kaum gespürt habe, machte sie sich hier bei uns beiden geltend. Dazu kam, daß wir da oben mit recht rauhem Wetter überrascht wurden. Ein Schnee- und Hagelsturm zog um diese trotzigen Gipfel. Er peitschte uns gehörig und verschlechterte noch den Pfad, der an sich schon sehr bedenklich wurde, je höher wir kamen. Während wir weiter unten vielfach auf frei zutage stehendem Marmor, den Gras und Blumen hübsch überkleideten, dahingeschritten waren, wurde in größerer Höhe alles lehmig und schmutzig. Bei der Steilheit der Abhänge fürchtete man jeden Augenblick auszugleiten und über die schlüpfrigen Flächen wer weiß wie weit hinunter zu sausen. Ein scharfer Wind tat das Seinige dazu, uns den Halt zu nehmen. Endlich waren wir in der Nähe der Mine. Die Behausungen der Menschen waren diesem wilden Orte ganz angepaßt: man hatte sich die Wohnungen größtenteils halb oder dreiviertel in den Boden gegraben oder in den Fels gehauen, sodaß das Erdreich selbst Seiten- und Rückwand des Hauses bildete; das Dach wurde von Brettern und Reisig nebst beschwerenden Steinen gebildet; die Räume so niedrig, daß man hineinkriechen mußte und drinnen nur sitzen oder lagern konnte. Von solchen Erdhütten befanden sich dort vielleicht zwanzig, dicht bei einander, aber man mußte ihnen erst nahe sein, ehe man sie wirklich entdeckte. Wir krochen, um Schutz vor dem Unwetter zu finden, das grade mit stärkster Heftigkeit tobte, in eine dieser Höhlen hinein und wurden

von den dort um ein Feuer lagernden Bergwerksarbeitern willig aufgenommen. Die Männer waren alle in dicke, von der ockerhaltigen Erde gelb gefärbte Wolldecken gehüllt. Man denke sich diese sonderbaren Gestalten, halb chinesisch, halb tibetanisch, mit den verwitterten wilden Zügen, im Rauch der düsteren Erdhöhle auf den Boden gelagert! Etwa als wäre man plötzlich unter Menschen der Steinzeit versetzt. Sie gingen aber sehr nett mit uns um, und der Tee sowie eine Art Reissuppe, woran wir teilnehmen durften, erquickten uns nicht wenig. Der Bergbau wird dicht bei diesen Hütten in horizontal den Felsen anbohrenden Gängen betrieben. Man fördert vor allem einen goldhaltigen Quarz zutage, der zerkleinert und dann nach einer vielleicht eine halbe Stunde weit entfernten Wäscherei, die an einem Gebirgsbache angelegt ist, hinübergeschafft wird. Über diese Wäscherei nahmen wir unsern Rückweg. Das Unwetter ließ nicht nach, und der Abstieg an diesen Lehmwänden hin unter dem beständigen Schieben und Stoßen des heftigen Windes war höchst unangenehm. Ich konnte froh sein, daß ich mit einigem Ausgleiten und angeschmutzten Kleidern davon kam. Doch betrachtete ich am Abend in unserer behaglichen Klause die Trophäen der davon gebrachten Erze mit rechtem Stolze und freute mich, den Ausflug unternommen zu haben. —



Meiner Geldangelegenheiten wegen begab ich mich an einem der nächsten Tage zu einem chinesischen Gold-

händler. Er sollte mir einen Teil meines Silbers in eine Goldbarre, anderes in Rupien umsetzen. Der Mann, befreundet mit den Missionaren, meinen liebenswürdigen Gastfreunden, machte einen recht sympathischen Eindruck. Er schien wohlhabend, ein ruhiger, sicherer Charakter, auch ziemlich offen und mitteilsam. Das Geldgeschäft erledigte sich leicht und zu meiner vollsten Zufriedenheit. Die Goldbarre, welche ich von ihm erhielt, hat mir nachher die besten Dienste getan. Es war ein Stück von der Dicke und Länge etwa eines starken Mittelfingers, also bequem zu transportieren. Ich konnte späterhin in Orten, welche chinesisches Silber hatten, von meiner Goldbarre einfach ein Stück mit dem Beil oder Messer abhacken, es wiegen und nach dem üblichen Verhältnis von Gold zu Silber in letzteres umtauschen. Das Silber wechselte ich dann nach Bedarf wieder in Kupfermünze ein. Das Gold (es stammte aus dem erwähnten Bergwerk) erwies sich als von guter Qualität. Das letzte Quantum nahmen mir birmesische Händler in Mandalay ab, die sehr dahinter her zu sein schienen. Nachdem ich mit jenem Goldhändler das direkte Geschäft erledigt hatte, saßen wir noch längere Zeit im Gespräch beim Tee. Es stellte sich heraus, daß dieser Mann seine Handelsverbindungen bis nach Schanghai hin besaß und eine dortige Firma kannte, deren Chef mir befreundet war. Er zeigte mir Goldstaub, der hier in der Gegend gewonnen wird, dann ein von ihm als Kuriosität aufbewahrtes Stück gediegenen Goldes, fast von der Größe meines kleinen Fingers, das gleichfalls hier ge-

funden ist. Als ich Abschied nehmen wollte, übergab er mir noch einige Geschenke, einmal einen Beutel vom Moschusbock, so wie er natürlich vorkommt, dann eine Anzahl seltsamer pflanzlich-tierischer Gebilde, welche er erklärte als „Pflanzen die sich allmählich in Tiere verwandelten". Sie sahen in der Tat einigermaßen danach aus, etwa 10 Zentimeter lange braune, trockene Streifen, welche an dem einen Ende wie verdorrte Flechten oder Pilze erschienen, während sie nach der anderen Seite offenbar in den Körper einer toten Raupe ausliefen. Spätere Erkundigung bei Fachleuten in Deutschland ergab, daß es Exemplare der Pilzart Cordyceps waren, deren Perithecienträger sich an Raupen setzen und deren Tod verursachen[1]). Das seltsame Gebilde, welches der phantastischen Naturauffaßung der Chinesen reiche Nahrung gibt (denn sie fabeln viel vom Übergange des Pflanzenreichs ins Tierreich u. dergl.), wird von ihnen als Medikament verwertet und deshalb gesammelt. —



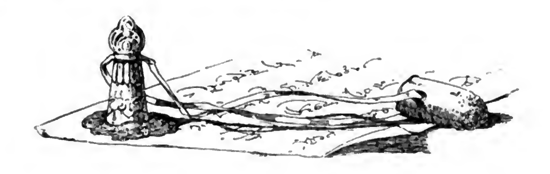
Der sog. König der Tibetaner in Tatchienlu stand mit den Missionaren auf freundschaftlichem Fuße. Sie wechselten von Zeit zu Zeit Geschenke miteinander, und eben in jenen Tagen kam Fleisch und Butter auf unsern Tisch, das aus dem Hofhalt des Königs stammte. Ich ließ mich durch meine Freunde erkundigen, ob ich dem Oberhaupt wohl

[1]) Herr Medizinalrat Dr. Rehm in München, eine Autorität auf dem Gebiete der Pilzforschung, dem ich einige Exemplare zuschickte, hatte die Güte, mir mitzuteilen, daß es sich um eine bisher unbekannte Art handelt, welche der auf Neuseeland beobachteten, Cordyceps Hügelii Corda, am nächsten stehe, doch ganz wesentlich von ihr verschieden. Die neue Art ist als Cordyceps Hackmannii Rehm in die Wissenschaft eingeführt.

zu einem Besuch willkommen sei, da es mich interessierte, solch eine Persönlichkeit kennen zu lernen. Er lud mich bereitwillig dazu ein. Sein „Palast“ nimmt einen sehr beträchtlichen Raum in der Stadt ein und hebt sich von außen durch den Stil der Gebäude einigermaßen ab. Doch ist er, abgesehen von gewissen Dekorationen, durchgängig nach der Weise eines chinesischen Yamen, d. h. einer Beamtenresidenz, erbaut. Nur daß innerhalb der Umfassungsmauer ein besonderes Tempelgebäude für den Fürsten angelegt war, fiel aus dem chinesischen Gebrauche heraus. Dieser Tempel war im Innern natürlich auch nach lamaistischem Ritus eingerichtet; ein paar mächtige Gebetszylinder präsentierten sich schon von außerhalb. Zufällig hatten wir mit unserem Besuche (einer der Missionare begleitete mich) gerade den Geburtstag des Königs getroffen. Wir fanden deshalb eine große Gefolgschaft bei ihm, und in den Hauptgemächern waren die verschiedenartigsten Geschenke aufgestapelt. Da wir indes von dem Geburtstag zu spät gehört hatten, ignorierten wir ihn völlig, weil das eher anging, als mit dem Bewußtsein von der Bedeutung des Tages ohne Geschenke zu erscheinen. Es war überraschend zu sehen, wie dieses tibetanische Stammeshaupt samt seiner Umgebung so völlig chinesisches Äußere angenommen hatte. Er selbst trug sich wie ein chinesischer Beamter, fast alle Anwesenden, diesmal auch der Bruder, der mir bei dem Wettrennen wegen seines munteren tibetanischen Kostüms so gefallen hatte, erschienen gleichfalls à la Chinoise. Begrüßung, Etikette,

Bewirtung, alles war chinesisch, nicht zu reden von der Sprache, die ja chinesisch sein mußte um unsertwillen. Nur einigen der Diener sah man das tibetanische deutlich an. In solchem Maße macht sich das Übergewicht der chinesischen Kultur auch bei diesem Manne geltend, daß er, um zu repräsentieren, sich vollständig chinesisch einrichtet und chinesisch auftritt. Er war ein noch jugendkräftiger Mann, vielleicht vierzig Jahre alt. Sein Benehmen mir gegenüber hatte etwas von Scheu, nicht so im Gespräche mit Herrn M., meinem Begleiter. Er sicherte mir, als die Rede auf meine Weiterreise kam, einen (tibetanischen) Paß zu, der mich ungefährdet durch sein Gebiet bringen werde, und gestattete auch auf meinem Wunsch, daß ich ein Duplikat dieses Passes als Erinnerung für mich mitnehme; das Original mußte von den mitgesandten Geleitern am Ende der Strecke wieder eingezogen und zurückgebracht werden. Anfänglich schwankte er, ob er mir auf das Duplikat auch sein königliches Siegel setzen dürfe; er hat es aber nachher doch getan. Der Paß war übrigens doppelsprachig, rechts chinesisch, links tibetanisch.

Das Gebiet dieses Stammesfürsten, das Land Tschalag, gehört zu den umfangreichsten derartigen Territorien in Tibet. Auch scheint er eine wirkliche Macht in diesem seinem Reiche zu besitzen, schrieb er sich doch sogar unbedingte Oberhoheit über die Klöster und Mönche zu. Das kam zur Sprache, als ich fragte, ob mir auf Grund seines Passes wohl auch gestattet sei, Lamaklöster auf meinem Wege zu besichtigen und darin zu herbergen. Er



bejahte es. Immerhin wird solche Herrschaft über die Lamas etwas Wechselndes sein und sehr abhängen von dem Grade der Energie des augenblicklichen Fürsten. Der jetzige König ist ein Bruder seines Vorgängers, welcher ohne männliche Nachkommen starb. Er soll bei Lebzeiten des früheren Oberhauptes ein sehr trauriges Los gehabt haben, verfolgt, vernachlässigt und mißhandelt von dem regierenden Bruder. Jedenfalls ist es ihm zum Ruhme anzurechnen, daß er nicht Gleiches mit Gleichem vergilt an dem noch jüngeren Bruder, der jetzt neben ihm steht wie er einst neben dem früheren Könige; denn er selbst hat auch bisher keinen Sohn (nur eine Tochter), und die Aussicht auf den Thron gehört daher vorläufig dem jüngeren Bruder.



Über all den bunten, interessanten Erfahrungen in Tatchienlu ist es Mitte Juni geworden, und ich muß mich allmählich zur Weiterreise anschicken. Es werden also Verhandlungen darüber mit dem Yamen des chinesischen Beamten angeknüpft. Der höchste Beamte selbst ist, wie bereits erwähnt, nicht anwesend, er wird aber von seinem etwa 18jährigen Sohne und einem Unterbeamten vertreten. Mein Reiseplan ist, die große Straße nach Litang und Batang bis an den Oberlauf des Yangtze zu verfolgen und mich dann südlich nach der Provinz Yünnan zu wenden, in

den Spuren des bekannten Reisenden Gill, der diesen Weg 1877 machte. Anfänglich hat man mir, als ich dies mitteilte, dagegen von chinesischer Seite keine Schwierigkeiten gemacht. Indes änderte sich das bald, wohl infolge von Instruktionen, die mittlerweile aus Litang gekommen waren. Es hieß, die Straße nach Batang sei bei der kriegerischen Lage der Dinge unpassierbar. In der Tat schien mir selbst diese Route bei den dort ausgebrochenen Streitigkeiten, die das ganze Volk in einen unkontrollierbaren Zustand versetzten, nicht ratsam. Wir saßen eines Abends gemütlich beieinander und überlegten. Anwesend waren noch einige chinesische Gäste, unter ihnen ein gescheiter und liebenswürdiger Mann, mit dem ich näher bekannt geworden war durch seine Qualität als Photograph. Er betrieb, wohlhabend wie er war, diese Sache mehr aus Liebhaberei, interessierte sich aber lebhaft für die merkwürdige Kunst und hatte mir (ein Erstlingsversuch in der Richtung) eine Anzahl meiner Films entwickelt. Dieser Chinese ließ einige Worte über einen Weg fallen, welcher sich von der großen Straße nach Batang in südwestlicher Richtung abzweige, wenn man den ersten großen Paß hinter sich hat, und der direkt den Oberlauf des Yangtze erreiche. Der Weg, von chinesischen Händlern bisweilen benutzt, Europäern bisher ganz unbekannt, zog mich sehr an, da er durch völlig unerforschtes Gebiet entlegener Völkerschaften führen mußte. Ich kündigte diese Route also am nächsten Tage im Yamen als meinen beabsichtigten Weg an. Offenbar war man sehr unangenehm überrascht, daß ich von diesem Wege erfahren

hatte, und zeigte sich fest entschlossen, ihn mir unmöglich zu machen. Es hat lange Verhandlungen gegeben. Von allen Seiten schilderte man mein Vorhaben als ungeheuer gefährlich, ja unausführbar. Wie weit die Ausmalungen der natürlichen Schwierigkeiten, tückischer Sümpfe und unüberschreitbarer Ströme, sowie die Hinweise auf die Feindseligkeit der Eingeborenen begründet waren, konnte ich natürlich nicht beurteilen. Schließlich kam mir die Sache doch zu gewagt vor, da ich als ganz einzelner Mann reiste. Hätte ich einen oder zwei tüchtige Europäer zu Genossen gehabt, so hätten die Dinge doch anders ausgesehen. So aber, da ich auch gegen die desperate Entschlossenheit der chinesischen Behörde nicht aufkam, einigten wir uns dahin, daß ich die direkt von Tatchienlu südlich nach Tzetati und Mienning laufende Straße einschlug. Obwohl diese Strecke schon von Forschern bereist ist, so konnte ich auf ihr doch wenigstens teilweise neue, bisher unbegangene Pfade einschlagen und hegte gegründete Hoffnung, in diesen Gegenden mehr mit jenen merkwürdigen Stämmen verschiedenster Herkunft zusammenzukommen, die die Chinesen als Lolo, Lisso, Mosso u. dergl. bezeichnen und für die Urbewohner dieser Gebiete ausgeben.

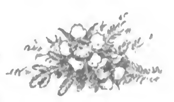
Die nötigen Vorbereitungen wurden getroffen. Vor allem sah ich mich nach einem Pferde um, denn eine andere Reisemethode war von jetzt an nicht ratsam. Ich erwarb einen netten tibetanischen Pony, zwar kein Ideal äußerer Schönheit, aber ein starkes und vorsichtiges Tier, dem ich in den nächsten Monaten viel zu danken hatte.

Nach einem in dieser Gegend üblichen tibetanischen Lockworte nannte ich ihn Scho-scho. Ein tibetanischer Sattel, den ein Amban von Lhassa auf der Durchreise in Tatchienlu zurückgelassen haben sollte — einige Vergoldung und silberne Zierrate an dem Riemenwerk zeigten in der Tat, daß er einem vornehmen Manne gehört haben mußte — wurde auch mein eigen. Dann kamen die Vorräte. Drei Lastpferde stellte die Behörde gegen Bezahlung. So fand sich allmählich alles an. Der Tag vor der Abreise war, wie das so zu sein pflegt, ein äußerst unruhiger, und am Abend sah es in meinem freundlichen Schlafstübchen seltsam genug aus. An der Tür hing ein halber Hammel, dann standen da Eier und Reis, ein Stück Fett hing an der Wand, Tsambamehl füllte einen Beutel, einige Hühner warteten ihres Schicksals, außerdem lagen natürlich alle meine Siebensachen in buntem Wirrwarr durcheinander. Bei längerem Reisen lernt man so etwas aber mit Gemütsruhe hinnehmen.

Meine Freunde hatten für den letzten Abend eine Einladung an einige Leute ergehen lassen, mit denen ich in den Tagen etwas in Berührung gekommen war, eine Art Verabschiedungsfestlichkeit. Die Zahl der Besucher war groß geworden, und der Abend verlief recht hübsch. Bei einer einfachen Bewirtung wurde etwas musiziert, besonders mußte meine Violine herhalten, die immer rückhaltlose Bewunderung findet, und daneben traten einzelne auf, um dies und das zu erzählen. Der Chinese ist im ganzen ein guter und flotter Sprecher, der garnicht in Ver-

legenheit gerät, wenn man ihn plötzlich auffordert, vor einer kleinen Gesellschaft doch einmal etwas zum besten zu geben. Er besinnt sich einen Augenblick, dann steht er auf und berichtet frisch und fließend von diesem oder jenem Ereignisse aus seinem Leben. Einer unter den Erzählern dieses Abends schilderte seine Eindrücke bei einem Besuche in Schanghai, den er vor Jahren einmal gemacht hatte. Für die meisten ist das ein ganz fabelhafter Ort, und alle lauschten sehr gespannt. Natürlich gab es viel zu lachen und zu staunen. Das Merkwürdigste schien unserm Freunde ein Naturphänomen von zwei zusammengewachsenen Knaben gewesen zu sein, die damals grade (wie seiner Zeit die siamesischen Zwillinge in Europa) in Schanghai ausgestellt waren. Ich hatte sie zufällig auch gesehen und konnte die Wahrheit des mit gruseligem Staunen aufgenommenen Berichtes bestätigen. — Ein herzliches Wort von einem der Missionare beschloß den Abend, und alle Anwesenden reichten mir zum Abschied unter guten Wünschen die Hand. —

Viele von ihnen fanden sich am andern Morgen noch einmal ein, um mir das Lebewohl-Geleit zu geben, eine Ehrung, auf die Chinesen einiges Gewicht legen. So zogen wir denn, als alles fertig und das Frühstück vorüber war, durch die Straßen der Stadt, eine ziemlich ansehnliche Gesellschaft. Die Missionare wollten es sich nicht nehmen lassen, mich alle drei zu begleiten, und wenn auch einer schon im Laufe des Vormittags wieder umkehren mußte, so konnten doch die zwei andern noch für ein paar Tage



mit mir ziehen. Sie nahmen zwei Diener mit. Dazu kamen die Treiber der Lasttiere und einige von der Behörde gestellte Geleitsleute. Vorläufig gehörten außerdem noch die freundlichen freiwilligen Begleiter zu uns, sodaß wir wohl gegen zwanzig Menschen waren. Am Südtore der Stadt warteten noch einige Bekannte mit dem Abschiedsgruß auf mich. Hier sagte man sich nun endgültig Ade, und die Freundesgefolgschaft kehrte in die Stadt zurück. Wir aber schwangen uns nun in den Sattel, nachdem wir in den Straßen demütig zu Fuß gegangen waren, und hinaus ging's in den neuen Tag und die neue Welt.







Kap. 4. Von Tatchienlu nach Tzetati.

Es war ein rechter Wandermorgen. Heiter strahlte die Sonne von den Bergen her und funkelte durch das Laub der Bäume herunter auf den Tau der Gräser. Vogelstimmen tönten durch die Luft. Fast mitleidig ließ ich die, welche uns das Geleit gegeben hatten, zurückziehen in die dumpfen Mauern der Stadt. Vor uns lagen die blauen Bergwände und blickten uns verheißungsvoll an. Das helle Wasser schoß herausfordernd am Wege hin, und der sanfte kurze Rasen legte sich wie ein Teppich unter die Füße unserer Pferde. Wir ließen sie denn auch bald traben oder in einen kleinen Galopp ausgreifen, Gepäck und Treiber blieben dahinten, und wir waren allein in der Anmut und Großartigkeit dieser Bergnatur. —

Die Straße ist zunächst dieselbe wie nach Litang und Batang. Doch etwa eine Stunde außerhalb Tatchienlus tritt eine Verzweigung ein. Die Batang-Heerstraße biegt nach Westen um, wir wandten uns südöstlich. Bald mußte ich nun auch Herrn S. die Hand zum Abschied reichen, den die Pflicht nach Hause zurückrief. Sein schöner brauner Szetschuan-Pony trug ihn nach dem letzten herzlichen Wort im schnellen Galopp über die grünen Matten davon, bis er in der Ferne verschwand. Um die Mittagszeit waren wir übrigen bei einem einzelnen Gehöft inmitten von Wiesen und einigen Feldern angekommen. Es war ein „Landgut" des Königs von Tatchienlu, zeichnete sich aber durch nichts vor einem Bauernhause mit ein paar Scheunen aus. Obwohl wir in Tatchienlu zur Einkehr in dieser Besitzung aufgefordert waren und unsere Schutzmannschaft unser Recht darauf zu vertreten suchte, wollte doch der mürrische Alte, dem die Hut dieses Landgutes anvertraut war, das Haus nicht öffnen. Wir gaben es auch gern preis. Dicht dabei war eine freundliche Wiese, welche im hellen Mittagssonnenglanz mit den Bergen und Feldern rings umher das schönste Lager von der Welt abgab. Die Pferde wurden entsattelt, wälzten sich, wie tibetanische Ponys das lieben, zunächst vergnügt ein paarmal rücklings auf dem weichen Rasen und taten sich dann am Grase, bisweilen auch wohl unbewachter Weise an den Maisstauden der nahen Felder gütlich. Wir aber bauten uns einen rohen Herd auf, zündeten aus schnell gesammeltem Holz ein Feuer an, bereiteten unser einfaches Mahl und lagen dann essend,

träumend, plaudernd auf dem frischen Grün um die flackernden Holzscheite. Nachher machte ich mich auf, die Umgebung etwas abzusuchen, und fand in der Nähe eine ganz interessante Neuigkeit, nämlich einen betenden Bach. So drollig es klingt, man hat eigentlich kein Recht, dem dort munter durch die Wiesen springenden Wässerlein das Verdienst abzusprechen, daß es beständig betete, wenigstens nach tibetanischen Begriffen nicht, denn die schwatzenden Wellen drehten vier oder fünf mächtige Gebetszylinder, welche nach Art kleiner Wassermühlen dort angebracht waren. Das Bächlein tat also dasselbe, was der Tibetaner tut, wenn er seinen Gebetszylinder in der Hand drehend schwingt, und womit er doch Gebetswirkung zu erzielen meint. Nur, daß die Wasser hier dasselbe mit einer Ausdauer und Unermüdlichkeit besorgten, vor der sich jedes Menschenkind beschämt verkriechen mußte. Der arme betende Bach hatte aber leider selbst nichts davon, sondern mußte dies alles als Sklave tun; das Verdienst dieser unablässigen Gebete floß dem Herrn dieses Grundstückes zu, der das religiöse Kunststück angelegt hatte, nämlich unserm guten Freunde, dem Könige von Tatchienlu. Ich stand eine Weile und starrte die dicken, quiekend sich drehenden Zylinder an, hinter deren Holzverkleidung sich unendlich lange aufgerollte Papierstreifen bargen, die vielleicht millionenmal die große Formel eines heiligen Gebetes enthielten, sodaß das fromme Wort mit jeder von dem Wasser besorgten Drehung millionenmal — „ertönt" kann man ja nicht sagen, der Ausdruck fehlt uns. Wie oft

dann also in einer Stunde? in einem Tage? in einem Jahre? Welche Ströme von Verdienst ergossen sich da über das Haupt des glücklichen Besitzers dieser Gebetswassermühle! Handgreiflicher kann ein gewisses Extrem der Religion einem nicht vor Augen geführt werden, als es an solcher Stelle geschieht. Es war, als lachten die gurgelnden Wasser selbst während ihrer Arbeit über den Wahnsinn solcher menschlichen Einfälle. —



Am Nachmittage auf dem Weitermarsche ergoß sich einmal ein Regenschauer über uns, wie um unser Übermaß von Entzücken an dieser Hochlandsnatur etwas abzukühlen. Wir kamen nun einer gewaltigen Gruppe von Schneebergen näher, die uns schon den ganzen Tag über angeblickt hatte. Zwischen ihren höchsten Gipfeln durch führte der Yatchia-Paß, den wir zu übersteigen hatten. Der Pfad wurde rauher und steiler. Menschen begegneten uns selten, zuweilen saß ein Hirte seitab bei einer Herde von Pferden oder Yacks. Die Bergfläche bedeckte sich mit dichtem Buschwerk, dann mit wirklichem schönen Wald. Die Sonne war wieder durch die Wolken gebrochen und leuchtete mit ihrem schrägen Nachmittagslicht über die großen Szenen, auf welche wir von einem Gipfel aus noch einmal zurückblickten. Das Bild trug in seiner Einsamkeit etwas Schwermütiges an sich. Auf dem schmalen Waldpfade, noch weit

zurück, zog unsere Karawane durch das Dunkel der Büsche dahin. Wir hatten nämlich, da die Steigung schließlich recht bedeutend geworden war, unsere Pferde zurückgelassen, um sie nicht zu sehr zu ermüden, und waren flink vorangestiegen. Durch mein Glas konnte ich beobachten, wie einer der Diener es sich auf meinem Pferde, das ich hatte schonen wollen, bequem machte und sich mit großer Gemütsruhe den steilen Hang hinan schleppen ließ. Er merkte jedoch nach einiger Zeit, daß ich ihn von oben im Auge hatte, glitt schnell herunter vom Sattel und war etwas verlegen, als ich ihn hernach über den Fall zur Rede stellte. —

Wir konnten die eigentliche Paßhöhe heute nicht mehr erreichen. So machten wir denn schon gegen 5 Uhr Halt, als wir auf kahlem Bergkegel an ein einsames, halbzerfallenes Haus kamen, das ein passendes Nachtquartier abgab. Von Bewohnern fanden wir nur zwei weibliche Wesen vor, Mischlinge aus tibetanischem und chinesischem Blut, eine Alte und eine etwas Jüngere, beide von einer wahrhaft erschreckenden Häßlichkeit. Unter dem löcherigen Dache richteten wir uns auf Balken und Brettern unsere Schlafgelegenheit ein, so gut das ging. Zwei meiner Kisten bildeten einen Tisch, mit einem Klotz davor als Sitz. Ein paar unserer Decken wurden vor die allzu klaffenden Spalten der Wände gehängt, um die Nachtkälte abzuhalten, die hier oben nicht unbedeutend sein mußte. Ein munteres Feuer war bald entfacht und verhalf zu einem Abendbrot. Wir drei fühlten uns in den primitiven Verhältnissen hier

urbehaglich, und diese Behaglichkeit wurde noch sehr gesteigert, als wir auf unsere Nachfrage eine gute Portion dicker saurer Milch erhielten. Während der Chinese die Milch der Kühe bekanntlich garnicht verwertet (höchstens einmal als Medizin) und man daher in China immer vergebens nach diesem Labsal ausschaut, ist sie für den Tibetaner ein Hauptnahrungsmittel und fehlt, süß oder sauer oder als Käse oder als Butter, nirgends. Nach dem Abendessen streckten wir uns auf unsere einfachen Lagerstätten, um den Tag noch einmal durchzuplaudern und dies und das über Fremde und Heimat daranzuknüpfen. Unsere Leute hatten sich unterdeß nicht weit von uns auf dem Boden ein mächtiges Feuer entfacht, um das sie sich ebenfalls in traulichem Geplauder lagerten. Die wunderlichen Sparren und Bretter der Hütte, Gepäck und Sättel, ringsum aufgestapelt, das wurde bald vom huschenden Flammenscheine überglänzt, bald kroch es geschwind wieder in ein tiefes Dunkel zurück.

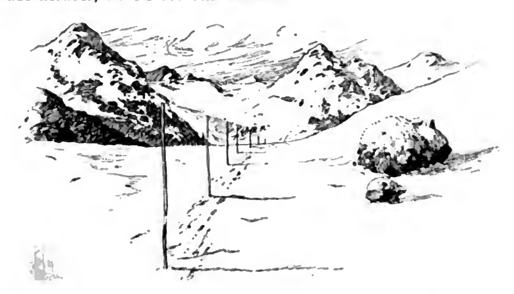
Zwischen neun und zehn Uhr sah ich mich draußen noch einmal um. Es war kein Mondschein, aber die Sterne erhellten einigermaßen die Gegend. Schneegipfel standen gespenstisch am Horizonte um uns her. In der Nähe breites Dunkel der Bergwiesen und einzelnes Gebüsch. Nachdem das Auge sich an die Finsternis gewöhnt hatte, bemerkte ich dicht bei der Hütte unsere weidenden Pferde und eine Herde Yacks. Diese sonderbaren tibetanischen Ochsen mit ihren mächtigen zottigen Leibern, den starkgekrümmten Hörnern, dem buschigen Schwanze,

dem schwerfälligen Gang, waren hier oben in der Bergöde unter dem Nachthimmel gerade die rechte Staffage. Von fern hörte man das Rieseln eines Wassers. Lange stand ich und konnte nichts tun als die große Schönheit dieser wunderbaren Hochwelt regungslos in mich aufnehmen. Zuletzt drängte es mich, meine Violine aus dem Hause zu holen, und während sich ein paar Tibetaner als Zuhörer hinhockten und dabei den letzten Rest ihres Abendbrotes verzehrten, spielte ich mir mein Empfinden von der Seele. Die Violinenklänge mochten sich seltsam ausnehmen an diesem Orte, während das Säuseln des Nachtwindes ihre Begleitung bildete. Ein Pferd oder Yack hob erstaunt den Kopf; dann grasten sie weiter. Und die stille Nacht mit ihrem Sternenschein nahm auch diese Töne auf zur Höhe und ließ sie mit allen anderen Lauten, die jetzt zugleich irgendwo aus den Niederungen der weiten Erde sich aufschwingen mochten, dort oben in der Unendlichkeit ausklingen und verzittern. –

Der nächste Morgen, frisch und sonnig, stellte das Bild in andere Beleuchtung, aber nicht minder reizend. Wir passierten einen einsamen See, klares stilles Wasser mit etwas Schilf an den Rändern. Der Weg wurde weiterhin durch hohe Stangen markiert, die, jetzt bedeutungslos, im Winter, wenn hier alles mit Schnee verhüllt ist, das einzige Mittel sind, die Richtung zu bewahren. Beim Überschreiten eines Baches bemerkten wir an seinem Ufer zum ersten Male den geschätzten wilden Rhabarber (Rheum officinale), der in diesen Gegenden von einer in

ganz China berühmten Qualität ist. Eine geraume Strecke weit standen die Stauden mit ihren breiten gezahnten Blättern zwischen dem Geröll.

In mäßiger Steigung ging es immer mehr bergan, bis wir gegen 9 Uhr auf der vollen Höhe des Passes waren. Mitten im Schnee! Er bedeckte hier weithin den Boden, kleine Wasserlachen waren gefroren. Wir stapften durch das Schneefeld hin nach einer Erhebung, die noch etwas über dem Niveau der Paßstraße lag, setzten uns in den Schutz eines Steinblockes, und ich kochte Wasser, um mit dem Siedethermometer die Höhe festzustellen. Es ergaben sich 4526 Meter. Ringsumher erblickte man weißstrahlende Höhen. Besonders gewaltig ragte nach Norden zu ein Gipfel in die Höhe, an dessen Abhang ein großer, in der Morgensonne blitzender Gletscher sich herabsenkte. Die Entfernung mochte noch sehr weit sein, aber er lag vor uns wie zum Berühren. Wahrscheinlich war dies einer der Riesen, welche ich vom Tal des Tungstromes und von Wa shu kuô aus bemerkt hatte. Wir ruhten eine Weile in dem merkwürdigen Schauspiele aus. Der ruhige, klare Sommertag ließ die Kälte kaum empfinden. Ein Hauch ewiger Gesundheit wehte mit dieser sonnig-frischen Luft über die Höhe. Alles lag in weihevoller Stille; nur die Glöcklein unserer Pferde klangen leise und unregelmäßig von dem Paßpfade herüber, wo sie auf uns warteten.





Man mußte sich endlich losreißen von dem bezaubernden Bilde. Hinab wieder in die Tiefen des Lebens! Die Schneeregion ließen wir bald hinter uns und konnten nur noch mit einzelnen Rückblicken etwas von ihr festhalten. Nach einer Stunde erreichten wir eine Herberge, bequem für die Mittagsrast. Der Besitzer, ein betriebsamer Chinese, suchte uns zu locken, daß wir diesen Tag und die nächste Nacht bei ihm verbrächten, indem er uns zeigte, was für Staatslager, nämlich richtige chinesische Betten, wir hier haben könnten. Welch ein Abstand von der jammervollen Bude, in der wir die letzte Nacht kampiert hatten! Doch zog das alles nicht. Chinesische Betten pflegen allerlei an sich zu haben, und ich für mein Teil nehme in der Regel lieber ein Lager auf einfachen Brettern. Natürlich trieben uns auch andere Gründe weiter. Den ganzen Tag ging es bergab, zuerst über kahle Berghalde, dann stundenlang durch einen sehr phantastischen dichten Wald. Es waren vorwiegend Nadelbäume, eng und wild zusammengedrängt, Schlinggewächse verwebten alles zu einem undurchdringlichen Dickicht, aus welchem eine Fülle von Blumen hervorleuchtete. Niedergebrochene Stämme, von Moos und Flechten überkleidet, lagen häufig zwischen ihren noch stehenden Genossen, bisweilen legte sich wohl auch ein halbgestürzter Baum barrierenartig über den Weg, sodaß man eiligst sein Pferd anhalten und absteigen mußte. Brausende Schneeschmelzen schossen überall hindurch, hier als feine Adern, dort in einem breiten Geröllbette und mit der ganzen Kraft der Wildwasser. Kreuzte unser Weg

einmal solch einen Bach, so war das durchaus keine Kleinigkeit. Zwar gab es überall Brücken, doch bestanden sie nur aus ein paar aneinander gelegten Baumstämmen. Das stellt Pferden, selbst wenn sie vorsichtig und klettergeübt sind, eine schwierige Aufgabe. Da die Straße zum Reiten wenig geeignet war, denn Geröll und eckiges Gestein, Risse und Löcher waren ständige Erscheinungen, so ging ich mit meinen Freunden zu Fuß vorauf, und wo ein Übergang über das Wasser zu bedenklich aussah, versuchten wir wohl erst, die Brücke etwas zu verbessern. Dennoch begegnete es uns, daß an einer gefährlichen Stelle eins der Lasttiere auf einer dieser Baumstammbrücken stürzte und in den Fluß hinab sauste. Es trug zwei meiner Kisten. Dieselben waren aber, wie man das hier zu tun pflegt, an einem Packsattel befestigt, welcher dem Tiere auf seinen Holzsattel noch besonders aufgesetzt wird, und lösten sich daher bei dem Sturze leicht von dem Tiere. Sie erlitten weniger Schaden, als ich gefürchtet, und auch das Tier kam, da das Wasser nicht gefährlich war, gut davon.



Als die Wälder sich einigermaßen lichteten, stießen wir irgendwo auf eine einsame Hütte, in deren Nähe abgezogene Yackhäute auf einer Hecke zum Trocknen aufgehängt waren. Ein Insasse des Hauses versicherte, es seien Felle von dem wilden Yack, der auf diesen Berghängen zu jagen sei.

Gegen Abend erreichten wir ein Örtchen von wenigen Häusern, in deren einem wir Quartier machten. Ich wollte mein Zelt einmal versuchen und schlug es in der Nähe

auf. Doch setzte, als ich mich eben niedergelegt hatte, ein Gewitterregen ein und bewies mir, daß ich mich auf die Dichtigkeit meines „waterproof"-Zelttuches nicht verlassen konnte. Ich stand schließlich auf, raffte alles zusammen und suchte in dem Hause Schutz und Quartier, mußte mich freilich kurzerhand auf den festgestampften Lehmboden betten, da ein Tisch und eine Bank bereits weggegeben waren. Auch durch das zerrissene Dach tröpfelte es vom Himmel herab noch ein wenig auf mich nieder, doch schlief ich darüber hinweg. Unsere Tiere hatten die ganze feuchte Nacht auf der offenen Weide zuzubringen, wo man sie am Abend sich selbst überlassen hatte. —

Wir kehrten nun merklich in das Tiefland und auch zugleich aus tibetanischem in chinesisches Gebiet zurück. Der folgende Tag brachte schon wieder reich bebaute Felder, doch soviel ich bemerkte, noch keine Reisfelder darunter, die erst so recht das Anzeichen chinesischer Kultur sind; Hauptartikel waren Mais und Bohnen. Mit einem unangenehmen Denkzettel entließ uns das Berggebiet. Wir hatten noch einmal einen recht reißenden Wildbach auf einer kläglichen Baumstammbrücke zu überschreiten, und zwei unserer Pferde stürzten beim Passieren der gefährlichen Stelle hinab in die tückischen Wasser. Das eine war Herrn M.'s Reitpferd. Glücklicherweise war er selbst

vorher abgesessen. Aber seine Satteltasche, in der eine ganze Anzahl wichtiger Gegenstände zusammengepackt war, ging dabei verloren. Das arme Pferd wurde zunächst widerstandslos fortgerissen, trieb eine Strecke weit kopfüber, kopfunter den Fluß hinab, fand schließlich nach argem Kampfe mit den Fluten an einem Felsblocke Halt und richtete sich auf; aber nochmals wurde es dann davon gerissen, bis es sich doch endlich herausquälte und völlig erschöpft, zitternd und triefend am Ufer stand. Decken und Satteltasche hatten sich bei diesem Ringen mit den Elementen natürlich gelöst und waren davon gespült. Wir suchten noch eine Zeitlang flußabwärts zwischen dem Geröll, fanden aber keine Spur von irgend einem der Gegenstände. Mit dem anderen Pferde, das hinabstürzte, ging es glimpflicher. Gewitzigt durch die Erfahrung hatten wir ihm seine Last (es war ein Packpferd) abgenommen. So kam nichts mit ihm zu Schaden, und das Tier selbst fiel glücklicher, sodaß es sich bald wieder heraushelfen konnte. Herr M's. Reitpferd trug leider von diesem Sturze eine unangenehme Wunde davon, die es ziemlich unbrauchbar machte für diese Tage.

Am Nachmittage schon gelangten wir, nachdem wir um Mittag das Örtchen Lama-sz' passiert hatten, nach Moschimien, einem Marktflecken völlig chinesischer Observanz. Hier mußte ich mich von meinen freundlichen Begleitern trennen, die sich jetzt mit ihren Dienern nach Osten wandten, um das Tal des Tungflusses zu erreichen und dann auf dem Wege über Wa schu kuô, den ich einige Wochen

vorher gemacht hatte, nach Tatchienlu zurückzukehren. Es war mir, der ich so lange Strecken durch China ganz allein zurückgelegt hatte, eine besondere Freude gewesen, in diesen Tagen einmal Reisegenossen zu haben. Wer dergleichen selbst nicht lange Zeit entbehrt hat, weiß nicht, was Kameraden in solcher Lage bedeuten. Mitteilungen, eine scherzhafte Aussprache, eine lustige Ermutigung und dergleichen erleichtert alle Schwierigkeiten so sehr; ernstere Gespräche gaben eintönigeren Partien des Weges einen Reiz; ganz abgesehen von der vielfachen Hilfe und Aufklärung, welche mir die Sachkenntnis solcher Gefährten vermittelte. Auch der größte Teil meiner Geleitmannschaft und der Pferdeknechte kehrte von hier nach Tatchienlu zurück, und ich mußte mir von dem Ortsvorsteher, der hier wie häufig in diesen Gegenden, den eigentlich tibetanischen Titel Tu sz' führt, neue Leute verschaffen. Dies und andere Angelegenheiten füllten schnell den Rest des Tages.

Mit Lastpferden ging es auf den Bergpfaden, welche mir jetzt bevorstanden, nicht weiter. Ich mietete also sechs Träger, auf die meine Lasten verteilt wurden. Mein eigenes Reitpferd behielt ich natürlich, obwohl einige Ratgeber meinten, ich werde schwerlich mit ihm durchkommen auf der vor mir liegenden Straße. Es sollten nicht nur eine ganze Zahl von Pässen, sondern auch schlimme Flußübergänge zu erwarten sein.



Der 20. Juni brach mit einem klaren Sommermorgen an. Ein letzter Händedruck wurde ausgetauscht, und ich war wieder allein auf der Heerstraße. Fürs erste sogar verlassener, als ich früher je gewesen war, denn nur ein einziger Mann begleitete mich. Die Lastträger waren nämlich so säumig, daß mir schließlich der Geduldsfaden riß und ich sie ihrer Packerei überließ in der Erwartung, wenn ich erst aufgebrochen sei, würden sie sich schon beeilen nachzukommen, zumal sie wußten, welches Ziel ich ihnen für diesen Tag gesetzt hatte, einen Ort in einer vollen Tagesentfernung. Ich ritt also nur in Begleitung eines Pferdeknechts, eines prächtigen alten Tibetaners, der wie ein Zigeuner aussah (er kam noch von Tatchienlu her mit mir), voraus. Moschimien liegt im Tale eines der Zuflüsse des Tung, der von den Höhen in der Nähe des gestrigen Passes herabströmt. Dieser Fluß hat sich ein außerordentlich tiefliegendes Bett gegraben, südlich von der Stadt, und diese kolossale Schlucht muß man zuerst passieren auf dem weiteren Wege, der im ganzen südsüdöstlich führte. Mein nächstes Ziel war der Ort Tzetati, am Tung gelegen.

Durch Maisfelder hin kamen wir bald an den Rand der steil abfallenden Ravine, zogen einen Zickzackweg am Abhange hinunter, überschritten den Fluß auf einer Holzbrücke und kletterten den jenseitigen Hang wieder hinauf. Oben fand ich mich in einer reizend angebauten Landschaft. Der Blick schweifte weit hin über das Tal und die Höhen der Ferne. Ein Hügel mit hübschem



Baumwuchs gab einen guten Rastort, und so beschloß ich hier meine weitere Karawane zu erwarten, deren Nahen über die Flußravine her ich ja schon von weitem mußte beobachten können. Jedenfalls war es hier ein anmutigeres Plätzchen zum Warten als im Schmutz und Gedränge und Gestank des chinesischen Wirtshauses. Der Wind raschelte durch die großen Blätter der Maisstauden und im Gebüsch um mich her. Die Sonne brannte so, daß ich den dichteren Schatten suchte. Mein Pferd weidete ruhig. So verging geraume Zeit. Schließlich wurde ich ungeduldig, Mein Zigeuner meinte grimmig, sie lägen wohl alle und rauchten Opium, womit er ohne Zweifel recht hatte. Der Fehler lag an mir, da ich sie aus den Augen gelassen und ihnen zudem einen Teil ihres Lohnes im voraus bezahlt hatte. Um mich zu beruhigen, brachte mir der einzige Genosse meiner Einsamkeit, vielleicht weil er besorgte, daß sich mein Unmut sonst auf ihn entladen würde, aus einem nahen Bauernhause ein Schälchen Tee und einige Pfirsiche.

Um 11 Uhr kamen Kulis und Schutzsoldaten endlich an. Ich verlor nicht viel Worte, beschloß aber um so energischer darauf zu bestehen, daß sie die ganze für heute angeordnete Marschstrecke richtig absolvierten, auch wenn sie die größten Schwierigkeiten machen sollten. Letzteres erwartete ich und täuschte mich nicht. Nachdem wir vielleicht eine Stunde, größtenteils durch Maisfelder, die hier fast ganz an die Stelle von Reis treten, weitergezogen waren, stießen wir auf eine sehr niedlich in dichtem

Baumgrün gelegene Wassermühle. Hier machten wir einen kurzen Mittagshalt, und während ich, auf einem Schleifstein im Hofe sitzend, einen kleinen Imbiß verzehrte, kam der älteste der Kulis zu mir und brachte sehr ehrerbietig sein Gesuch an, daß wir doch an diesem schönen Plätzchen den Tag über bleiben möchten, denn bald beginne ein sehr beschwerlicher Weg einen Paß hinauf, und das Örtchen Wang Tung, wohin der Tagesbefehl ging, sei doch heute unmöglich mehr zu erreichen. Ich erwiderte kühl, wir würden sofort von hier aufbrechen und keinen früheren Halt wieder machen, als bis wir in Wang Tung angekommen seien. Übrigens sollten sie aber von jetzt an beständig vor mir, nie mehr hinter mir marschieren. Jede weitere Erörterung schnitt ich ab. In zwei Minuten waren wir wieder unterwegs und haben, wenn auch unter Stöhnen und Ächzen, den erwähnten Ort wirklich spät am Abend erreicht.

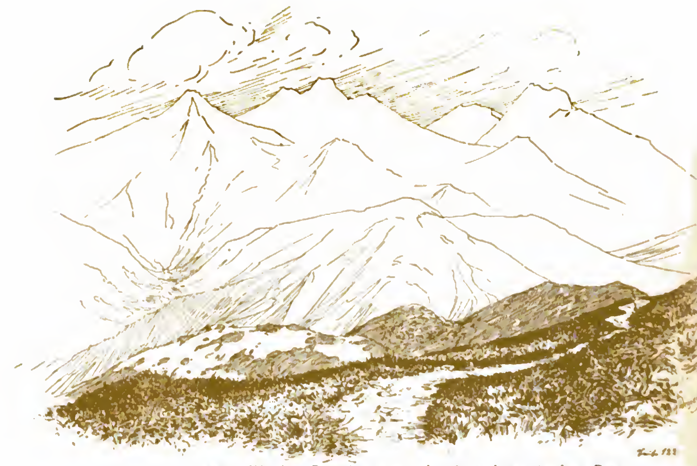
Es ging freilich über einen ganz respektablen Paß. Der Weg war völlig von dichtem Walde eingefaßt, geröllig und steil. An Reiten war nicht viel zu denken, wenn man das Pferd nicht einfach mißbrauchen wollte. Aber die reiche Vegetation, die oft über unserm Pfade fast zusammengewebten Baumkronen und Gebüsche, hie und da vermorschte, blumenbekränzte Stümpfe, dabei ein kräftiger frischer Waldduft aus der grünen Dunkelheit hervor, das machte die Wanderung doch schön. An den Rändern des Weges lachten uns Mengen glühendroter Erdbeeren an, deren Geschmack, wenn auch nicht so würzig wie ich die

deutsche Walderdbeere in Erinnerung hatte, jedenfalls weit über das fade wässrige Nichts der gewöhnlichen chinesischen Erdbeere hinausging. Auch Brombeeren fanden sich in Menge, und zwar eine Art hellroter, oft gelbroter, die vorzüglich schmeckte. Bisweilen lichtete sich der Wald soweit, daß man nach der ausgedehnten blauen Bergwelt ringsum hinauslugen konnte. Die Paßhöhe selbst, etwa 2700 Meter hoch, war leider gänzlich zugewachsen. Der Abstieg wurde wie in der Regel bei solchen Pässen, schwieriger als der Aufstieg. Wilde Wasser, auch einmal ein kleiner Bergrutsch versperrten den Weg. Mein tibetanischer Pony Schoscho legte heute gute Proben seines Könnens ab. Er kletterte vorsichtig und geschickt, passierte auch mit völliger Seelenruhe hinter mir her eine jener fatalen „Brücken“, zwei oder drei Baumstämme, die über einen der wildesten Sturzbäche gelegt sind. Ein wahres Meisterstück aber kam noch zuletzt. Der Weg zog sich schmal am Felsen hin, rechts Wand, links ein steiler Absturz mit einem Flußbett unten, und nun war grade in dieser gefährlichen Passage ein Stück des Weges abgebröckelt, sodaß man hinüberspringen mußte, und zwar grade vor einer Biegung um den Felsen herum. Mein Pferdeknecht war in Verlegenheit: das Tier könne unmöglich da hinüber. Wir suchten einige Zeit, ob man den Felsen nicht rechts umgehen könne, aber es war unmöglich. Da band ich Zügel und Leine am Sattel fest, sodaß ihn nichts hinderte, lockte ihn und ging vor ihm her; und flink und sicher überwand er die gefährliche Partie zum Staunen der Leute. Gleich darauf mußte

er noch durch einen starken Fluß waten, den wir Menschen auf großen Steinblöcken übersprangen; aber auch das focht ihn nicht an. Und dabei hatte er schon eine recht anstrengende Tagestour hinter sich.

Quartier fanden wir in einem weitläufigen Gehöft, dessen verschiedene Gebäude sich um einen baumbestandenen Hofraum gruppierten. Man gab mir das größte Zimmer des Hauptgebäudes. Aber obwohl ich nach einer gründlichen Waschung und dem Abendessen recht müde war, sodaß ich die Führung meines Tagebuches ausnahmeweise einmal auf den nächsten Morgen verschob, wurde ich doch an rechter Nachtruhe immer wieder gehindert. In den beiden Räumen rechts und links von mir entwickelte sich nämlich eine starke Opiumraucherei, auch ging man häufig und ganz ungeniert hin und her durch mein Zimmer. Rücksicht in solcher Beziehung ist dem Chinesen garnicht beizubringen. Schließlich packte ich mein Lager auf und begab mich, vor allem um dem widerlichen Opiumdunst zu entgehen, unter das Dach einer Scheune am Hofe, wo ich auf einer Art Tenne in der Nähe zweier Schweine und meines Pferde eine erwünschtere Stätte fand.

Am andern Tage winkte vor uns ein ähnlicher Paß wie der gestrige, sie schlossen sich in grader Linie, Nordwest-Südost an einander. Der Aufstieg war leider ganz kahl, erst durch Mais- und Bohnenfelder, dann über Grasflächen sowie an dem schluchtartigen Bette eines Flusses hin, und die heiße Sonne ließ uns den Waldesschatten von gestern schmerzlich vermissen. Die Gegend erschien ein-



sam. Wenige Gehöfte lagen einzeln auf den breiten Berglehnen, selten einmal sah man ein Menschenkind. Die wild durcheinander geworfenen hohen Ketten des Nordwestens, nach Tatchienlu hinüber, erschienen immer markierter am Horizonte hinter uns, je weiter wir aufwärts schritten. Bald nach zwölf Uhr waren wir oben. Jetzt lohnte es sich, daß kein Wald diesen Sattel bedeckte, denn klar und weit lag nun die Aussicht da. Vor allem nach rückwärts. Davon konnte ich mich nicht so im Augenblick trennen. Ich ließ die Leute voraus gehen und trug ihnen auf, mich in einer Herberge, welche einen Li weit (etwa 6 Minuten) bergab unter dem Kamme liegen sollte, zu

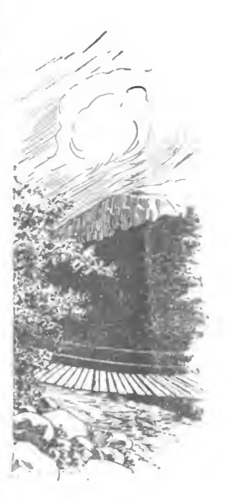
erwarten. Bei mir behielt ich nur einen der Geleitsoldaten. Dem Pferde nahm ich Sattel und Zaumzeug ab, daß es sich auf dieser Bergweide gütlich tun konnte, und nun streckte ich mich unter einigen schattigen Büschen ins hohe Gras. Nicht weit von mir gingen die Reste einer alten Wasserleitung aus Bambusrohr dahin; eine Spur von Menschendasein, das sich sonst ganz und gar nicht offenbarte, soweit das Auge reichte. Hell und fröhlich lag der Sonnenschein des Sonntages über der schier unendlichen Welt. Grillen zirpten, und ein paar muntere Vogelstimmen klangen durch die Luft. Während ich in Gedanken nach Nordwesten blickte, von wo ich herkam, zerteilte sich dort in der Ferne allmählich das Gewölk, und — o Wonne! — klar und scharf kamen die Schneeberge wieder hervor, die prachtvolle Kette, welche sich südlich von Tatchienlu in so imposanten Häuptern gen Himmel türmt. Ganz deutlich zählte ich durch mein Glas die einzelnen strahlenden Gipfel. Links hinüber aber, nach Westen, schoben sich dunkle Bergketten und Plateaus durcheinander, ein Teil jenes ungeheuren, zwischen meiner Straße und der Grenze von Tibet sich ausdehnenden Berglandes, das von Europäern nie durchzogen, auch den Chinesen wenig bekannt, mit Sümpfen, Urwald und Hochland ein undurchdringlicher Schlupfwinkel seltsamsten wilden Volkstumes ist. Der Eindruck dieser eigentümlichen Welt, wie sie hier fast wie auf einer Riesenlandkarte vor mir lag, bannte mich eine Zeitlang an meine Stelle. Die Sehnsucht zurück nach jenen Schneeköpfen und darüber hinaus in rein tibetanisches Gebiet stieg leb-

haft wieder auf. Ich war im Grenzlande geblieben mit meiner jetzigen Route und hatte von dem anziehend rätselhaften Boden Tibete nur den Saum gestreift. Aber dann weilte der Blick wieder auf den bis zum Horizonte sich hinwälzenden Gebirgsmassen westlich und südlich. Hier waren die Sitze von Stämmen, die wohl noch rätselhafter und unbekannter sind, als was Tibet umschließt. In diesen unzugänglichen Gegenden bergen sich die Horden jener sog. Ureinwohner, von den Chinesen dieser Provinz zusammenfassend Lolo genannt, ihnen selbst feindselig, rätselhaft und unheimlich gegenüber stehend. An ihrem Gebiete ging mein weiterer Weg hin, vielleicht konnte ich es erreichen, eine Strecke weit ihr Land zu durchschneiden. Während ich in Nachdenken versank über all die Probleme, welche für uns Kulturmenschen bei der Berührung mit solchem Land und Volk wach werden, verhüllten sich drüben in der Ferne die silbrigen Köpfe der Schneeberge allmählich wieder in Wolken. Sie hatten mir ihr letztes Ade geboten. Ihr Verschwinden war wie eine Mahnung nicht länger träumend zu säumen. So stieg ich denn an der andern Paßseite dem Tale zu.



Meine Leute fand ich in einem kleinen Wirtshause, wo wir die Mittagsstunden verbrachten. Danach ging es

hinab bis zur Talsohle, dort über einen Fluß, und dann winkte drüben ein neuer Paß, doch nicht so bedeutend wie die bisherigen. Meine Leute gaben mir als Namen an: pussa kang, Göttergrat, eine häufiger vorkommende Bezeichnung. Der Boden mußte sehr kohlehaltig sein, die Felder waren oft schwarz davon, und an den Felsbrüchen stand die Kohle direkt zutage. Was ich zu sehen bekam, war freilich geringe Qualität. In dieser Gegend bemerkte ich auch zuerst wieder Reisfelder in größerer Ausdehnung, die Wonne jedes Chinesen, die ich seit ein paar Wochen fast ganz aus dem Gesicht verloren hatte. Ein Stündchen Weges nach Überschreitung des Passes brachte uns in aller Bequemlichkeit nach dem Flecken Tien wan, wo wir herbergen wollten. Unser Einzug in diesen Ort sollte aber noch eine gewisse Aufregung hervorrufen.



Ein Fluß, welcher mit uns von der Höhe herabgekommen war (einer der Zuflüsse des Tung) strömt grade vor Tien wan vorüber und ist von einer Kettenbrücke überspannt. Die Brücke war nicht in besonderem Zustande, da die Planken über den Ketten sehr unordentlich und lückenhaft lagen und die ganze Brücke außerdem stark schwankte. Für Menschenverkehr lag keine besondere Schwierigkeit darin, wohl aber für mein Pferd. Die vielen Löcher und klaffenden Öffnungen konnten ihm nur zu leicht ein Stolpern oder einen Sturz bringen, und dann war kein Retten mehr, denn die schmale Brücke bot an beiden Seiten nur ein Seil als Halt, und das Wasser, das in etwa acht Meter Tiefe darunter hinschoß, war sehr

reißend. Besonders gleich beim Betreten des Stegs von unsrer Seite her waren sehr schlimme Vernachlässigungen. Meine Leute gingen also hinüber in den Ort, um ein paar Planken zu holen und die ärgsten Stellen auszubessern. Mittlerweile verbreitete sich das Gerücht von der Ankunft eines „fremden Teufels" mit einem Pferde, das über die Brücke gehen werde, im Flecken, und jedermann zog heraus, um solch ein Schauspiel zu genießen. Das jenseitige Ufer war bald schwarz von Menschen, die sich's im Grase oder auf ein paar Steinen gemütlich machten, manche eine Pfeife rauchend, andere lebhaft den Fall erörternd. Nachdem wir die schlimmsten Öffnungen am Anfang zugedeckt hatten, mußte es gewagt werden. Ich verließ mich auf die Sicherheit meines guten Tieres, obwohl mir das starke Schwanken der Brücke doch Sorge machte. Meine Leute wollten es nicht wagen, das Pferd zu führen; so nahm ich denn selbst den Leitstrick, streichelte dem Schimmel noch einmal den Hals und ging voran. Alle von hüben und drüben beobachteten uns mit Spannung. Mir klopfte das Herz nicht wenig, als ich das starke Schwanken über dem ungestümen Wasser fühlte, aber ruhig und fest, nur an einigen Stellen etwas schneller als gewöhnlich, ertönte hinter mir das bekannte Trab, Trab, Trab, und nach einigen aufregenden Minuten waren wir drüben. Die allgemeine Spannung löste sich nun.

So war ich gleich bei meinem Einzuge hier eine populäre Figur geworden, wie mir der riesige Schweif meiner Anbeter bewies, der mir überallhin folgte. Das

Wirtshaus von Tien wan, in welchem meine Herren Kulis sich sehr wohl zu fühlen schienen, sagte mir garnicht zu, es war ein schmutziger, dunstig heißer Stall mitten in der Dorfstraße. So besann ich mich, ob ich nicht etwas Besseres ausfindig machen könnte, und kam zum ersten Male auf die Idee, welche mir fortan so gute Dienste getan hat, den Ortstempel zu meinem Nachtquartier zu machen. Buddhistische Klöster, in welchen ich auf früheren Reisen in China so manchmal geherbergt hatte und zwar meistens besser als in einem Wirtshause, gab es in dieser ganzen Gegend so gut wie keine. Aber jeder kleine Flecken pflegt doch seinen Dorftempel zu haben. Das ist in vielen Fällen nur ein armseliges Häuslein, zuweilen an der Frontseite völlig offen, in welchem einige der populärsten taoistischen Gottheiten aus Lehm oder Holz aufgestellt sind. In der Regel wohnt in einem Seitengemach oder irgend wo in der Nähe jemand, dem die Säuberung und Instandhaltung des Grundstücks übertragen ist. So ärmlich diese Tempelchen sind, gewährten sie mir doch grade, was ich wollte, einen überdachten Raum, mein Lager dort aufzuschlagen und mein Gepäck unterzubringen, reinere Luft und größere Abgeschiedenheit, als sie das Wirtshaus meistens bietet, auch mehr Stille für die Nachtruhe. Natürlich entschädigte ich den Tempelwächter reichlich dafür, daß ich den heiligen Raum in Anspruch nahm. Man muß nicht denken, daß es die Chinesen in ihren religiösen Gefühlen verletzte, wenn ein Fremder dort für eine Nacht haust. Solch eine Idee liegt ihnen ganz fern. Bessere, reicher eingerichtete Tempel



werden oft von vornehmeren Chinesen selbst zu Absteigequartieren benutzt und haben eigene Einrichtung dafür. Die geringen Dorftempel verschmäht man freilich für diesen Zweck, wie auch meine Leute zuerst nicht begreifen konnten, daß ich die armselige Bude dort etwas außerhalb von Tien wan dem netten Wirtshaus vorziehe. Doch da ich ihnen erlaubte, die Freuden des Wirtshauses zu genießen, überließen sie mich meiner Grille.

Vor diesen Tempelchen befindet sich in der Regel ein Stückchen verwilderten Gartenlandes, das oft durch eine Mauer abgeschlossen ist. Wenn man dann sein Lager hergestellt hat, einfach mit Hülfe von zweien jener breiten Böcke, über die man drei oder vier Bretter, unter Umständen auch eine ausgehobene Tür legt und den Schlafsack darauf, und wenn die nötigsten Sachen ausgepackt sind, ist es eine rechte Erquickung, die Stille zu genießen und träumend auf die nickenden Gräser und Blumen zu blicken. Die Leute kochen mir im Wirtshause mein einfaches Mahl, dessen Mittelpunkt natürlich meistens Reis bildet, bringen es mir herüber, und danach kommt noch wohl einer, um die gebrauchten Gerätschaften zum Reinigen abzuholen. Dann bin ich allein. Das Tagebuch muß geführt werden, wozu das Dämmerlicht in der Regel schon nicht mehr ausreicht. Also zünde ich mir von dem immer mitgeführten Vorrate chinesischer Kerzen zwei an. Wenn die Aufzeichnungen des Tages erledigt sind, greife ich zu einigen der wenigen Bücher, die meine Reisebibliothek bilden. Mittlerweile schleicht der Alte, dem die Tempelbesorgung

anvertraut ist, um mich herum zu diesem und jenem Altar, denn jedes Götterbild will seine Weihrauchkerzen. Er steckt sie ein in das Räuchergefäß, neigt sich in üblicher Weise und murmelt seine fromme Formel. Vor einem der Bilder zündet er auch eine kleine Ölampel an, eine Art ewiges Licht, das unsicher durch die Schatten der Nacht flimmert, wenn ich meine zwei Kerzen schließlich ausgelöscht habe und zur Ruhe gegangen bin. —



Nachdem wir am folgenden Tage wieder einen Paß überstiegen hatten und in das Tal dahinter hinabgekommen waren, traf ich auf einen alten Bekannten, der mit düsterem Angesichte in rasender Eile von Nordosten her angesaust kam, nämlich auf den — Tung-Fluß. Ganz wie ich den wilden Gesellen bei Wa schu kuô verlassen hatte, tauchte er hier zwischen steilen, tief abfallenden Ufern wieder auf. Damals waren wir seinem Laufe entgegen gezogen, jetzt gingen wir eine Strecke weit mit ihm. Nur waren wir hier bedeutend südlicher. Die Berührung dieses Flußbettes brachte mir vor Augen, wie weit ich auf meiner Route von Tatchienlu aus wieder nach Osten ins Chinesische hineingedrängt worden war. Das mußte auch noch eine Weile so weiter gehen. Aber von Tzetati an wollte ich energisch wieder nach Südwesten streben.

Noch bei hellem Tage erreichten wir auf bequemem Wege die heutige Station Hei la wa [1]. Am Eingang der

[1] So nach Baber und wie der Name oft dort gehört wird. Am Orte selbst gab man mir als Bezeichnung Hei ör wan.

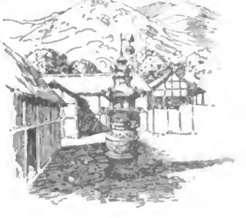
Hauptstraße war grade ein altersschwaches Haus in Trümmer gestürzt, und das Balkenwerk hing zum Teil drohend über den Weg. Doch schlüpften wir grade noch darunter durch. Dies Mal nahm ich meine Unterkunft auf der Ortsbühne. In etwas größeren Plätzen, wie Hei la wa einer ist, befindet sich, in der Regel am Marktplatze und in der Nähe des Stadttempels, eine öffentliche Bühne für Aufführungen zur Zeit der religiösen Feste und auch sonst. Sie ist nach vorn, zuweilen auch an den Seiten offen, nach hinten aber befindet sich ein Verschlag, wo die Schauspieler sich aufhalten können, wenn sie nicht tätig sind. Die Bühne liegt immer hoch, man steigt mit Hülfe einer Leiter hinauf, zu ebener Erde darunter sind weiter keine Räumlichkeiten, höchstens daß einmal ein Pferdestall oder dergleichen dort improvisiert ist. Solch eine Lokalität hat den in China garnicht genug zu preisenden Vorzug, daß man sich von aller zudringlichen Neugier abschließen kann. Wenn ich mich und meine Sachen in diesem Obergeschoß in Sicherheit gebracht habe, kann ich die Leiter hinaufziehen, und niemand kommt mir nach. Selbst ohne das Wegziehen der Leiter würde selten ein einzelner wagen, zu dem fremden Teufel die Leiter hinanzusteigen. Unten vor der Bühne stehen sie natürlich in dicken Haufen, belauschen jede Bewegung des Ungetüms da oben, gewiß mit weit größerer Aufmerksamkeit, als sie den sonst hier stattfindenden Aufführungen zu teil wird, und erörtern eingehend das seltsame



Phänomen. Aber par distance läßt sich die chinesische Neugier ertragen. —

Auf diesen „Brettern, die die Welt bedeuten“, wurde ich etwas länger festgehalten, als ich beabsichtigte, denn am nächsten Morgen rieselte ein Landregen nieder, der den Aufbruch unratsam machte. Der Ortsvorsteher, ein Herr Wang, ließ mich fragen, ob er mir einen Besuch machen könne. Ich lehnte milde ab, habe indes sicher den Eindruck barbarischer Unhöflichkeit erweckt und auch der Neugier dieses braven Mannes eine empfindliche Enttäuschung bereitet. Solch ein chinesischer Besuch kann aber viel Zeit kosten, zumal einer den andern nach sich zieht und man zum zweitenmal nicht abschlagen kann, was das erstemal bewilligt ist. Für mich aber gab es auch während einer Regenruhe genug zu tun und wenig Zeit zu verlieren, denn wenn man ohne einen persönlichen Diener all seine Sachen und Angelegenheiten in Ordnung erhalten soll, ist mancherlei zu bedenken. Gegen 10 Uhr ließ der Regen nach, und wir wagten es weiter zu ziehen. Es ging noch immer am Tung dahin, der unter dem bewölkten Himmel besonders finster erschien. Die Abhänge waren teilweise bebaut, teils Wiesen und kahle Wände. Wir zogen gleichförmig auf und nieder, dann über Bergausläufer, welche dicht an den Fluß heran traten, dann in eine Senkung, durch die sich meistens ein Gewässer in den Tung ergoß, die Höhendifferenz im Durchschnitt etwa 300 Meter. Das Mittagmahl hielten wir kurzer Hand im Freien am Wege, als wir einen leidlichen Weideplatz für





die Pferde trafen. Es muß doch wohl ein gut Stück Zigeunerhaftes auch in uns Kulturmenschen stecken. Diese Situation, wenn man so im Grase liegt, das Feuerchen knistert zwischen drei Feldsteinen, der Rauch schwärzt die armselige Zinnschüssel, in welcher Reis mit ein paar Kartoffeln gekocht wird, die Pferde grasen umher, das weite Wolkendach droben mit der bunten Erde drunten bildet Küche oder Speisezimmer, wie man will — das hatte seinen unbeschreiblichen Reiz für mich. Die Einfachheit der Lage brachte mich auch meinen Leuten recht nahe, und obwohl sie mich immer ehrerbietig Ta jên „großer Mann", etwa soviel wie unser „Exzellenz", benannten, verkehrten wir doch sehr gemütlich miteinander. Besonders gefiel mir der alte Tibetaner aus Tatchienlu. Ich hätte ihn gern noch länger bei mir behalten (er ging bis Tzetati) und sprach mit ihm darüber. Aber verlegen meinte er, seine Angehörigen und Freunde seien dahinten, und er wünsche zu ihnen heimzukehren. Diesen Sohn der Berge zog es wieder hin in die Nähe seiner Schneegipfel und Yackherden, — verdenken konnte ich es ihm nicht. —

Am Nachmittag erneuerte sich der Regen. Der Weg wurde nun abscheulich, ein tiefdreckiger, schlüpfriger Lehmpfad zwischen Reisfeldern hin, dann wieder einen Abhang hinunter, den man fast nur hinabrutschen konnte. Mehrere meiner Leute fielen ein paarmal hin in den klebrigen Lehm. Aber es ist köstlich zu beobachten, wie fröhlich und humorvoll sie solche Unfälle aufnehmen; der Betroffene sogut wie die Zuschauer sind höchst amüsiert, lachen und witzeln, man hört keine Äußerung des Ärgers

oder Unwillens. Auch mein Pony glitt einmal von dem schmalen Wege hinab in ein sumpfiges Reisfeld; er blieb aber ruhig stehen, wo ihn das Schicksal hingesetzt hatte, und fing an von dem jungen Reise zu schmausen.



Nicht weit von Tzetati, das wir nun heute erreichen mußten, passierten wir eine Stelle, an der ein bedeutender Erdrutsch stattgefunden hat. Mir war früher schon erzählt, daß der ehemalige Ort Tzetati vor Jahren durch einen Einsturz von Bergmassen teilweise verschüttet sei, worauf man eine Strecke weit davon einen neuen Ort angelegt habe. Die Stelle der Katastrophe mußte auf diesem Trümmerfelde sein, und unter den Schottermassen hier, zwischen breiten Rissen und wüsten Hängen, lag wohl manch ein Hüttlein begraben. Bald gelangten wir dann zu dem Yamen des Distriktsvorstehers, des Tu sz'. Dieser Yamen, ein größeres Gewese, liegt allein, etwa eine Viertelstunde entfernt von dem, was als Rest des früheren Ortes noch in dieser Gegend besteht, und ist umgeben von reichen Feldern und Fruchtbäumen. Ich mußte mich an den Beamten wenden, um neue Leute für den Weitermarsch zu bekommen, und kehrte also in dem Yamen ein. Obwohl man anscheinend von meinem Besuche nicht sehr erbaut war, bot man mir doch, sobald ich meinen Paß nebst meiner Karte hineingesandt hatte, Logis an. Der Raum freilich, den man mir zeigte, war nicht nach meinem

Geschmack, ein dunkles, schmutziges und übelriechendes Gemach. Ich richtete mich daher nach eigenem Ermessen ein und bereitete mir mein Lager unter einem nach vorne offenen Vordache des Haupttores. Frische Luft, der Ausblick ins Freie und eine gewisse Abgeschiedenheit von den Insassen des Yamens machten mir den Platz erwünscht. Die Chinesen konnten mich darin nicht begreifen, und verschiedene Male versuchte der Beamte durch Abgesandte mich zu bewegen, daß ich mein Quartier doch in eins der opiumdurchdufteten Gemächer seiner Gebäude verlege. Es blieb aber verlorene Liebesmüh. Ich vermute übrigens, daß dem Ortsvorsteher der von mir gewählte Platz auch deshalb mißfiel, weil dicht daneben eine Art corpus delicti vorhanden war, das er mir wohl nicht gern vorführte. Ich hörte nämlich in meiner Nähe mehrfach ein eigentümliches Stöhnen und Schnaufen, und als ich mich danach umsah, entdeckte ich in einem stallähnlichen Gelaß, dicht neben dem Torwege, eine elende Gestalt, die in ihren Lumpen auf dem kahlen Boden lag, offenbar in einem schwer leidenden Zustand. Ob der Mensch in barbarischer Weise gestraft und dann dahin geworfen war, oder ob man ihm in Krankheit diese erbärmliche Stätte angewiesen hatte, war zweifelhaft. Die Leute vom Yamen, die mich erst auf alle Weise fernhalten wollten von dem Gelaß, behaupteten, es sei ein Lolo, um damit zu motivieren, daß man sich um solch einen Auswurf nicht zu kümmern habe. Ich sah ihn mir aber näher an; er hatte einen Zopf und den Vorderkopf kahlgeschoren, wie

sich die hiesigen Lolo nie tragen. Darauf erzählten sie mir eine Geschichte von 300 Taels, die er schuldig sein sollte, und daß es ein schlechter Kerl sei. Der Ärmste! Ich redete ihn an, aber er antwortete mit keinem Wort, die Augen blieben geschlossen. Schließlich trug ich dem einen Geleitsoldaten auf, ihn zu fragen, ob er krank sei, ob er Hunger habe u. dergl. Aber auch der Fusung kam ohne Resultat zu mir zurück. Am andern Morgen, als ich mich gleich nach dem Aufstehen wieder nach ihm umsah, war er aus dem Stalle verschwunden. Die Leute behaupteten, er sei davon gelaufen in die Berge. Aber er hatte mir nicht danach ausgesehen, als ob er sich so flink auf die Fersen machen könnte. Gott weiß, was sie mit ihm angefangen haben. —

Von Tzetati an hatte ich vor, eine Strecke weit bisher unbetretenes Lolo-Gebiet zu durchreisen. Die Hauptstraße, welcher auch der bekannte englische Reisende Baber gefolgt ist, wendet sich bei Tzetati nach Osten, dem Laufe des Tung bis Fulin folgend; von hier läuft sie zuerst südwestlich, dann direkt südlich und erreicht den Ort Yüe hsi. Danach verfolgt die Straße das Kientschang-Tal auf Ning yüen fu zu. Meine Absicht dagegen war, mich von Tzetati direkt nach Süden zu wenden und über die wilden von Lolo bewohnten Gebirgswälder hin geradeswegs das Örtchen Mien ning hsien zu erreichen, von wo dann eine begangene Straße nach Ning yüen fu führt.

Ich teilte meine Absicht dem Tu ss' durch meine bisherigen Geleitsoldaten mit. Absichtlich lehnte ich ab, ihn selbst

zu sehen. Die chinesischen Behörden legen jedem Plane, das Gebiet der Lolos zu durchziehen, die größten Hindernisse in den Weg. Persönliche Aussprache konnte nur zu langen, fruchtlosen Verhandlungen führen. Ich ließ deshalb auf alle die Vorstellungen, welche mir indirekt durch meinen Mann sowie einen Diener des Tu ss' überbracht wurden, nur kurz erwidern, meine Absicht stehe fest, ich habe Pässe, die mich zum Reisen hier berechtigten, und ich verlange, daß mir von dem Beamten Leute (natürlich gegen Bezahlung) gestellt würden. Der Vorsteher willigte schließlich ein. Er versprach mir drei Pferde und die dazu gehörigen Leute zu stellen, ferner natürlich die Geleitsoldaten, und es wurde abgemacht, daß sie mich auf einer sog. kleinen Straße direkt durch das Gebiet der Lolo nach Mien ning hsien zu bringen hatten, eine Reise von vier bis fünf Tagen.

Zunächst sollte ich aber nun noch einen Strauß mit einem Flusse auszufechten haben.

Schon auf dem Wege nach Tzetati hatten mir meine Begleiter sorgenvollen Gesichtes versichert, hinter dem Orte würden wir an einen Fluß kommen, den ich mit meinem Pferde nicht überschreiten könne. In Tzetati angekommen, stellten sie mir dasselbe wiederum vor. Ich hielt es für übertreibende Ängstlichkeit. Aber am Morgen

meines Aufbruchs, als schon die neuen Leute zur Stelle waren, erklärten meine alten Begleiter, sie wollten mich noch bis an den erwähnten Fluß begleiten. Wahrscheinlich waren sie neugierig, was ich anfangen werde, denn die Schwierigkeit erwies sich wirklich als groß. Etwas südlich von dem Yamen fällt ein von Westen her kommender Fluß in den Tung. Der Fluß ist nicht sehr tief, aber breit und außerordentlich reißend, dabei voll von dem schlimmsten Geröll. Als wir über die Ausläufer einiger Höhen hinuntergetrabt waren, kam er mir zu Gesicht. Nun führte freilich eine Brücke hinüber, aber für ein Pferd war sie völlig unpassierbar. Es war nämlich eine jener Bambusseilbrücken, wie sie Reisende im westlichsten China öfter zu passieren haben. Zwei starke Bambusstricke waren hüben und drüben an Geröllblöcken befestigt. Quer zwischen ihnen befanden sich befestigte Knüttel oder Strickchen, auf die man den Fuß zu setzen hatte, von einem zum andern weiter balancierend, und um doch dabei etwas Halt zu bieten, zogen sich in Armhöhe noch rechts und links Geländerstricke hin. Das Machwerk senkte sich nach der Mitte zu tief hernieder, sodaß man da dicht über dem wütend brausenden Gischt des dahinschießenden Wassers schwebte. Natürlich schwankte es auch unheimlich und gab bei jedem Schritte gefügig nach. Das Schlimmste aber war, daß man mitten auf der „Brücke" bei dem so jäh darunter hinströmenden Wasser durch die bekannte optische Täuschung, indem man nämlich sich selbst in Bewegung zu befinden meinte, während das Wasser

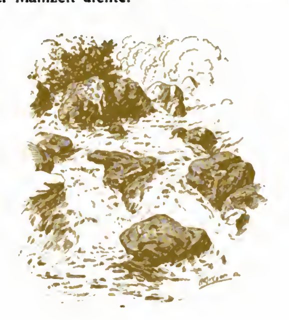
still stehe, in einen schwindelähnlichen Zustand versetzt wurde. So war das Passieren dieser Seilbrücke selbst für Menschen eine Leistung, bei der man sich energisch zusammenraffen mußte; für das Pferd aber war es kein Weg.

Die Chinesen bemerkten mit einem gewissen Triumph, hier sei die Stelle; sie wüßten nicht, was sie tun sollten, und überließen alles mir. Damit lagerten sie sich auf die Steine am Ufer, gingen auch zum Teil über die Brücke nach einem Häuschen, das nicht weit entfernt am jenseitigen Ufer stand, um dort eine Schale Tee zu schlürfen und abzuwarten, wie sich der fremde Teufel aus der Klemme helfe.

Guter Rat war in der Tat teuer. Das Pferd mußte durch das Wasser, aber der Fluß war so gefährlich, daß ich nicht daran denken mochte, das Tier in diese schäumende Strömung zu jagen, von der es leicht gegen die unheilvollsten Klippen geschleudert wurde. Ich wanderte den Fluß weit hinauf, um eine günstigere Stelle zu finden. Es wurde aber nur schlimmer. Weiter aufwärts verengerten sich die Höhenzüge und traten an beiden Ufern mit so steilen Abhängen an das Wasser heran, daß nichts zu machen war. Ich fragte einige Leute der Gegend, die sich eingefunden hatten, ob man den Fluß auf einem weiteren Umwege oben in den Bergen passieren könne. Sie verneinten es. Dann ging ich flußabwärts. Besondere Aussichten boten sich da auch nicht. Immerhin fand ich schließlich eine Stelle, wo die Wasser etwas tiefer und ruhiger zu strömen schienen und das Geröll

nicht so arg war. Wenn irgendwo, so mußte das Pferd hier hinüber. Ich befahl den Leuten, sich um einen langen Strick zu bemühen. Sie gingen kopfschüttelnd davon. Nach einer halben Stunde kamen sie wieder mit allerlei Stricken, die wir aneinander knoteten. Ich machte ihnen nun klar, wo das Pferd hinüber solle, und daß wir es zugleich mit dem Stricke auf jener Seite ziehen und halten wollten. „Pu tê, pu tê“ (unmöglich, unmöglich), war ihre beständige Antwort, doch taten sie natürlich, was ich ihnen sagte. Von der Seilbrücke aus überspannten wir nun das Wasser mit dem Strick und begaben uns flußabwärts der Stelle zu. Aber der Strom verbreiterte sich allmählich, und ich mußte meine Leute noch einmal nach Tauwerk ausschicken. Die zähe Langsamkeit, mit welcher Chinesen bei einer Sache, die sie für verkehrt halten, sich bewegen, stellt europäische Geduld auf eine harte Probe. Schließlich war doch alles vorbereitet, und das Pferd, welches bis dahin zur Stärkung für das Abenteuer gehörig gefüttert war, sollte ins Wasser. Aber es weigerte sich energisch. Kein Schreien, Zerren, Treiben und Steinwerfen half. Schließlich, als sie von ihm abließen und ich nicht recht wußte, was beginnen, ging der Pony, als ob er die Lage verstanden hätte, auf einmal freiwillig hinein in die Fluten. Er wurde sofort von der Strömung hingerissen und verschwand in den Strudeln. Ich gab ihn schon verloren. Die Chinesen auf jener Seite zogen aber an dem Stricke, und nach einigen Minuten kam er wirklich eine Strecke stromabwärts nicht weit vom Ufer wieder hervor, kämpfte

sich durch das Geröll und kletterte ans Land. Er hatte nur einige leichte Schrammen davon getragen. Meine Chinesen sowie die Zuschauer, welche sich herbeigefunden hatten, waren nun voll vom Lobe des braven Tieres. Wie im Triumphzuge ging es dem an dieser Seite des Flusses liegenden neuen Orte Tzutati zu, und da dieser Übergang mehrere Stunden gedauert hatte und längst Mittag vorüber war, beschloß ich, dem Pferde und uns allen für heute Ruhe zu gönnen. In einem Neubau, der noch nicht ganz vollendet war, quartierte ich mich ein, etwa fünfzig Schritte von dem düsteren Tung, dessen Wasser mir zum Kochen der Mahlzeit diente. —



Kap. 5.
Durch Lolo-Land.

Die Lolo, an deren Gebiet wir nun herankommen, sollen dem Leser zunächst mit einigen einleitenden Bemerkungen näher gebracht werden. Was wir von ihnen bisher wissen, verdanken wir fast alles den Mitteilungen von E. C. Baber, dessen Buch im Eingang (Seite 4) erwähnt ist. Ein französischer Missionar, Vial, hat gleichfalls ein Heftchen über die Lolo veröffentlicht (Les Lolos par P. Vial, Shanghai, 1898), doch beziehen sich seine Notizen fast ausschließlich auf südlichere Lolo-Stämme (in Yünnan), und mir scheint, daß man die Lolo von Szetschuan und die von Yünnan, obwohl sie ohne Frage ursprünglich zusammenhängen, heute in den Einzelheiten ihrer Kultur nicht identifizieren darf.

In vielen Teilen des chinesischen Reiches, vor allem in den Provinzen Kweitschou, Yünnan und Szetschuan findet

man noch heutigen Tages Stämme, welche mit den Chinesen nichts zu tun haben, vielfach in feindlicher Beziehung zu ihnen stehen und von ihnen als die Ureinwohner der betr. Gebiete bezeichnet werden (chin. pen jên). Die chinesische Überlieferung hält also die Erinnerung fest, daß diese Völkerschaften zu der Zeit, als China sich dahin ausdehnte, schon dort saßen. Daraus muß man zunächt nicht zuviel folgern. Die chinesische Okkupation der erwähnten Provinzen ist eine verhältnismäßig späte, erst in der Mongolendynastie (13. und 14. Jahrhundert) ist China ihre wirkliche Herrin geworden. Die damaligen Besitzer dieser Teile des Reiches wurden überwältigt oder in gebirgig-waldige Gegenden zurückgedrängt, aus denen sie nicht zu vertreiben waren. In solchem Terrain halten sie sich noch heute und verteidigen tapfer ihre Selbständigkeit. Bekannt ist äußerst wenig von ihnen, abgesehen von dem, was die Chinesen erzählen.

Unter diesen „eingeborenen" Stämmen sind die Lolo wohl der merkwürdigste.

Die Bezeichnung Lolo ist keine chinesische, obwohl sie selbstverständlich von den Chinesen mit ihren Schriftzeichen wiedergegeben wird. Nach Vials Meinung war es ursprünglich (in Form No oder No-no) Sonderbezeichnung eines Stammes der Lolo und zwar eine ehrenvolle Bezeichnung. Indes ist es Tatsache, daß die Benennung heutzutage in den Ohren der Lolo meistens verächtlich klingt und vor ihnen besser vermieden wird. Sie benennen sich selbst mit einzelnen Stammesnamen. Von den Chinesen werden sie zusammenfassend wohl auch die Hei yi (schwarzen

Barbaren) genannt, wozu der auf die Schan-Völker (siehe das letzte Kapitel) angewandte Ausdruck Pei yi (weiße Barbaren) zu vergleichen ist.

Über ihre Herkunft haben die Lolo die bestimmte Tradition, daß sie von Westen gekommen seien. Die südlichen Lolo bezeichnen genauer das Land zwischen Birma und Tibet als ihre Heimat. Man wird so auf indischen Ursprung geführt. Wenn man nun dazu die Tatsache hält, welche Baber angeführt hat, und welche meine Beobachtung entschieden bestätigt, daß Gesichtsbildung und Gestalt unmongolisch sind und viel eher auf indoeuropäisches Blut deuten, so darf man vielleicht Wanderungen indischer Stämme nach Osten hin annehmen, deren letzter Rest die Lolo sind.

Sprachlich scheint (nach den Bemerkungen von Vial) allerdings eine gewisse Verwandtschaft mit Birmesen vorzuliegen. Aber die linguistischen Untersuchungen sind noch viel zu unvollkommen, um einen Schluß zuzulassen. Ob in dem wenigen Material, was wir haben, nur sprachliche Beeinflussung, Lehnwörter u. dergl. oder wirkliche Verwandtschaft zu konstatieren sei, läßt sich nicht sagen. Man wird um so vorsichtiger damit sein, wenn man beobachtet, daß die Schrift, welche die nördlichen Lolo haben, und von der Baber Proben mitteilt, in manchen Zeichen ohne Frage auf die Formen altchinesischer Schrift (des sog. Ku wên) hinweist[1]. —

Die Lolo sind ein kriegerisches, kräftiges und unabhängiges Volk. Bis auf den heutigen Tag sind sie zum

[1] Seltsamer Weise sind die Schriftproben bei Vial vollständig verschieden von den Baberschen Manuskripten.

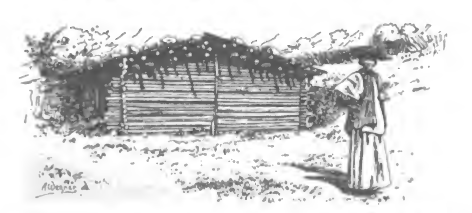
größten Teil nicht nur ununterworfen, sondern eine Not und Plage der Chinesen, denen sie Grenznachbarn sind. Ihr Hauptgebiet liegt auf der östlichen Seite des Kien-tschang-Tales (von dem später eingehender die Rede sein wird), und seit Baber und seiner Karte ist dahin ausschließlich ihr Name verlegt; das ist indes nicht ganz korrekt. Auch westlich von dem genannten Einschnitt leben, wie ich durch bestimmteste Angaben und eigene Beobachtung weiß, Lolo, und zwar nicht nur unterworfene, sondern unabhängige. Einfälle der Lolo werden von den Chinesen beständig gefürchtet; dauernde Vorkehrungen, welche dagegen getroffen sind und mit denen wir bald nähere Bekanntschaft machen werden, bezeugen diese Besorgnis.

Für europäisches Urteil haben die Lolo etwas Sympathisches. Von Gestalt groß und schlank, muskulös, von Gesicht oval, mit arisch geformten dunklen Augen, gerader aber kleiner Nase, die Männer tief gebräunt, die Frauen heller von Hautfarbe, mit schwarzem langen Haar, das die Männer auf der Stirn zu einer Art Horn zusammen drehen, während die Frauen es geflochten um den Kopf legen, so stehen sie in ihrer äußeren Erscheinung da. Sie tragen volle Bekleidung, die Männer eine Jacke und weite Hosen, darüber einen Mantel, die Frauen eine Jacke und einen mit Falten besetzten lang auf die Füße herabgehenden Rock. Sie zerfallen in zwei Klassen, die „Schwarzknochen", welche eine Art Aristokratie darstellen, und die „Weißknochen", die große Masse des Volkes. Außerdem halten sie Sklaven, und zwar sind das meistens Chinesen, welche sie auf ihren

Raubzügen als Kriegsgefangene erbeutet haben. Die Chinesen erzählen grausige Geschichten von der Unmenschlichkeit, mit welcher die Gefangenen von den „schwarzen Barbaren" behandelt würden, wie sie dieselben überhaupt als den Typus von Roheit, Blutdurst und Räuberei zu schildern lieben. Das ist aber mit Vorsicht aufzunehmen. Mehrere frühere Sklaven der Lolo, Chinesen, denen es später gelungen war, aus der Gefangenschaft zu entfliehen, gaben im Gespräche mit Baber zu, daß sie im Ganzen gut behandelt seien. Feindschaft besteht natürlich zwischen Lolo und Chinesen, und bei Überfällen wird es nicht eben säuberlich zugehen. Daß aber die Chinesen den Gegnern einen besonders fürchterlichen Ruf zu geben suchen, liegt wohl teils in ihrer Übertreibungssucht, teils in der Neigung, durch solche Gerüchte alle Fremden von der Berührung mit diesem Volke fernzuhalten. In isoliertem Zustande sehen sie es wohl für ungefährlicher an; jedenfalls besteht diese Neigung.

Trotz des prinzipiell feindseligen Verhältnisses fehlt nicht jeder Handelsverkehr zwischen Chinesen und Lolo. Die letzteren besuchen die Märkte an den Grenzen ihrer Territorien, und chinesische Händler wagen sich zu Zeiten und auf gewissen Strecken in das Lolo-Land hinein, um Gewinn zu machen. Beide Teile verstehen die Notwendigkeit und den Vorteil eines solchen Verhältnisses.

Ein Zug aus dem sozialen Leben der Lolo verdient besonders hervorgehoben zu werden, das ist ihre hohe Schätzung der Frau. Die Frauen machen überall einen



freien, selbständigen Eindruck. Ihr Ruf ist dabei unangetastet, was selbst Chinesen zugeben. Sie haben etwas Vornehmes und Stolzes in Gang und Erscheinung, zumal wenn sie der besseren Klasse angehören. Es heißt, daß sie selbst Stammeshäupter werden könnten. Für einen Fremden ist es ein sicheres Mittel, ungefährdet zu bleiben, wenn er den Schutz einer Frau gewinnt, die ihn etwa als Wegweiser durch ein Stück Land begleitet. Wird der Schützling angetastet, so gilt das als ein großes Verbrechen, dessen Sühne die nächstwohnenden Häuptlinge zu übernehmen haben. — Die Ehe soll gewöhnlich monogamisch sein, natürlich nicht satzungsmäßig, sondern aus praktischen Rücksichten; doch haben Vornehme, Stammeshäupter zwei oder mehr Frauen. —

Was die Religion anbetrifft, so hat der Buddhismus bei den Lolo gar keinen Eingang gefunden. Das ist eine auch für ihren Ursprung und die Zeit ihrer Einwanderung zu beachtende Tatsache. Wenn trotzdem auch Lolo-Leute wohl einmal den Berg Omi besuchen als Wallfahrer[1]), so liegt der Grund darin, daß dieser auffallende Gipfel, schon ehe er buddhistisch war, den Bewohnern der hiesigen Gegend für heilig gegolten hat und davon noch eine Nachwirkung besteht. Hält doch eine Gruppe der Lolo die Überlieferung fest, daß ihre drei Hauptgötter, Lui-wo, Apu-ko und Schuâshê-po ihren Wohnsitz auf dem Omi haben sollen. Die Träger des Kultus sind bestimmte Leute, welche die Kenntnis und Begabung dafür besitzen. Sie sollen die Götter durch Losstäbchen oder durch Verbrennen von Hammelknochen be-

[1]) Baber leugnet das; aber es wurde mir sowohl von Mönchen des heiligen Berges wie von Chinesen bei Tzetati versichert.

fragen. Federn gewisser Vögel, auch die Eckzähne des Moschusbockes, gelten als unheilbeschwörende Zauber. Man kennt auch Tieropfer (Schafe, Rinder, Pferde) zur Sühne bei Notzeiten.



Vial teilt (in Kap. 2 seiner Broschüre) eine Art Mythologie mit, welche Vorstellungen über die Weltentstehung, die Entstehung des Menschen, die Einflüsse eines teuflischen Wesens auf die Menschen und dergl. mehr enthält. Die Angaben erscheinen mir zunächst wenig glaubhaft als echte Lolo-Ideen. Sie nähern sich zu merkwürdig gewissen jüdisch-christlichen Überlieferungen, was argwöhnisch macht, wenn man (S. 11) hört, daß es sich um bekehrte Lolo handelt, von denen der Missionar wenigstens einen Teil seiner Angaben entnommen hat. Jedenfalls gilt das von Vial Mitgeteilte zunächst nur für die yünnanesischen Lolo.

Der Kultus der Lolo scheint im wesentlichen eine Verehrung von Naturgeistern zu sein. Vial berichtet etwas über einen heiligen Stein, dem Opfer dargebracht würden, und der in einem heiligen Gehölze, dessen Zweige nicht verletzt werden dürften, ja das zu gewisser Zeit niemand außer dem Opfernden betreten dürfe, aufbewahrt werde. Mir selbst wurde von Chinesen erzählt, daß sie besondere Stellen in den Wäldern hätten, an denen sie heilige Tiere (die oben erwähnten) schlachteten, um sich dadurch Kriegsglück zu sichern. Viel mehr als solche Andeutungen über ihren Glauben haben wir heute noch nicht.

Diese Bemerkungen mögen genügen, um den Leser im allgemeinen zu orientieren über die Leute, deren Gebiet ich auf meiner Reise jetzt einige Tage lang durchkreuzte. Wir nehmen nunmehr den Faden meines Berichts wieder auf.



Meine alten Leute verließen mich, da sie über mein und meines Pferdes Schicksal im reinen waren. Den Neugeworbenen kündigte ich an, daß wir morgen um sieben Uhr aufbrechen müßten. Wirklich waren wir auch am nächsten Morgen um die angesetzte Zeit so ziemlich mit unsern Vorbereitungen fertig. Aber nun behauptete plötzlich der eine von den mir gestellten Leuten, er sei krank, er könne nicht mit, und legte sich zum Zeichen der Wahrheit auf den Boden, ächzte und krümmte sich. Ich hielt mich an den ältesten der Geleitsoldaten, und der verschaffte mir einen Stellvertreter. Doch brachen wir noch immer nicht auf, obwohl alles fertig war. Sie hatten allerlei kleine Vorwände. Da um acht Uhr kamen, mit ihren Glocken in der frischen Morgenluft klingelnd, von hier und da aus den Häusern des Ortes und von auswärts her eine ganze Anzahl beladener Maultiere und Pferde mit ihren Treibern zusammen, und ich sah, daß man eine große Karawanen-Expedition plante, der ich mich anschließen sollte. Ob diese Karawane schon vorher beschlossene



Sache war und ich es gerade so traf, daß wir zusammen gehen konnten, oder ob sie sich, als meine Absicht hier bekannt wurde (seit vorgestern), gebildet hatte, um den Schutz meines Passes und meiner Begleitung zu genießen, habe ich nicht herausgebracht: Tatsache war, daß ich mit über zwanzig fremden Lasttieren und einer entsprechenden Zahl von Treibern aus Tzetati loszog. Meinen Leuten schien die große Gesellschaft sehr willkommen zu sein. Ich meines Teils bekümmerte mich nicht viel um die Karawane, ließ sie mit meinen Lasttieren eine gute Strecke vorausziehen und ritt nebst zwei Fusungs (Schutzsoldaten) gemütlich hinterdrein.

Der Morgen war schön, aber heiß und windstill. Die Straße zog sich vom Tung allmählich in süd-süd-westlicher Richtung fort und führte einen Paß hinan, der mit seinen 1450 Metern sich um fast 500 Meter über die Höhe von Tzetati erhob. Die Flächen an diesen Bergen waren alle gut bebaut, vor allem mit Mais, aber auch mit Buchweizen. Hinter dem Passe blieben wir längere Zeit ziemlich auf gleicher Höhe, der Weg lief am Hange der Berge hin, die links zu einem tiefen Tale abfielen, in welchem ein Nebenfluß des Tung hinrauschte. Jenseits erhoben sich wieder Berge. Die Aussicht war hübsch und mannigfaltig, in weiterer Entfernung nach allen Seiten Berggipfel. Der Weg, obgleich nur ein schmaler Pfad, war zum Reiten sehr bequem. Menschen traf man selten und sah auch in der Weite auf den Bergabhängen kein Leben. Doch mußten ja hin und her zwischen diesen Bergen Wohnungen sein, von denen aus

die immer von Zeit zu Zeit wieder auftauchenden Felder bestellt wurden, und nach ein paar Stunden kamen wir auch an einer Ansiedelung vorüber. Es waren ein paar ärmliche Chinesenhäuser und Scheunen, etwas Baumwuchs und Garten dabei, dann aber noch ein Bauwerk, welches sogleich die Hauptaufmerksamkeit auf sich zog, nämlich ein starker, aus Bruchsteinen aufgeführter viereckiger Turm, etwa 15 Meter hoch, mit langen Spalten als Fenstern, einem schweren Bohlentore, einem wenig schrägen ziegelgedeckten Dache. Ich fragte meine Begleiter, was das bedeute. Es sei ein Tchiao fang oder Tchiao lou, sagten sie, ein Schutzturm für Zeiten der Gefahr. Denn die wilden Lolo hier in den Bergen unternähmen von Zeit zu Zeit Raubzüge gegen die Chinesen, und bei einem solchen Überfall rette man sich in diese Türme. Sie bildeten von nun an lange Zeit, bis tief nach Yünnan hinein, ein Wahrzeichen der Gegend, durch die mein Weg führte, und bezeugten durch ihr bloßes Dasein das feindselige Verhältnis zwischen Lolo und Chinesen, von welchem oben die Rede war.

Um Mittag stiegen wir zum Tale des erwähnten Flusses hinunter, durchschritten ihn, der seicht genug war, und verloren uns an seinem rechten Ufer im malerischen Buschwald. Ein wildes Geschlinge von Gesträuch, Lianen und Ranken, niedrigen Bäumen und Stauden war es, durch das der Weg sich oft nur wie eine Linie hinzog, überschattet und umwuchert, dann auch einmal überströmt von einem Wässerlein. Im ganzen mit dem Flusse Richtung haltend erhoben wir uns langsam wieder mehr. Allmählich traten

die Berge weiter zurück, und ein breites Hochtal mit Wiesen und Anbau entwickelte sich. Hier war es, wo wir auf das erste Lolo-Dorf stießen.

Ich fand mich gerade ganz allein. Die „Mäuler“ waren mit den Treibern weit voran, meine Fusungs dagegen eine Strecke weit zurück geblieben. Während ich in Gedanken dahinritt, sah ich etwas seitab einige geringe Hütten aus Mattenwerk und Holz. Mehrere Frauen und Kinder hielten sich in der Nähe auf. Die Kinder liefen eilig und entsetzt vor mir davon. Eine eigentümliche Kopftracht der Frauen und Mädchen machte sich zuerst bemerklich, denn sie trugen ein in besonderer Weise vier- oder fünfeckig gefaltetes Tuch über dem Haar befestigt. Sofort fiel mir auch ins Auge, daß sie Röcke trugen, die mit aufgenähten Falten verziert waren. Das ist etwas völlig Unchinesisches. Zugleich kamen mir auch ihre Gesichter, da ich mich nun mehr genähert hatte, nicht chinesisch vor. Da schoß es mir durch den Kopf, daß ich hier die ersten Vertreter der Lolo vor mir habe. Nun hörte ich sie auch sprechen; das war kein Chinesisch. Sie bewiesen keine Scheu vor mir, obwohl keiner ihrer Männer sich in der Nähe befand, und eine Alte fragte mich munter: Mantchia? Das ist die Bezeichnung für Tibetaner, denen sie mich vielleicht zuzählte. Wenige Minuten darauf erreichte ich eine größere Ansiedelung von vielleicht 20 Hütten. Hier sah ich auch Männer, welche der seltsame Aufputz des Haares, das über der Stirn zu einer Art Horn geflochten ist, deutlich als Lolo kennzeichnete. Gleich hinter diesem

Dorfe holten mich meine Fusungs ein und bestätigten mir, daß wir unter den Lolo seien.

Auf dem weiteren Wege begegneten uns noch drei von ihnen, ein Alter, ein junger Mann und ein Knabe, alles angenehme Gesichter. Der Mann hatte ein Amulett auf der Brust hängen, ein schwarzes Stück Wollzeug, auf welchem vier Zähne von dem Moschusbock sowie ein paar rote Lappen festgenäht waren. Die Zähne kannte ich in solcher Bedeutung vom Berge Omi her, wo sie auch als zauberkräftige Mittel an Pilger verkauft werden. Der junge Bursche trug ein Huhn. Ich fragte meinen Fusung auf chinesisch, ob ich es kaufen könne, indem ich erwartete, daß er sich mit den Leuten irgendwie in ihrer Sprache verständigen werde. Zu meiner Überraschung hatte aber der Lolo mich verstanden und antwortete direkt auf chinesisch, er habe das Huhn erst selbst gekauft und könne es nicht verkaufen. Die Leute zeigten weder gegen mich noch gegen meine Chinesen etwas Feindseliges. Nicht lange danach erreichten wir unser Quartier, wo die Maultier-Karawane schon eine halbe Stunde vorher eingetroffen war. Dies Quartier befand sich in einem der schon erwähnten Schutztürme. Es war mir sehr willkommen, daß ich auf diese Weise solch einen Turm genauer auch von innen kennen lernte.



Er war viereckig, mit dem Dache etwa 18 Meter hoch, aus behauenen Steinen dauerhaft erbaut und mit Mauern von beinahe einem Meter Dicke. Unmittelbar an ihn herangebaut war ein Schuppen, welcher als Küche,

Unterkunft für Kulis und Soldaten, dann aber vor allem als Stall für die Reit- und Lasttiere diente. In der Nähe lagen ein paar kleine Gärten und Felder, dann begann die Wildnis, Wiesen und Gebüsch. Der Turmeingang öffnete sich in den anstoßenden Schuppen, von welchem eine gewöhnliche Tür zunächst in einen durch eine Feldsteinmauer abgegrenzten Hofraum führte. Das Tor des Schutzturmes war aus schweren Bohlen hergestellt, die mit starken querüber zu legenden Balken verrammelt werden konnten, wie man das sonst auch bei chinesischen Toren macht. Es stand jetzt offen, und ich tappte hinein, um mir drinnen irgendwo meine Lagerstätte zu suchen. War schon in den Schuppen durch die paar Fensterlöcher nur spärlich Licht eingedrungen, sodaß man, zumal es bereits dämmerte, recht vorsichtig durch Menschen, Tiere und Gepäck seinen Weg suchen mußte, so wurde es in dem Turme ganz dunkel. Fenster gab es zunächst gar nicht. Ich fand mit Hülfe meines Fusung schließlich eine rohe Holztreppe, welche in eine Art erster Etage führte. Hierher fiel von ganz oben und durch ein paar schmale Öffnungen der Wand etwas Helligkeit. So bemerkte ich, daß die Mitte des Turmes hier durch einen Bretterverschlag eingenommen war, der einen für sich abgeschlossenen Raum, ein Zimmer, bildete, natürlich ohne Fenster. Durch Ritzen schimmerte Lampenschein; auch spürte ich einen leichten Opiumqualm. Die Stätte hatte also schon ihren Bewohner. Es war ein chinesischer Händler, der vor mir hier angekommen war, und dessen sechs hübsch aufgeputzte Soldaten

ich schon unten bemerkt hatte. Chinesische Händler durchziehen, wie schon oben erwähnt, gewisse Linien des Lololandes nicht selten. Es ist natürlich ein gewagtes Geschäft. Die Situation mag ähnlich sein wie die der römischen Handelsleute, welche zu Caesars oder Tacitus' Zeit die Wildnisse unseres deutschen Vaterlandes durchwanderten. Mein Fusung äußerte sein Bedauern, daß ich das bereits okkupierte „Zimmer“ nicht benutzen könne. Ich ging indes gern noch höher. Eine zweite Holzstiege führte nämlich nun weiter bis direkt unter das Dach. Die Mauern liefen unter dem Dache in Form von Zinnen aus mit Zwischenräumen von Mannesbreite. Über diese Zinnen senkten sich die Ziegel des Daches etwas nach unten vor, lagen aber nicht fest auf der Mauer. So blieb hier Raum für Licht und Luft. Auch in diesem Obergeschoß fand sich ein Bretterverschlag in der Mitte; doch zog ich vor, mich nicht so von der frischen Luft abzusperren, und bereitete mir mein Lager außerhalb desselben auf dem Boden. Um mich her standen große Körbe, meistens mit Mais gefüllt, denn der Turm diente offenbar auch als Getreidespeicher. Ich warf zwischen den Mauerzinnen durch noch einen Blick auf die Gegend. Der Abend und ein feiner Nebelregen verdeckte die weitere Ferne; in der Nähe bot sich ein melancholisch reizvolles Bild: ein paar Bäume, Tannen und Birken, Gebüsch und Berghalde, über die ein Wässerlein hinrann, verlorne Stückchen Feld, kein Haus weiter ringsumher und keine Menschen. Die Temperatur war angenehm frisch, da wir uns in der Höhe von beinahe

2200 Meter befanden, wie ich mit dem Siedethermometer feststellte.

Um nach meinem Pferde zu sehen, begab ich mich noch einmal hinunter. Es ging sehr lebhaft zu in dem überfüllten Schuppen, wo die Tiere an ihren Krippen und die Menschen um ihre Feuer sich's wohl sein ließen. Der Älteste meiner Kulis teilte mir mit, daß wir morgen einen sehr schweren Tag vor uns hätten und früh aufbrechen müßten. Die Tagesstrecke betrage 130 Li, und vorher sei keinerlei Unterkunft zu finden. Da ein Li in diesen Gegenden nach unserer Marschweise etwa sechs Minuten beanspruchte, so ergaben sich dreizehn Stunden. Das Terrain sollte sehr schwierig sein. Wir würden den ganzen Tag durch Lologebiet ziehen und auch in einem Lolodorfe übernachten müssen. Das alles machte mich natürlich recht gespannt. Mit gutem Appetit verzehrte ich eine aus Tsamba hergestellte Suppe sowie einige gebratene Kartoffeln, die noch von Tatchienlu herstammten, und überließ mich dann in dieser romantischen Umgebung unter dem Dache des abenteuerlichen Festungsturmes der Ruhe.



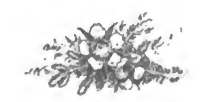
Am nächsten Morgen war alles um 5 Uhr auf den Beinen. Während ich noch auf mein Frühstück warten mußte, machte sich die Maultier-Karawane bereits davon, ich hörte ihre Glöckchen in der Morgenluft verklingen und

holte sie den Tag über auch nicht wieder ein. Diese Tiere, von ihren Treibern beständig angefeuert, schritten tüchtig aus und waren selbst beladen schneller als ein gewöhnlicher Menschenschritt. Bei mir blieben nur die zwei Fusungs. Mit ihnen war ich eine halbe Stunde später auch auf dem Wege. Von der schon eigentümlich wild und öde gelegenen Herberge begann nun ein Tagemarsch so eigenartig, durch solch malerische Wildnis, daß schwer ein Bild davon zu geben ist. Die ersten vier Stunden ging es gleichmäßig bergan, bis wir eine Höhe von ungefähr 2900 Meter erreicht hatten. Auf dieser Strecke des Anstieges kletterten wir anfangs durch oder über wild zerstreute Geröllblöcke, bei denen von Reiten keine Rede sein konnte. Dann entwickelte sich, indem das Geröll feiner wurde, ein sichtbarer Pfad, den aber Sumpf und fließendes Wasser oft unbequem machten. Ringsherum Wald, dicht und wild, über dem weiterhin matte Umrisse von Höhen, in Nebel gehüllt, hervorsahen. Zeitweise umzog der Nebel auch uns und feuchtete als Regen den schon von Nässe triefenden Wald und Boden neu an. Lange, reizende Moosgewinde, in deren Härchen sich die Tropfen der Nässe glitzernd fingen, hingen in großen Mengen an den Bäumen nieder. Ranken und Zweige zogen sich dicht über den Weg, sodaß ein Mensch sich bücken mußte, um durchzukommen. Blumen schmückten das verschlungene Dunkel zu beiden Seiten in immer neuer Schönheit. Kein Mensch, kein Haus, kein Feld alle die vier Stunden hindurch. Nur einmal begegnete uns ein



Lolo, der sich in das Dickicht drückte und uns scheuen Auges vorbeipassieren ließ. In diesen Urwäldern und Berghöhen sowie hinter ihnen müssen diese wilden Stämme allerdings ein sicheres Versteck finden und mögen sich hier noch lange Jahre mit den Tieren der Wildnis gemeinsam der Unabhängigkeit freuen.

Nach etwa zwei Stunden änderte sich der Weg. Der Boden war eine Art Moor geworden, über das man Bohlen gelegt hatte, um einen Pfad herzustellen. Dieser Bohlenweg zog sich recht lange hin. Er überraschte mich sehr, denn er zeigte, daß durch diesen abgelegenen Urwald mit großem Aufwand von Arbeit künstlich eine Straße angelegt war. Wem hatte man das zuzuschreiben? Ich erfuhr, daß der chinesische Beamte in Mien ning einige Jahre vorher diesen Weg, die direkteste Verbindung zwischen Mien ning und Tzetati, hergestellt hatte, vielleicht um ihn zu einer Hauptstraße zu machen. Der Unsicherheit, welche mit dem Reisen durch Lolo-Gebiet verknüpft ist, hatte er dadurch zu begegnen gesucht, daß er einen angesehenen Lolo-Führer gefangen genommen und als Geisel für die Sicherheit der Passanten in seinem Yamen festgehalten hatte. Vielleicht war es noch diesem energischen Vorstoß zu danken, daß auch mein Durchzug so ungehindert verlief. Für den künstlichen Weg, den der Distriktvorsteher in diesem Moorwalde angelegt hatte, konnte ich mich ihm aber kaum noch verpflichtet fühlen, denn er war in einem so entsetzlichen Zustande, daß es ohne jede menschliche Nachhülfe hier schwerlich viel schlimmer hätte aussehen können. Die Bohlen





waren im Laufe der Zeit unter all der Feuchtigkeit verrottet, zerbrochen, versunken, sie wechselten nun mit dem sumpfigen Terrain ab, und machten das Gehen stellenweise höchst unsicher, besonders für das Pferd. Der Wald umgab uns immer gleichmäßig mit seinem düsteren Ernst. Verschiedentlich war einer der Baumriesen über den Weg gestürzt und sperrte die Passage. Dann mußte man einen Umweg durch das Dickicht machen, der, obwohl man merken konnte, wie unsere Maultiere uns vorgearbeitet hatten, doch jedesmal recht beschwerlich war. Fließende Wässerlein schossen oft über den Weg, dem Flusse zu, welcher sich zu unserer Linken uns entgegen von den Höhen herab ergoß. Mehrere Male überschritten wir auch diesen Fluß, jedesmal auf einem oder zwei recht dünnen Baumstämmen. Das Pferd watete natürlich durch das Wasser.

Gegen 10 Uhr waren wir auf einem weiten Plateau angekommen, wo sich der Wald lichtete. Nur Buschwerk, Stauden und Blumen bedeckten weithin den Boden, besonders auffallend waren die zahlreichen über mannshohen Disteln mit großen weißen Kronen. Weite Aussicht gab es nicht, in einiger Entfernung stieß der Blick auf bewaldete Hügel, um welche Gewölk hing. In südwestlicher Richtung stiegen wir dann von dem Plateau wieder etwas herunter und durchzogen eine breite Senkung. Mais- und Buchweizenpflanzungen, auch etwas Hafer zeigte an, daß menschliche Wohnungen nicht fern sein mußten. Bald tauchten auch mehrere Lolo-Häuser vor uns auf. Sie waren ohne Steinmauerung, nur aus Holz und Mattenwerk gebaut, machten

aber keinen unfreundlichen Eindruck. Vor allem überraschte die sichtliche Sauberkeit. Die Dächer waren bei einigen Hütten aus dünnen Brettern, bei anderen auch aus Matten gebildet, zur Beschwerung dienten Steine. Vor den Häusern befand sich öfter ein von einer Lehmmauer umgebener Hof, ein Stück Garten in der Nähe war in der Regel umzäumt. Obwohl meine Leute sich sträubten und beteuerten, daß wir keine Minute Zeit verlieren dürften, wollte ich mir eine solche Behausung doch etwas näher ansehen. Ich trat daher durch das einfache Holztor auf den Vorhof eines Hauses. Der tennenartig feste Boden war sauber gefegt. Auf ihm saß eine Frau, die mit einem sehr primitiven Webstuhle an der Arbeit war. Sie weben die Wolle ihrer Schafe zu groben Kleidungsstücken, welche auch als Handelsgegenstand unter Chinesen und Tibetanern geschätzt sind. Eine andere Frau saß in der Nähe, gleichfalls am Boden, und ordnete ihr Haar. Beide waren erstaunt bei meinem Eintritt, doch keineswegs erschrocken oder außer Fassung. Sie hielten mit ihrer Beschäftigung inne und betrachteten mich. Sie waren von mittlerem Alter, zeigten angenehme regelmäßige, durchaus nicht mongolische Züge, auch war ihre Hautfarbe nicht so dunkel wie die der arbeitenden Klassen unter den Chinesen. Beide trugen, soviel ich sah, eine Jacke und einen Rock, welcher etwa vom Knie an bis nach unten in Falten genäht war, die je 1—2 Finger breit, ringsherum lagen. Am Halse wurde bei der einen die Jacke durch eine anscheinend silberne Spange zusammengehalten. Eine der Frauen rief laut einige Worte in ihrer Sprache.

Gleich darauf kamen ein paar Männer und noch einige Frauen zum Hoftor hinein. Die Männer trugen eine weite Hose und Jacke, darüber aber einen dunklen Mantel nach Art unserer Radmäntel, aus Schafwolle gewebt. Das Auffallendste war der Haarputz der Männer. Sie binden nämlich, wie schon erwähnt, das Haar, das schwarz und von starkem Wuchs ist, so auf, daß es über der Stirn hornartig nach vorn vorspringt. Das gab den Gesichtern, die übrigens ohne Frage sämtlich mehr indoeuropäische als chinesisch-tibetanische Bildung zeigten, etwas Wildes. Sie verhielten sich aber alle ruhig und freundlich. Einem, der etwas Chinesisch verstand, drückte ich den Wunsch aus, einen Schluck Wasser zu trinken. Er und eine Frau begleiteten mich sofort in die Hütte. Sie war außerordentlich einfach, aber erfreulich sauber. Eine Wand aus Flechtwerk zerlegte sie in zwei Teile. Ein Holzgefäß mit Wasser stand auf einer Bank, ein Schöpfer lag daneben. Außerdem bemerkte ich nur die Herdstelle und eine Anzahl hölzerner Gefäße, einige Porzellanschälchen, die offenbar chinesischen Ursprungs waren, und einen mächtigen Kessel, sonst keinerlei Einrichtungsgegenstände. Benehmen und Bewegung dieser Leute hatte etwas Freies und Selbstbewußtes. Sie verrieten keine Spur von Neugier, Zudringlichkeit oder Erregung, obwohl ich der erste Europäer sein mochte, den sie sahen. Als ich zu meinen Leuten, die außerhalb des Hoftores gewartet hatten, zurückkehrte, trieben diese zu eiligem Aufbruch; ich habe zuviel Zeit versäumt. Auf dem weiteren Wege bemerkte ich noch mehr Hütten, ähnlich der besuchten.

Sie lagen etwas vereinzelt durch das Tal hin, Felder und Gärten um sie herum. Sobald wir über das Gebiet der Ansiedlung hinaus waren, erwartete mich an einer umbuschten Wiese ein Treiber mit dem einen der Lasttiere, welches meine Eßvorräte trug, sodaß ich einen kurzen Mittagsimbiß, zwei rohe Eier, Honig und Brot, verzehren konnte. Auch meine Leute aßen eine Kleinigkeit. Während wir uns dazu auf den Rasen niederließen, erschienen plötzlich aus dem Gebüsche vier oder fünf Lolo-Männer. Einer von ihnen trug eine Flinte, einen ganz primitiven Vorderlader mit verrostetem langen Lauf, zwei andere hatten Schwerter oder besser große Schlachtmesser, von denen eines freilich in einer Lederscheide steckte, die an einem mit weißen runden Hornstückchen besetzten Gehenk befestigt war. Die Leute sahen nicht eben wohlwollend aus, sie sagten nichts und standen nur vor uns da, indem sie uns scharf im Auge hielten. Mir ist wahrscheinlich, daß sie uns schon länger von dem Dorfe aus ungesehen verfolgt hatten, um festzustellen, wo wir blieben und was wir vorhätten. Die drei Bewaffneten waren bunter aufgeputzt als die Männer, welche ich vorher gesehen hatte, die andern zwei trugen den gewöhnlichen Lolomantel, alle zeigten den seltsamen Haarschmuck über der Stirn. Ich benahm mich möglichst unbefangen und freundlich, bot ihnen von meinem Mahl an, was sie ausschlugen, zeigte ihnen einiges von meinen Sachen

und bat um Erlaubnis, ihre Waffen besehen zu dürfen. Ob sie mich verstanden, weiß ich nicht, denn sie erwiderten nichts und blieben in einer unbeweglichen Haltung, doch überließ mir der eine nach kurzem Sträuben seine Flinte zur Besichtigung. Es war dieselbe Art, wie ich sie schon bei Chinesen gesehen hatte. Um abzuschießen, wurde Pulver auf die Pfanne geschüttet, dann ein Zündfaden mit einer Art Sprungfeder von der Seite her auf das Pulver geschnellt. So unhandlich solche Gewehre zu sein scheinen, sollen sie doch mit großer Geschicklichkeit gebraucht werden. Bei mehreren der Lolo bemerkte ich auf der Brust hängend ein eigentümliches Büchslein aus Holz oder Hirschhorn. Ich vermutete ein Amulett darin und erkundigte mich vorsichtig. Sie zeigten es mir, es enthielt eine ganze Anzahl von kleinen Zündfäden. Ich habe dasselbe Ausstattungsstück auch später noch öfter bei Lololeuten bemerkt. Sie müssen also wohl regelmäßig von Feuerwaffen Gebrauch machen, die sie jedenfalls von Chinesen einhandeln. Wir schieden von diesen Männern vollkommen friedlich.

Die Nachmittagswanderung wurde sehr anstrengend. Ein Wald ähnlich wie der am Morgen nahm uns auf; der Weg stieg bald wieder langsam empor, auf Felsboden zum Glück, sodaß man wenigstens festen Grund unter den Füßen hatte. Ein Wildbach mit prachtvollem blaugrünen Wasser strömte zur Linken uns entgegen von den Höhen herab, sein Tosen verschlang oft jeden anderen Laut. Wundervoll war die frische Kraft dieses ungebändigten Wassers

anzusehen, dessen schöne Farbe oft fast völlig von Schaum verdeckt wurde. Ich fürchtete nur immer, die Felsen, welche zur Rechten so dicht an den Strom herantraten, würden uns schließlich zu einem Übergang zwingen, und das mußte dann bedenklich werden. Allein wir hielten uns glücklich auf dieser Seite, wenn auch der steinige Pfad manchmal nur soeben unter überhängenden Klippen am Wasser sich hindrängte. Endlich mündeten wir wieder in weiteres, von Buschwald bedecktes Terrain aus. Hier bekamen wir starke Regengüsse, und was dabei an uns noch trocken blieb, das wurde eingeweicht, wenn wir bei Überschwemmungen oder Moraststrecken seitab durch das Dickicht einen Weg suchen mußten. Denn das Gezweig des Zwergbambus, welches hier das Unterholz bildete, triefte von Nässe. Der Boden war jetzt wieder völlig sumpfig. Obwohl wir im ganzen etwas höher kamen, ging es noch viel auf und nieder. Häuser und Menschen trafen wir stundenlang so wenig wie am Morgen. Endlich erreichten wir eine Art Hochebene. Das Gehölz ließ nach, Anbau begann. Hin und wieder bemerkte ich Ansiedelungen, sie lagen aber vereinzelt. Es war sehr unsicheres Gehen auf dem schlüpfrigen Lehmboden, und mehrfach glitt ich aus, nicht eben zum Vorteil meiner so wie so schon merkwürdig aussehenden Kleidung; aber Reiten war noch weniger ratsam. Als die Dämmerung hereinbrach, zeigte mir der eine der Fusungs in der Ferne eine leichte Rauchsäule, welche unser heutiges Ziel bezeichne. Wir mußten freilich noch zwei Flüsse durchwaten, aber ehe es ganz dunkel wurde, nahm uns doch das Nachtquartier auf.

Ein wunderliches Quartier in der Tat! Hier waren wir in einer richtigen Lolo-Wohnung und umgeben von diesen seltsamen Leuten. Der Ort hieß Yieli. Er dehnte sich mit zerstreuten Wohnungen weithin über die ganze Hochfläche aus. Das Haus, in welchem wir untergebracht waren, stand mit einem kleineren Nebengebäude ziemlich isoliert. Es war nur aus Holz gebaut, Baumstämme bildeten das Gerüst, welches mit Bambusmatten überkleidet war, Bretter, mit dicken Steinen beschwert, dienten als Dachziegel. Das Dach war breit und wenig abschüssig, am First etwa von doppelter Manneshöhe. Die Form des Hauses war ein Rechteck, zu dem an der Vorderseite eine einzige Tür aus Bambusgeflecht hineinführte. Das Innere bildete einen großen Raum; nur hinten links war eine kleine Abteilung durch Mattenwerk besonders abgeschlossen für die Frauen. Pferde und Maultiere waren größtenteils in dem Nebengebäude, das hauptsächlich für solchen Zweck bestimmt schien, untergebracht, einige jedoch auch mit uns unter demselben Dach, hinten rechts, dem abgeschlossenen Raume gegenüber.



Als ich ankam, fand ich die Leute der Maultierkarawane mit einer Anzahl von Lolo vergnügt um ein riesiges Feuer gleich links am Eingang hocken, sich an den glühenden und flackernden Blöcken zu wärmen. Denn die Temperatur war niedrig, 60° Fahrenheit, und man empfand die Kühle bei der Nässe unangenehm. Bänke oder Sitze oder erhöhte Lagerstätten waren in der ganzen Wohnung nicht zu sehen; die Leute saßen auf dem Boden oder auf einem Klotz Holz,

der demnächst ins Feuer wandern sollte. Doch sorgten meine Fusungs bald dafür, daß mir mit Hülfe meiner Kisten und einiger roher Bretter, die draußen vor der Hütte lagen, eine Stätte bereitet wurde, auf der ich meinen Schlafsack ausbreiten konnte. Dann säuberte ich mich und brachte mich auch sonst in behaglicheren Zustand, während meine Leute mir Reis kochten. Durch das armselige Bretterdach tröpfelte es unangenehm hindurch, da draußen der Regen noch immer anhielt, aber ich brachte eine meiner Wachstuchdecken als eine Art Baldachin an, der mich schützte.

Die Lolo des Hauses waren nicht unfreundlich, aber zurückhaltend, ähnlich wie die, welche ich am Morgen gesehen hatte, sie bekümmerten sich wenig um mich. Die Frauen hielten sich mehr in dem Verschlage hinten in der Ecke. Ich hatte erwartet, hier ein Huhn oder Eier erwerben zu können; aber eine Anfrage, die ich durch meine Kulis an die Lolo richtete, ergab negatives Resultat. Eine anscheinende Kleinigkeit führte indes einen Umschlag herbei. Sie mußten mich ja wohl für einen weisen und besonderer Zauberkräfte kundigen Mann halten, denn nach einigem Tuscheln uud Beraten kam eine alte Frau zu mir heran und setzte mir in einem schwer verständlichen Chinesisch, das meine Fusungs mir verdeutlichten, auseinander, sie sei krank, habe Leibschmerzen oder etwas Ähnliches, ob ich nicht eine Medizin dagegen hätte? Nun führte ich eine kleine Reiseapotheke mit mir und gab der Leidenden ein ganz harmloses Mittel gegen Verdauungsstörung, zeigte ihr auch, wie sie es einzunehmen habe. Mit einem wahrhaft

rührenden Glauben nahm sie das weiße Pulver, war sehr dankbar und meinte nach ein paar Minuten schon, es sei besser. Darauf kamen sie alle zu mir heran, wurden viel zutraulicher, verschiedene hatten mit einemmal auch Schmerzen im Leibe, andere wünschten ein Zaubermittel für ihre Augen usw. Ich teilte noch einige Gaben aus und beglückte sie sehr. Es dauerte nun auch gar nicht lange, da kam jene Alte mit einem jungen Huhn heran, das sie mir anpries, und als ich es bezahlen wollte, wehrte sie sehr heftig ab: das sei für die Medizin. Ein anderer brachte zwölf schöne frische Eier. So kam ich auf ärztlichen Umwegen noch zu einem angenehmen Abendessen, denn das Huhn erwies sich als prachtvoll zart. Auch war jetzt ein gutes Einvernehmen zwischen uns hergestellt. Freilich konnte ich nicht verstehen, was sie mit Lachen und munteren Gesichtern unter sich verhandelten, aber ich merkte deutlich, daß sie mir freundlicher gesinnt waren. Erstaunt umstanden sie mich, als ich durch den Siedethermometer die Höhe feststellte (2590 Meter), und mögen den seltsamsten Spuk dahinter vermutet haben.

Als ich mich endlich in meinen Schaffell-Schlafsack hingestreckt hatte, während der Regen auf das Bretterdach und vereinzelt auf die Wachstuchdecke tropfte, die Pferde hinten noch zuweilen etwas stampften und schnaubten, die letzten Flammen der großen Holzblöcke vom Eingang her durch den langen dunklen Raum und um die säulenartigen Pfähle spielten, welche das Hausgerüst trugen, alle Leute irgendwo auf dem Erdboden schlummernd — da

ging mir das Abenteuerliche und Eigenartige der ganzen Situation noch lange durch den Kopf. Die unmittelbare Berührung mit einem Stück unbekannter Menschheit, hinter dem sich allerlei ethnologische, geschichtliche, religiöse Geheimnisse bergen mögen, hat etwas Aufregendes. Mit großem Bedauern mußte ich daran denken, daß der nächste Tag bereits mich weiter führen werde, wie es bei meinem einmal angelegten Reiseplan nicht anders sein konnte, und ich verlor mich in lange, aber freilich fruchtlose Gedanken darüber, welche Forschungen demjenigen möglich sein würden, der, hier angekommen, Zeit, Kräfte und Geldmittel frei zu seiner Verfügung habe. —



Am andern Morgen genoß ich die Ruhe etwas länger als gewöhnlich, und alles um mich her war schon in Bewegung, als ich mich zum Aufstehen anschickte. Die Folge davon war, daß jeder Akt meiner Toilette von einer vergnügten Zuschauerschaft bestaunt wurde. Kaum hatte ich mich gerührt, so waren sie um mich versammelt, und nichts von dem, was ich vornahm, schien zu klein für sorgsamste Beachtung. Unwillkürlich schloß sich eine nähere Besichtigung meiner Gebrauchsgegenstände an, die ich dem munteren Völkchen gern gönnte. Dann teilte ich einige kleine Geschenke aus, Taschentücher, Nadeln und dergleichen, worauf der Dank in Gestalt von Hühnereiern

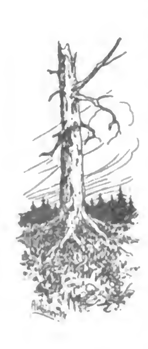
bald folgte. Auch ein Stück ihres grünlichen Buchweizen-Brotes boten sie mir an, das mir jedoch nicht mundete. Schließlich konzentrierte sich die ganze Aufmerksamkeit auf meinen photographischen Apparat. Ohne ihnen eine Andeutung über die Bestimmung des Dinges zu geben, lockte ich sie in ihrer Neugier damit vor die Tür und machte eine Aufnahme von dem verwunderten Haufen neben der Hütte, ehe sie noch selbst ahnten, daß etwas geschah.

Bevor wir aufbrachen, sah ich mich ein wenig in der Gegend um. Man hatte hier offenbar den Urwald gelichtet, der in einiger Entfernung von der Ansiedelung unregelmäßig wieder begann. Der freigelegte Boden war fleißig bebaut; außer Hafer, Mais und Buchweizen sah ich auch Felder mit der europäischen Kartoffel. Diese ist durch Missionare nach der Provinz Szetschuan gebracht und wird in manchen Gegenden heutzutage von den Chinesen ziemlich eifrig kultiviert. Über letztere ist die Frucht dann auch zu den Lolo gekommen. Neben dem Ackerbau treiben die Lolo eifrig Viehzucht. Ich sah Schafherden, untermischt mit einigen Ziegen, ferner Kühe und Pferde weiden. Besonders die Rinder, von schöner rotbrauner Farbe mit weißen Flecken, schmuck und wohlgenährt, zeigten an, das man sich auf Tierpflege verstehe. Der Gesamteindruck der weiten Lichtung mit allem, was so ins Auge fiel, war durchaus nicht der, daß ein elender, niedrig stehender Menschenschlag hier mühsam sein Dasein friste. Vielmehr trat einem aus dem Ganzen eine zwar

einfache, aber kräftige und ausreichende bäurische Kultur entgegen. Abgesehen von Luxusartikeln konnte diesem Volke im Bereiche seiner eigenen Produktion nicht viel fehlen. Von einem meiner Leute, mit dem ich mich über sie unterhielt, hörte ich, daß über dies Dorf ein Oberhaupt herrsche, das sie wählten, und das seine Stellung lebenslänglich inne habe. Der ganze Stamm, dem sie angehörten, dehne sich mehrere Tagereisen weit aus. Auch er hätte einen Häuptling, über den mein Gewährsmann aber nichts Näheres wußte. Wenn eins der Dörfer zu bevölkert werde, sodaß die Felder nicht mehr ausreichten, so zöge eine Anzahl von ihnen tiefer in die Wildnis und legte dort eine Stelle für neuen Anbau offen, indem sie den Wald niederbrennten. Sonst konnte ich nichts Wesentliches herausbringen, als was alle Chinesen bei der Erwähnung des Namens Lolo sofort versichern, daß sie gefährliche Räuber seien und oft über friedliche Dörfer herfielen.

Es war gegen 10 Uhr, als wir aufbrachen, die heutige Tagesstrecke sollte nicht groß sein. Über einen Paß mußten wir wieder hinaus aus der Hochebene und hatten deshalb zuerst zu steigen. Der Weg, wieder von großartiger Waldung eingefaßt, war felsig und also trotz der vielen ihn überspülenden Wasser leidlich bequem. Wieder hingen überall die hübschen langen graugrünen Fasern von Moosen um die alten Baumstämme, ein fantastisch-sonderbarer Anblick. Die Paßhöhe übertraf 3100 Meter um weniges, hatte also ungefähr die Höhe des Berges Omi. Abwärts war der Pfad weite Strecken hindurch nichts

anderes als das Bett eines seichten Bergwassers. Der Wald wurde zuweilen durch Lichtungen unterbrochen, die sichtlich von Menschenhand bewirkt waren und mich an das erinnerten, was mein Chinese von dem Anlegen neuer Dörfer gesagt hatte. Denn obwohl der Boden noch dicht mit Gestrüpp und Blumen bedeckt war, zeigten doch viele Brandstümpfe von Bäumen, daß man dem Urwald hier mit Feuer zu Leibe gegangen war. In der Ferne sah man zuweilen auf einem Bergrücken eine ganze Reihe dieser halbverbrannten Stämme gespenstisch und öde in die Luft ragen. —

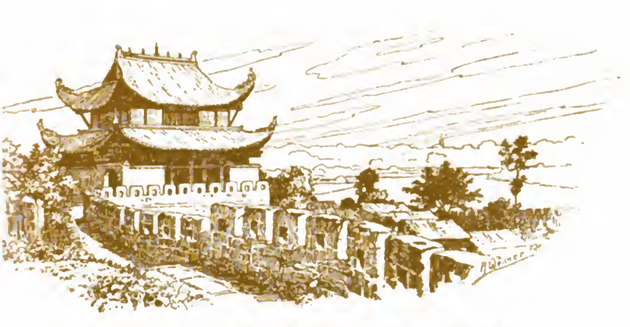


Gegen Mittag nahm die Gegend einen harmloseren Charakter an. Der Wald verlor sich mehr, nach vorne hinaus öffnete sich die Aussicht auf ebenes Land, an dessen Rändern blaue Bergketten standen. Auch an den Seiten zogen sich die düsteren Wildnisse zurück, kahle, ruhige und gleichförmige Hügel traten an ihre Stelle. Der Fluß, welcher mit uns von dem Passe heruntergekommen war, und dessen Windungen und Zuflüsse wir vielfach überschritten oder durchwatet hatten, wurde tiefer und stärker. In das weiche Schwemmland, das wir allmählich betraten, hatte er sich ein breites Bette gebrochen, über welches hinaus an beiden Seiten ein noch weiterer Ausbruch andeutete, bis wohin die Wasser das Erdreich zur Zeit starker Fluten überschwemmten. Als wir in dieser Gegend waren, das friedliche Gebiet mit den Feldern schon vor uns und in dem Gefühl, daß bald wieder Zeichen chinesischen Lebens auftauchen würden, wurden wir durch

eine kleine Schar von Lolo, etwa zehn Mann, aufgehalten, welche bewaffnet hinter einem Gebüsch standen. Der Anführer trat vor, verneigte sich freundlich vor mir und besprach dann etwas mit dem Ältesten meiner Leute. Es hieß, daß man hier eine gewisse Abgabe zahlen müsse, da die passierte Straße eine Nebenstraße sei, keiner der üblichen Hauptwege, und nur durch den Dienst der Sicherheitswache, die sich mir hier präsentiere, vor Räubereien geschützt werde. Der Vorfall sah etwas sonderbar aus. Man hatte meine Lasttiere angehalten, ihr Gepäck abgenommen und auf den Boden gesetzt. Die Männer standen hinter ihrem Anführer in trotziger Haltung, alle bewaffnet, die meisten außer mit Messern noch mit ihren unförmlichen Flinten. Ich gab dem Anführer etwas Silbergeld, soviel ich gerade in der Tasche hatte, worauf er devot dankte und uns ungehindert passieren ließ. Nach etwa einer Stunde kam ich noch einmal an drei ähnlichen Gesellen vorüber, von denen der eine auch besondere Wünsche zu hegen schien und mich anredete. Doch diesmal trieb ich mein Pferd an, machte eine finstere Miene und ritt schnell vorüber, ohne daß sie etwas Weiteres gewagt hätten. Auch waren hier meine Lasttiere nicht angehalten. Wahrscheinlich sind dies leichte Erpressungsversuche, zu denen sich die offene Räuberei herabgedämpft hat.

Am Nachmittag kamen wir wieder in Sicht von Chinesen und erreichten früh den Ort Tatchiao („Großbrück"), benannt nach der tüchtigen Steinbrücke, die hier den Fluß überspannt, mit welchem wir von den Bergen herunter gekommen waren. Die Erhebung über dem Meere betrug immerhin noch etwas über 2100 Meter, doch waren wir aus dem Land der „Wilden" wieder in chinesische Kulturverhältnisse zurückgekehrt. Ich wählte mir diesmal das Torhaus zu meinem Logis, und zwar auch eine „obere Etage", in der ich mich nach Wegnahme der Leiter gut isolieren konnte.

Von hier bis zu der größeren Stadt Mien ning waren nur noch 40 Li, die wir am folgenden Tage bequem zurücklegten. Der Weg war angenehm. Ein mäßiger Paß gleich hinter Tatchiao führte uns noch einmal in die Höhe und gab uns einen Rückblick auf das durchschnittene Lolo-Gebiet. Vor uns lag dann eine weite, angebaute Hochebene, die der erwähnte Fluß durchströmte. Wir zogen an Höhen hin, welche dicht über seinem rechten Ufer lagen, bogen mit ihnen nach Südosten um eine scharfe Ecke, und da begannen auch schon die ersten Häuser von Mien ning uns aufzustoßen. Bald kam dann die respektable, gut instand gehaltene Stadtmauer in Sicht. Gerade über dem Tore, welches uns einließ, befand sich ein großes Torhaus, welches mir wieder als gute Unterkunft in die Augen stach. Doch redeten mir meine Leute viel von dem besseren Quartier in einigen Klöstern und Tempeln dieser Stadt vor, sodaß ich mich wirklich auf die Suche



machte. Es waren aber sämtlich armselige, schmutzige Lokalitäten, und ärgerlich über die verlorene Zeit und das dadurch natürlich bei den Leuten der Stadt erregte Aufsehen kehrte ich zu dem Torhaus zurück.

Über den Toren einer mit Mauern umgebenen Stadt findet man in der Regel in China einen Bau aufgeführt, welcher einerseits dem Eingang ein imponierendes Aussehen geben, anderseits auch oft Götterbildnissen zum Aufenthalt dienen soll. Man ist da auf etwas höherem Niveau als in den Straßen der Stadt, hat meistens mehr frischen Windhauch, genießt auch freiere Aussicht, und der weite leere Raum ist für einen unverwöhnten Reisenden so gut wie irgend einer. Leider gab es diesmal kein Obergeschoß. Und da ich durch meinen Ritt in die Stadt männiglich auf mich aufmerksam gemacht hatte, so war meine Residenz, schon während ich mich häuslich einrichtete, von Hunderten neugieriger Chinesen umlagert. Wenn man seinen Ärger über die zudringliche Art be-

zwingen kann, so ist es ganz amüsant, das chinesische Benehmen in solchen Lagen zu beobachten. Vagabunden und Bettler, auch Kinder, strömen natürlich ohne weitere Rücksicht herzu. Der besser situierte Chinese aber, obwohl ihm die Neugier genau ebenso tief geht, weiß doch sehr wohl, daß ein Begaffen des Fremden sich nicht schickt. Er manövriert dann in seiner Weise. Meist tun sich einige zusammen. Sie machen anscheinend einen Spaziergang, der sie ganz zufällig an des Fremden Quartier vorüber führt. Scheinbar in Betrachtung der Landschaft oder irgend eines harmlosen Gegenstandes versunken, machen sie, wieder rein zufällig, an dem interessanten Flecke Halt. Kommt der Fremde heraus, etwa um aufdringliche Kinder fortzujagen, so blicken sie nicht nach ihm hin, sondern starren wie absorbiert einen Stein der Mauer oder einen alten Balken an, von welchem keiner ahnt, was der eigentlich Anziehendes hat. Wenn sie aber meinen, daß der Fremde sie nicht bemerkt, werden schnelle, gierige Blicke nach ihm geworfen, und wo man, an der Tür oder einer Fensteröffnung vorüber passierend, ein Stück seines Besitzes ins Auge fassen kann, geschieht es mit gleichem Eifer. So spazieren diese Schildbürger stundenlang dort umher. Andere fassen die Sache noch mutiger an. Sie kommen gut angekleidet und anscheinend ganz gemütsruhig direkt zu dem Fremden hinein, indem sie am Eingange die sich drängenden Müßiggänger geringen Schlages ein wenig zurücktreiben und bedrohen, als ob ihnen gutes Benehmen und die Ruhe des Fremdlings sehr

am Herzen läge. Ihn reden sie harmlos an, fest darauf bauend, daß ein höflicher Besuch höflich empfangen werden muß, und haben sie sich erst so eingenistet, dann kleben sie lange fest. Das ist die patronisierende Methode.

In meinem Mauerturm dort hatte ich schon verschiedene Besuche kurz ablehnen und den Volkszulauf mehrmals zurückweisen müssen, als mir ein willkommener Helfer erschien in Gestalt eines starken Gewitters, welches den schwülen Tag beendete. Die Wasser von oben schwemmten schnell alle überflüssigen Zuschauer fort. Ich hatte mich zum Glück gerade vorher mit einigen Brettern und Böcken, die vom Yamen hergeholt waren, häuslich eingerichtet und fühlte mich völlig behaglich während unter wolkengeschwärztem Himmel der Donner dumpf über den Ort hinrollte, die Blitze in schneller Folge durch die Mauerscharten und oben durch die Öffnungen unter dem Dach hereinleuchteten, der Regen prasselnd auf die Ziegel niederschlug und ein Wirbelsturm, der bei der niedrigen Temperatur einen Herbsteindruck hervorrief, das Haus umbrauste. Als das Unwetter nachließ, war es Abend geworden: meine Besucher und Zuschauer war ich für heute los. —

In Mien ning besteht eine katholische Missionsstation, deren Pater ich am nächsten Tage einen Besuch machte.

Ich hatte ihn schon am Morgen früh von meinem Torhause aus gesehen, als er auf einem hübschen Pony von seinem Morgenspazierritt zurückkam. Obwohl er chinesische Kleidung sowie einen Zopf trug und ich ihn nur von hinten und aus einiger Entfernung beobachtete, war es mir doch gleich gewesen, als müsse das ein Europäer sein. Ein undefinierbares Etwas liegt schon in der Gestalt, was den Chinesen vom Europäer scheidet. Bei meinem Besuche traf ich einen frischen jungen Mann, dessen sonnengebräuntes rundes Gesicht ein schwarzer Schnurrbart zierte; er war ein Elsässer, hatte aber sein Deutsch leider zu sehr vergessen, sodaß wir uns französisch unterhalten mußten, hie und da mit Chinesisch, Lateinisch oder Deutsch nachhelfend. Der Pater war erst ein Jahr hier, frisch von Frankreich gekommen, und schien sich in den Verhältnissen und unter seinen Gläubigen ganz wohl zu fühlen. Er nahm mich sehr freundlich auf und behielt mich als seinen Mittagsgast bei sich, was ich mir gern gefallen ließ. Auch war er mir behülflich, daß ich ein Stück meiner Goldbarre in Silber und chinesische Münze umgewechselt bekam. Ich beredete mit ihm meine weiteren Reisepläne. Meine Absicht war gewesen, von Mien ning aus mich gradeswegs durch die westlichen Bergpartien nach dem größeren Orte Yung ning fu, welcher schon in Yünnan, dicht an der Grenze liegt, durchzuschlagen. Mein freundlicher Wirt aber hielt das für unmöglich. Die Gebirgswälder im Westen und Südwesten von Mien ning seien gänzlich undurchdringlich, meinte er, sowohl wegen der natürlichen Schwierigkeiten,



als weil man ganz und gar der Willkür raubgieriger Lolostämme ausgesetzt sei. Einige seiner Konfratres hätten einmal den Versuch gemacht, seien aber nach einem Tage bereits wieder umgekehrt. Ich würde auch sicherlich keine Leute bekommen, die diese Tour mit mir machten. Dagegen riet er mir, zunächst die große Straße von hier nach Ningyüanfu zu verfolgen und mich von dort nach Südwesten zu schlagen. Ich könne dann über Yenyüen und Yungpe eine ziemlich direkte Route auf Talifu los nehmen. Diesem Rate bin ich gefolgt.

Eine Kuriosität im Haushalte des katholischen Missionars, die ich nicht übergehen will, war ein junger, ein paar Monate alter Panther, der sich munter im Hofe herumtrieb. Er war vorläufig noch ungefährlich und ziemlich zahm. Panther, hörte ich, sind in den hiesigen Bergen häufig, ebenso Bären und Wölfe, dagegen gibt es hier, wie man mir sagte, keine Tiger. Vielleicht ist die letztere Behauptung nicht so streng zu nehmen, da doch sowohl weiter nördlich, z. B. in der Höhe des Omi, wie südlicher, in Yünnan, Tiger vorkommen.

Die Briefbeförderung von hier nach Europa geht noch immer nach dem Yangtzekiang zu und diese Wasserader hinab über Shanghai. Das kostet viel Zeit; es können wohl einmal drei Monate darüber hingehen, bis ein Lebenszeichen von hier aus in Berlin oder Paris eintrifft. Ich hatte vorgehabt, meine Briefe von hier durch Hülfe des freundlichen Paters zu entsenden. Doch als er mir vorrechnete, welchen Weg sie nähmen, schien es mir sicherer

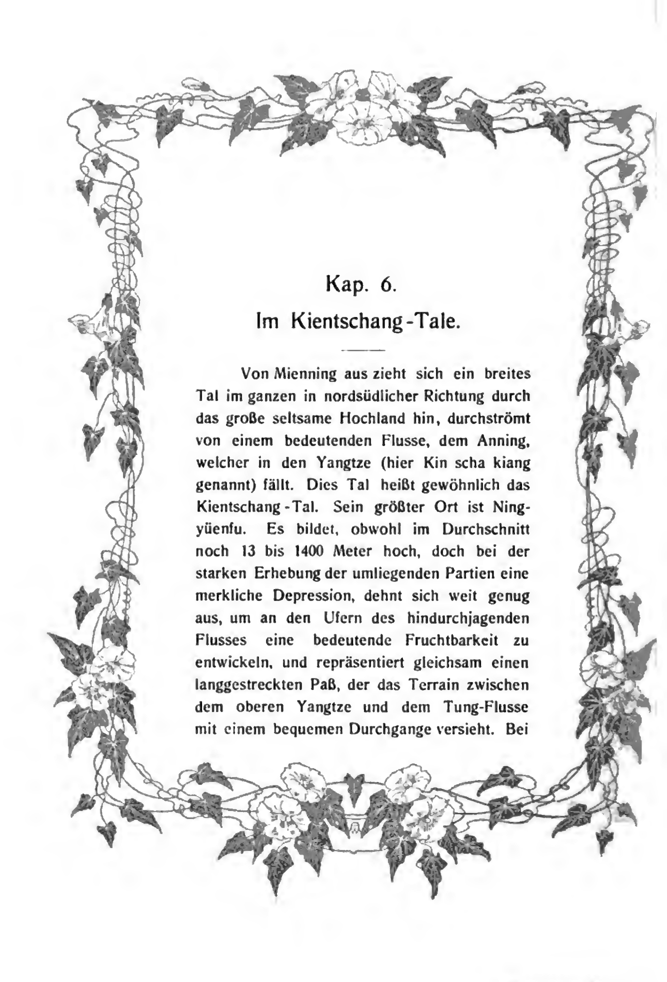
und eben so schnell, sie mit mir weiter zu führen, bis ich sie in Birma der englischen Post würde überantworten können. —

Zwei Rasttage wurden in Mienning gemacht. Die Stadt enthielt eine Anzahl Tempel, welche ich besichtigen wollte. Sie waren sämtlich nicht buddhistisch. Der Buddhismus tritt in diesen südwestlichsten Gegenden Chinas sehr zurück. Die sonst in China so charakteristischen Gestalten der kahlköpfigen grau- oder gelbgewandigen Hoschangs (buddhistischen Mönche) trifft man hier äußerst selten. Von Ningyüenfu sagte man mir, daß am Ufer des dortigen Sees wieder einige berühmtere buddhistische Heiligtümer seien. Doch in dieser Gegend fand man kaum die armseligsten Spuren. Auch darin spiegelt sich die Tatsache wieder, daß China nicht wirklich Herr dieser Gebiete ist. Tibetanische Lamatempel finden sich einzelne verstreut bis nach dem nordwestlichen Yünnan hinunter. Sie gehören den durch einen weiten Raum hin nomadisierenden Tibetanern. Die Chinesen benutzen hier für ihre religiösen Bedürfnisse die Einrichtungen des Taoismus und dessen, was man aus Mangel an einem entsprechenderem Terminus chinesische „Reichsreligion" zu nennen pflegt, und was sich um Ahnen- und Heroenkultus gruppiert. Buddhistische Figuren und Ideen spielen öfters dahinein; aber der Buddhismus als selbständige Erscheinung verschwindet fast. —

Für die Weiterreise mußte ich mein Pferd beschlagen lassen; es hatte nämlich noch nach tibetanischer Weise nur an den Hinterhufen Eisen. Die Tibetaner begnügen

sich damit, soweit sie ihre Pferde überhaupt beschlagen. Da sie die Tiere in der Regel nur für einen oder zwei Tage ununterbrochen benutzen, um sie dann wieder einen Tag auf die Weide zu geben, so genügt der halbe Schutz der Hufe, zumal der Boden „Grasland" ist, wie man wohl direkt das echt tibetanische Gebiet bezeichnet. Reservenägel und -eisen nahm ich mit, weil sie unterwegs nötig werden konnten. Das Beschlagen der Tiere verstehen die Maultiertreiber hier herum alle zur Genüge.

Es war grade Markttag in Mienning, als wir aufbrachen, und während ich durch die von Menschengedränge und Warenständen engen Straßen hinritt, konnte ich die häufigen Lologestalten beobachten, welche hier ihren Handel betrieben. Die Lolo besuchen, wie erwähnt, die chinesischen Märkte ohne Zurückhaltung. Sie hantieren hier auch mit chinesischem Kupfergeld, das sie unter sich schwerlich viel gebrauchen. Die Männer trugen alle den schwarzen oder auch grauweißen ärmellosen Mantel, der aus ihrer Schafwolle gewebt ist, und wenn der Kopf bedeckt war, so verhüllte ihn ein turbanartig gewundenes Tuch, das auch um den vorne aufgerichteten hornartigen Zopf herumgedreht war. Die Frauen gingen in Jacken und dem mit Falten besetzten Rock einher, viele sahen sehr arm und abgerissen aus, doch bemerkte ich auch einige entschieden wohlhabenderen Standes, die sich in ihrer reinlichen hübschen Kleidung, einige Schmuckstücke um den Hals und auf der Brust, sehr stattlich und ganz überlegen neben den Chinesen ausnahmen. Auch der Ausdruck ihrer Gesichter stimmte dazu. —



Kap. 6.

Im Kientschang-Tale.

Von Mienning aus zieht sich ein breites Tal im ganzen in nordsüdlicher Richtung durch das große seltsame Hochland hin, durchströmt von einem bedeutenden Flusse, dem Anning, welcher in den Yangtze (hier Kin scha kiang genannt) fällt. Dies Tal heißt gewöhnlich das Kientschang-Tal. Sein größter Ort ist Ningyüenfu. Es bildet, obwohl im Durchschnitt noch 13 bis 1400 Meter hoch, doch bei der starken Erhebung der umliegenden Partien eine merkliche Depression, dehnt sich weit genug aus, um an den Ufern des hindurchjagenden Flusses eine bedeutende Fruchtbarkeit zu entwickeln, und repräsentiert gleichsam einen langgestreckten Paß, der das Terrain zwischen dem oberen Yangtze und dem Tung-Flusse mit einem bequemen Durchgange versieht. Bei

den später gewiß einmal ins Auge zu fassenden Plänen über eine Verbindung des westlichen Yünnan (und Birma) mit Tatchienlu und dem westlichsten Szetschuan wird das Kientschang-Tal sicher eine wichtige Rolle spielen.

Wir hatten nun wieder eine der gewöhnlichen chinesischen Hauptstraßen unter uns, gepflastert, meist mit Feldsteinen, zum Reiten manchmal wenig angenehm, doch ein großer Vorteil gegen die Waldpfade der vorigen Tage. Das Tal ist von einer außerordentlichen Fruchtbarkeit und überall eifrig angebaut, Dörfer sind häufig. Nach Osten und Westen sieht man die gewaltigen Bergmassen des Hochlandes sich in langen malerischen Linien hinziehen. Die östlichen Gebirge sind höher und unzugänglicher, dorthin liegen die Hauptbezirke der unabhängigen Lolo, ohne daß sie, wie ich schon hervorgehoben habe, darauf beschränkt wären. Im Kientschang-Tale trifft man häufig auf einzelne von ihnen, die zum Handel oder zu anderen Zwecken aus ihren Bergen herunterkommen. Angesiedelt sind sie in der Ebene nirgends. Die hier ansässigen Leute sind dem Grundstock nach Chinesen, doch nicht ohne Beimischung von tibetanischem Blute. Denn die tibetanischen oder halb tibetanischen Sifan leben auch hier überall zerstreut. Der Fluß des Kientschang-Tales, der Anning, bedeutet kein Verkehrsmittel für die Anwohner. Er ist sehr reißend, voll von Strudeln und Untiefen, und man sieht fast nie ein Fahrzeug auf seinen Wellen, welche in diesen Tagen von aufgelöstem Lehmboden ganz gesättigt und tiefrot gefärbt waren.

Eine Erscheinung, welche mir schon vielfach im westlichen Szetschuan, aber nirgends so sehr wie in diesem Tale aufgefallen war, ist der Kropf. Die Entstellungen sind oft ganz ungeheuer und schon an Kindern im Alter von 10 bis 12 Jahren zu bemerken. Die Frauen scheinen im ganzen mehr davon betroffen als die Männer. Die chinesische Anschauung bringt die Kropfkrankheit in manchen Gegenden mit dem Wasser in Verbindung. Besonders auch das Trinken von Schneewasser soll diese böse Wirkung haben. Andere wieder schieben die Schuld auf das Salz, welches in der Nähe der Stadt Yenyüen gewonnen wird und das in diesen Gegenden weite Verbreitung hat. Für ein Heilmittel gegen den Kropf gilt den Chinesen eine bestimmte Art von Seetang, den sie essen. Das Übel wird übrigens allgemein nicht sehr drückend empfunden. Der unangenehme Anblick scheint ihnen wenig zu bedeuten; an der Arbeit, der Erwerbstätigkeit hindert aber der Kropf ja nicht; wenigstens sieht man mit dem Kropf Behaftete in jeder Art von Beschäftigung.

Am Abend erreichten wir den Ort Loku, einen lebhaften Handelsplatz. Hier biegt der Weg, welcher von Norden her aus dem Tungtale über Fulin nach Ningyüenfu führt, eine Hauptstraße, die Baber 1877 verfolgte und später beschrieb, in das Kientschang-Tal ein. Wir gelangten grade noch vor einem drohenden Regen unter Dach, der dann bald mit großer Gewalt niederrauschte. Die ganze Nacht hindurch grollten Gewitter und strömte es vom Himmel. Das hatte für uns eine fatale Wirkung. Auf dem nächsten

Marsche mußten wir nämlich einen etwas beträchtlicheren Zufluß des Anning-Stromes aus den Lolo-Bergen her überschreiten. Als wir aber nicht weit davon in einen Ort Schilung gekommen waren, erfuhren wir, das die starken Niederschläge den Fluß so hätten anschwellen lassen, daß eine Holzbrücke weggeschwemmt und das reißende Wasser unpassierbar sei. Da aber die Fluten sich in der Regel schnell verliefen, so könne man, wenn kein neuer Regen eintrete, den Fluß morgen wohl durchwaten. Ich glaubte dieser fatalen Botschaft, die uns in Schilung festhielt, anfänglich nicht und drang darauf, daß wir weiterritten, um mich am Flusse selbst durch Augenschein zu überzeugen, ob der Übergang wirklich unmöglich sei. Doch begegneten uns bald mehrere Trupps von Treibern mit Lasttieren, welche unverrichteter Dinge von der Übergangsstelle zurückkamen und erzählten, daß ein vorwitziger Versuch heute Morgen mehreren Tieren und zwei Menschen das Leben gekostet habe. Da war offenbar nichts zu machen, und wir suchten Quartier in Schilung. Ich fand es wieder am passendsten auf der offenen Bühne des Marktplatzes. Da wir auch hier gerade einen Markttag trafen, so war das Bild lebhaft und interessant. Unter den handelnden Chinesen waren wieder manche Lolo zu bemerken. Besonders fielen einige gut gekleidete junge Frauen oder Mädchen auf, welche mehrfach ab- und zugingen. Die Art, wie sie mit elastischem Schritt und aufrechter, stolzer Haltung, durch die ihr hoher Wuchs recht zur Geltung kam, unter den Chinesen dahin wandelten, hob ihre vornehme Erscheinung noch besonders

ab. Armseliger freilich sahen die meisten der Männer aus. Obwohl der Handel zwischen Lolo und Chinesen sich leicht und lebhaft abzuspielen schien, war sonst zwischen ihnen kein rechter Verkehr. Die Lolo hielten sich zueinander und wurden von den Chinesen mit sichtlicher Verachtung angesehen. Als das Marktgewühl zwischen 2 und 3 Uhr sich verlaufen hatte, waren noch einige der Lolo-Männer auf den Stufen eines Tempels meiner Bühne gegenüber sitzengeblieben. Ich begab mich zu ihnen hinaus. Sie sprachen etwas Chinesisch und zeigten mir gegenüber keine Scheu. Sie deuteten auf die im Westen liegenden Berge als ihre Heimat. Einer verkaufte mir das Büchschen aus Hirschhorn für Zündfädchen, welches er um den Hals hängen hatte. Alle waren mit Schwertern bewaffnet, doch sah ich keine Flinte.

Zwei der Ortshonoratioren wagten sich die Leiter herauf zu der Bühne, wo ich logierte, um den fremden Teufel näher kennen zu lernen. Ich schenkte beiden, um die Unhöflichkeit, daß ich ihren Besuch nicht erwiderte, gut zu machen, einige Kleinigkeiten. Der ältere von ihnen, ein Herr Hu (auf deutsch etwa Herr Lebelang), schickte mir als Gegengeschenk zwei Bündelchen, eines mit Nudeln (mien), welche die Chinesen gut bereiten und sehr lieben, das andere mit Bohnenkuchen, der aber verdorben war. Die Nudeln schmeckten mir vortrefflich als Abendessen.



Der Flußübergang am nächsten Tage war leichter zu bewerkstelligen, als ich gedacht hatte. Das Wasser mochte sehr gefallen sein, jedenfalls wurde es den Pferden nicht besonders schwer, das Flußbett zu durchwaten. Auf dem weiteren Wege trafen wir wieder Tragstühle an, ein Zeichen, daß die chinesische Kultur nun ganz in ihre Rechte getreten war. An demselben Abende erreichten wir dann Ningyüenfu.



Dies ist die Hauptstadt des ganzen Tales. Sie macht mit einer gut gebauten Stadtmauer, einigen Vororten und dem starken Verkehr auf den Hauptstraßen einen hervorragenden Eindruck. Hier wurde mir der Aufenthalt auf der Bühne des Marktplatzes durch Beamte vom Yamen des Präfekten aus verwehrt, vielleicht weil man zu starke Volksansammlungen fürchtete. Statt dessen wurde mir ein großer, geräumiger Tempel angewiesen. Er war taoistisch, dem sog. Edelstein-Kaiser (Yü hwang ta ti) gewidmet. Das ist ein allgemein in China bekannter Gott, den die populäre Schätzung für die mächtigste der taoistischen Gottheiten ansieht und mit allerlei Mythologie umkleidet hat. Er scheint eine historische Persönlichkeit gewesen zu sein, die erst ein Kaiser der Sung-Dynastie im 12. Jahrh. n. Chr. zum Range eines Gottes erhoben hat. Ich nahm Beschlag von einer Art Plattform vor dem Hauptgebäude, wo ich frische Luft und den Blick in die schönen Baumkronen des Tempelhofes hatte, den eine Anzahl riesiger alter Akazien schmückten. Eine große Menschenmenge drängte sich hinter uns hinein durch das Tor und füllte den Hof, jede meiner Bewegungen

stundenlang mit unermüdlicher Achtsamkeit überwachend. Es war vergebens, sie zurückzuscheuchen. Man muß sie ertragen wie Schwärme von Fliegen oder Mücken. An denen fehlte es leider auch nicht. Um Ningyüenfu dehnen sich in dem fruchtbaren Flußtale weithin Reisfelder aus. Und wo die sind, gibt es auch reichlich Moskiten. Die Hitze war arg, und somit waren alle Annehmlichkeiten eines chinesischen Sommers beieinander.

Etwa eine Stunde südlich von Ningyüenfu liegt ein länglicher See. Er soll einem Erdbeben sein Entstehen verdanken, welches vor mehreren Jahrhunderten eine dort liegende Stadt vollständig verschlungen habe, wobei unterirdische Wasser hervorgedrungen seien und den jetzt bestehenden See gebildet hätten. Daß Erderschütterungen in dieser Gegend öfter vorkommen, steht fest, und auch die jetzige Stadt ist vor etwa 50 Jahren so furchtbar davon heimgesucht, daß nach chinesischen Angaben nur ein einziges Haus unversehrt geblieben wäre. Der See ist an den meisten Stellen sehr seicht, von Schilf und Binsen durchwachsen. An seinem westlichen Ufer begrenzen ihn Anhöhen, der sogenannte Lu schan (Hirschberg). Dort befindet sich eine Anzahl von buddhistischen Heiligtümern, die mir schon in Mienning als die bedeutendsten buddhistischen Kultusstätten dieser ganzen Gegend bezeichnet waren, und denen ich am folgenden Tage einen Besuch machte. Die Ausbeute war aber gering. Der Buddhismus pulsiert auch hier sehr schwach. Es sind etwa fünfzehn Klöster, darunter fünf, welche Taoisten ge-

hören. Die Mönche leben ärmlich, sind vollkommen unwissend und treiben gleichgültig auf einer Tradition dahin, die alle möglichen verschiedenen Elemente, soweit sie nur im Volke Wurzel fassen und die abergläubische Menge herziehen, zusammenknetet. Der Tag war leider ganz besonders heiß und drückend, der Ritt durch die Reisfelder bis ans Ufer des Sees und die Fahrt über denselben, da jeder Lufthauch selbst auf dem Wasser fehlte, kein Vergnügen. Das Umherklettern in den Hügeln von Kloster zu Kloster kostete vollends manchen Schweißtropfen, obwohl die Abhänge ziemlich stark mit Baumwuchs bestanden waren. Jedenfalls kam ich am Abend sehr erschöpft wieder heim und mußte das Vorhandensein der zwei gefährlichen Feinde konstatieren, die den chinesischen Sommer oft dem Europäer verhängnisvoll machen: ich hatte Fieber und Verdauungsstörung. Auf der Reise ist das recht peinlich. Ich befand mich so, daß ich den Aufbruch notwendig um einen Tag verschieben mußte, streckte mich apathisch auf mein Lager und starrte in die schönen Baumwipfel über mir, durch welche in immer neuem neckischen Spiel eine ganze Anzahl fast zahmer Eichhörnchen sich hin und her jagte. Am Abend löste sich die unerträgliche Schwüle des Tages in einem Gewitter, das erst mehrere Stunden grollend uns umzog, dann in der zweiten Hälfte der Nacht mit mächtigen Güssen herunterbrach. Abkühlung trat so allerdings ein; aber es schien, als ob durch die Feuchtigkeit die Moskiten verdoppelt seien; sie richteten mich in dieser Nacht schlimm zu, so-

daß mein Gesicht am Morgen überall die Wunden zeigte. Eine Folge davon war es jedenfalls, daß das Fieber am nächsten Tage mit erneuter Heftigkeit auftrat. Ich blieb lethargisch auf meinem Lager, hatte gerade soviel Sinn für meine Umgebung, daß ich wieder das Spiel der Eichhörnchen beobachtete und mich ärgerte über einen taoistischen Priester und zwei Laien, die sich in dem Hauptheiligtum dieses Tempels grade unter den Augen ihres großen Gottes Yü hwang auf Bänke legten und sich ihrem Opiumrausch hingaben. Neugieriges Volk, das sich rings herumtrieb, kümmerte mich kaum.

Am Nachmittag mußte ich mich doch schließlich aufraffen, um die Vorbereitungen für die Weiterreise zu betreiben. Ich hoffte, das Fieber werde verschwinden, wenn ich dies Tal mit seinen Reisfeldern und Moskiten verlassen habe und wieder in den Höhen sei, über die mein Weg nach Yenyüan führte. So zwang ich mich denn, daß ich mit neuen Leuten und allem, was sonst noch zu besorgen war, für den nächsten Morgen marschfertig wurde. Aber noch beim Aufbruch war mir höchst kläglich zumute, da weder die Darmaffektion noch das Fieber weichen wollten.



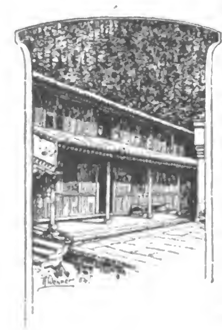
Da die Stadt Ningyüen etwas vom Flusse entfernt nach Osten hin liegt und von einem Halbkreis niedriger

Höhen, die bis an den Fluß herantreten, umsäumt wird, so hat man diese Hügel zu überschreiten, wenn man der Stadt naht oder sie verläßt. Und wie wir sie vor ein paar Tagen von Norden her überschritten hatten, ging es jetzt auch zuerst wieder über sie hinüber. Obwohl die Erhebung nicht hoch ist, genügt sie, einen Überblick über das Stadtgebiet, die weiten grünen Flächen der Reisfelder und den See mit einzelnen Fischerbooten zu gewähren. Die Berge, welche dort jenseits des breiten Flußbandes sich hinziehen, werden uns nun bald aufnehmen; über sie hin liegt nach Südwesten der weitere Weg. Früher soll eine größere Straße von Ningyüen nach Talifu durch diese Hügel geführt haben, auf der sich der Handel zwischen dem Kientschang-Tale und dem westlichen Yünnan hauptsächlich bewegte. Aber seit dem großen Mohammedaner-Aufstand (der sog. Panthay im Jahre 1855) und den blutigen Szenen, welche mit dessen Niederwerfung verbunden waren, ist diese Hauptstraße ganz in Verfall geraten. Heutzutage hat man es nur mit Bergpfaden zu tun.

Wir mußten über den Anning, den Strom des Kientschang-Tales, setzen. Fährboote nahmen uns und die Tiere auf, nicht ohne das wir große Schwierigkeiten hatten, mein scheuendes Pferd in das Fährboot hineinzubringen. Schon



früh am Tage erreichten wir am jenseitigen Ufer, noch ehe wir in das Berggebiet selbst eingetreten waren, den Ort Hoschi (d. h. westlich vom Flusse), wo wir Station machten. Mein Befinden war leidlich, ich hatte den leichten Tagesmarsch gut ausgehalten und war froh, aus der Niederung der größeren Stadt fort zu sein. In Hoschi präsentierte ich meinen kaiserlichen Paß dem Yamen und ließ um Anweisung eines Tempels bitten, in welchem ich ein ruhiges Nachtlager nehmen könnte. Sofort erschien auch ein Bote, um mich zu einem sehr angenehmen, reinlichen Tempel zu führen, in dessen zwei Seitenflügeln sich Räume zur Beherbergung von Gästen und ähnlichen Zwecken befanden. Doch jeder dieser Räume war verschlossen und der Schlüssel nicht da. Ich verlangte, daß er geholt würde und wartete eine halbe Stunde. Es kam aber nichts. Welche geheime Absicht dieser Taktik zugrunde lag, weiß ich nicht, da es sinnlos scheint, daß man mich willig in einen Tempel wies und dann doch die nötigen Schlüssel verweigerte. Denn, daß sie wirklich vorhanden waren, bezweifelte ich nicht. Als es gar zu lange dauerte, erklärte ich, dann müsse ich mir selbst helfen, nahm mein Handwerkszeug aus einer meiner Kisten und begann ruhig das eine der Schlösser mit Gewalt zu erbrechen. In der nächsten Minute schon war plötzlich der nötige Schlüssel da. Ich wurde in ein recht behagliches Gemach gebracht, das mit Bett, Tischen, Stühlen u. dergl. offenbar für höher stehende Gäste eingerichtet war. Kaum hatte ich mich dort mit Hülfe meiner



Leute behaglich installiert, als auch der Ortsvorsteher schon um Erlaubnis bitten ließ, mir einen Besuch zu machen. Es war ein noch junger Mann von angenehmem Äußern. Er entschuldigte sehr angelegentlich die Versäumnis mit den Schlüsseln, wir unterhielten uns in jenem oberflächlichen Stile, wie man es in der Regel mit derartigen Leuten tut, friedlich und freundlich, dann machte ich ihm einige kleine Geschenke als Entschuldigung, daß ich seinen Besuch nicht erwidern könne. Denn es war schon dunkler Abend geworden, und ich fühlte mich zu erschöpft, um nochmals auf Visite auszuziehen. Nach chinesischer Etikette würde nichts im Wege stehen, daß man solch einen Besuch gleich eine Stunde nachher erwidert, und zwar auch dann, wenn es ziemlich spät in die Nacht hineingeht. Ich bin einmal um 11 Uhr abends, als ich schon im Bette lag, von dem Diener eines höheren chinesischen Beamten geweckt, der mir die Karte seines Herrn vor die schlaftrunkenen Augen hielt, weil dieser sich für meinen an dem Abend abgestatteten Besuch revanchieren wollte. —



Am andern Morgen stiegen wir die kahlen Höhen westlich von Hoschi hinan. Sie waren von Nebel umzogen. Eben konnten wir noch, da wir einige hundert Fuß hinaufgeklettert waren, einen Rundblick tun auf das

breite Tal, durch welches der angeschwollene Fluß sich dahinwälzte, auf Hoschi zu unsern Füßen und das kleine Wasserband, das sich von diesen Höhen herunter und an unserm letzten Nachtquartier vorbei in den Anning schlängelt — dann umhüllte uns der Nebel und versagte jede Umsicht. Der Boden bestand an diesem Abhange der Berge aus Löß. Die Pfade schnitten tief und schmal ein; Rinnen und Schluchten waren von großer Mannigfaltigkeit. Risse zogen sich nach allen Seiten hin. Man mußte sich vorsehen, daß man nicht, einen scheinbaren Pfad verfolgend, an Spalten kam, die nicht zu überschreiten waren und zur Umkehr zwangen. Obwohl meine Leute einen guten Blick dafür zu haben schienen und ich in der Regel einen vorausmarschieren ließ, passierte das uns doch einige Male. Der rotbraune Erdboden war porös und mürbe, nicht lehmig, er wurde trotz des feinen Nebelregens nicht glatt. Wir hatten auf solchem Terrain etwa drei Stunden lang tüchtig aufwärts zu klettern, bis wir die Kammhöhe erreichten. An der anderen Seite ging es gleich wieder hinunter. Da wir aber bald auf ein elendes Teehaus trafen, machten wir Rast, und ich stellte hier mit dem Siedethermometer die Höhe auf 2470 Meter fest. Der Kamm selbst, der schon über hundert Meter hinter uns lag, mag 2600 Meter erreichen. Die Luft war hier frisch und kräftigend, das Thermometer zeigte nur 70° Fahrenheit und mein Fieber schien ganz vergangen.

Eine Zeitlang zogen wir nun von diesem Teehause an in gleicher Höhe über die Abhänge hin und genossen

das Vernügen, wieder mitten in den Bergen zu sein. Unten in dem Tale, welches sich nach Westen öffnete, zeigt sich ein breiter, sehr beträchtlicher Strom. Das ist der Yalung, welcher sich weiter im Süden in den Anning ergießt, um mit ihm zusammen dem Kinscha zuzueilen. Jenseits des Yalung stieg das Bergland mit jenen breiten, riesenhaften Flächen auf, wie sie mir früher am Tung-Flusse aufgefallen waren. Wir mußten in das Tal hinunter, ein steiler Abstieg von 1200 Metern, der bei dem Steingeröll, welches den Weg vorstellen sollte, eben kein Vergnügen war. Den Yalung erreichten wir heute nicht mehr, sondern blieben in dem größeren Dorfe Tei li pao. Ich erfuhr, daß hier zwei Tempel seien, einer der fünf Heiligen und ein anderer der zehntausend Fürsten. Der letztere lag etwas außerhalb des Ortes, hatte den Vorzug eines ummauerten Hofes mit freundlichen alten Bäumen, und so wählte ich ihn. Es wäre kein übler Platz gewesen, trotz der Armseligkeit des Tempels, wenn nicht eine Unzahl von Fliegen sich lästig gemacht hätten. Mit der Dunkelheit aber gingen diese Unholde zur Ruhe; Moskiten, ihre nächtlichen Rivalen, gab es wenig, und so saß ich im Frieden der Nacht noch lange unter dem Vordach des Tempels in erquickender Kühle und Einsamkeit. Drüben vom Yalung her zog es aber schwarz auf und ver deckte den zittern-den Sternen glanz. Blitze begannen, vorläufig

noch lautlos, zu zucken, und der Wind rauschte ankündigend durch die Kronen der Bäume. Als ich mich aufs Lager streckte, dröhnte der Donner auch schon dumpf herüber, und die ersten Tropfen pochten auf das Dach meines Asyls. Bald flutete ein heftiger Gewitterregen nieder, der die ganze Nacht hindurch anhielt.

Dieser Regen bannte mich in Tei li pao noch einen Tag fest. Denn als ich mich am Morgen erhoben hatte, meldete mir einer meiner Kulis, daß ein Nebenfluß des Yalung, welchen wir zu durchwaten hatten, ehe wir an die Fähre des Hauptflusses kamen, durch das Gewitter so angeschwollen sei, daß man heute an kein Überschreiten denken könne. Wenn dieser Tag und die Nacht regenlos bliebe, so würde der Durchgang morgen möglich sein. Die Mitteilung war richtig, wie mir Bestätigungen von anderer Seite zeigten. Ich mußte mich in Geduld fassen und einen Tag der Muße in diesem weltentlegenen Neste möglichst nutzbringend zu verleben suchen.



Tei li pao liegt auf einem breiteren Plateau, in welchem sich der Berghang erst einmal absetzt, ehe er gänzlich zum Yalung hinunterfällt. Was nur anbaufähig war, das hatten die Leute ringsum in nutzbringende Felder verwandelt. Die Bevölkerung hier ist chinesisch, doch mischen sich noch immer Tibetaner zwischen sie, wie auch tibetanische Kara-

wanen und Nomaden hier herum nicht selten zu treffen sind. Als ich zur Orientierung die Straße, welche sich an den Höhen hin dem Bette des Yalung zuschlängelt, entlang ritt, stieß ich unmittelbar am Wege auf ein kleines Lager von Tibetanern. Es waren vier struppige Gesellen mit einer größeren Anzahl von Pferden und Maultieren, die dort weideten. Waffen, Geräte und Decken lagen auf dem Boden. Die Tibetaner treiben viel Handel in diesen Strichen. Mit den Produkten ihres schneeigen Hochlandes, besonders mit allerlei vermeintlichen oder wirklichen Medizinen, mit Kräutern, Tigerherzen, Wolfslungen, Bärenklauen, mit Fellen, mit Moschusbeuteln und anderen Gegenständen durchziehen sie die vorwiegend chinesischen Landschaften und lösen sich dafür Erzeugnisse der chinesischen Kultur ein. Diese Leute dort hatten auch ein paar fest verpackte Ballen bei sich, welche wohl ihre Handelsartikel enthielten. Sie wollten denselben Weg wie ich nehmen und bestätigten, daß der Fluß heute unpassierbar sei. Auch in dem Orte Tei li pao sah ich Lastträger und Wanderer, die auf das Sinken des Wassers warteten. Der Haupttransportartikel der Chinesen in dieser Gegend ist das Salz, welches nicht weit von der Stadt Yenyüan gewonnen wird. Während im nördlichen und östlichen Szetschuan das Salz jener merkwürdigen Distrikte zwischen Tschungking und Kiating, wo seit der Ming-Dynastie bedeutende Salzbrunnen existieren, allgemein gebraucht wird, beherrscht im südwestlichen Szetschuan und bis nach Yünnan hinein das Salz von Yenyüan den Markt. Über seine Gewinnung werde ich später noch be-

richten. Es wird als ein grauweißer Stein in Gestalt von abgestumpften Kegel-Mänteln transportiert, indem ein Pferd oder Maultier je einen davon an den Seiten des Packsattels trägt. Ein Mensch kann nur eins der Stücke tragen, meistens mittels einer Art Kiepe. Die Qualität des Salzes wird viel geringer taxiert als die des im Norden gebrauchten. Ich habe es selbst unterwegs längere Zeit benutzt. Obwohl es ganz fein geklopft war, löste es sich schwer auf und behielt etwas Sandiges. Daß die Chinesen in manchen Gegenden der Benutzung dieses Salzes die Kropfkrankheit zuschreiben, wurde schon oben erwähnt.

Durch das Siedethermometer stellte ich heute die Höhe des Ortes Tei li pao auf 1390 Meter fest. Meine Leute betrachteten die Prozedur mit großer Aufmerksamkeit. Dann fragten sie zaghaft, was das bedeute. Da ich ihnen die Sache nicht hinreichend erklären konnte, so speiste ich sie mit der Bemerkung ab, dies sei ein Instrument, womit man das Wetter erforsche; denn für Wetterkunde haben die Chinesen einen gewissen Sinn. Aber jede Schuld rächt sich auf Erden. Sie wurden nun sehr neugierig: ob ich damit bestimmen könne, was für Wetter es am nächsten Tage werden müsse. So dreist wollte ich doch nicht lügen, so sagte ich, es sei nur zu sehen, wie das Wetter wahrscheinlich ausfallen würde. Weiteren Fragen entzog ich mich zunächst. Aber ich war doch schön hereingefallen. Denn nun wurde ich immer wieder gebeten, doch mit meinem Instrument nachzusehen, ob es den Tag über oder am nächsten Morgen regnen werde. Sie bauten mit ihrem

naiven Glauben fest auf das, was ich sagte. Wenigstens hörte ich an einem der folgenden Tage eine Bemerkung des einen Geleitsoldaten, der im Gespräch mit einem Bauern über das Wetter sagte: Du meinst, daß es heute regnet? Nein. Die Exzellenz (das war ich) hat gesagt, heute gäbe es keinen Regen.



Gegen Abend verließ ich noch einmal mein Tempelchen. Der scheidende Tag, da alles klar und ruhig geworden war, zog mich mit seiner Schönheit ins Freie. Ich fand ein hübsches Fleckchen am Rande der Felder, wo der Abhang sich zum Flusse hinsenkte, ein Stück frischen Rasens mit einigen Felsblöcken und ein paar alten breiten Bäumen. Nicht weit davon führte der Weg durch die Felder, ein paar Buben zogen mit ihren Ziegenherden heim. Unten schlang sich der Yalung um die Vorsprünge der Bergmassen, durch die er seinen Weg gefunden hatte, grau und still, so angeschwollen er war. Er kommt weit herunter von jenen bis jetzt ganz unzugänglichen Wildnissen des Hochlandes, welche die Natur für diejenigen Stämme reserviert zu haben scheint, welche der von drei Seiten andringenden Kultur trotzen und unabhängig bleiben wollten. Chinesische Kultur schob von Osten und Süden, birmesische von Südwesten, indisch-tibetanische von Westen her. Was vor diesen Faktoren zurückwich, ein sonderbares Gemisch verschiedenartigster Leute, hatte die wilden Berge dieser waldumdunkelten Grenzlande zur Zuflucht. Es waren geheime Winkel des Völkerlebens, aus denen der verschwiegene Fluß da unten hervortrat, und er verriet nichts. Was

brauchen wir es auch zu wissen, wir neugierigen Europäer, was diese Lolo und Mosso und Lesso und Menia alle sind und was sie treiben, woher sie stammen, womit sie die Ängste ihres Herzens beruhigen und wie sie ihren Freuden Ausdruck geben? Sie wollen stille für sich sein. Stille! Das eine Wort schien in der ganzen weiten Landschaft ausgeprägt zu sein. Die Berge ragten ehrwürdig und groß, als ob man sie nicht anrühren dürfte, in den klaren Himmel. Ein paar funkelnde Sterne segneten sie schon von oben. Friedlich und lautlos lag das Land da in der duftigen Dämmerung, einige Heimchen zirpten, ein frischer Hauch strömte vom Boden auf und erinnerte mich fast beklemmend an die Heimat, welche ich seit beinahe zehn Jahren nicht gesehen hatte. Neben mir lag mein Bändchen Eichendorff, und der Dichter sprach mich an mit den grade in diese Stunde so passenden Worten:

Der Wanderer von der Heimat weit,
Wenn rings die Gründe schweigen,
Der Schiffer in Meeres Einsamkeit,
Wenn die Stern' aus den Fluten steigen:
Die beiden schauern und lesen
In stiller Nacht,
Was sie nicht gedacht,
Da es noch fröhlicher Tag gewesen.

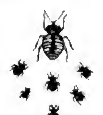


Da der Regen uns glücklich verschonte, war am nächsten Morgen der Flußübergang möglich. Es war ein ziemlich unscheinbares Wasser, das in einem tief und schmal ausgebrochenen Tale etwa eine halbe Stunde von Tei li pao in den Yalung fiel; dicht vor seiner Mündung hatten wir es zu überschreiten, nachdem wir einen steilen Hang hinunter beinahe das Niveau des Yalung erreicht hatten. Gestern soll der Fluß um einen Meter höher gestanden haben und mit unwiderstehlicher Wildheit dahingebraust sein. Heute fand ich den Übergang nicht sehr schwierig. Eine ganze Armee von Lasttieren und Treibern drängte sich vor der Übergangsstelle, sie waren alle gestern zurückgehalten. Dem „großen Manne", dem Europäer, machten sie aber ehrerbietig Platz. Am Wasser wartete eine Anzahl sehniger nackter Gestalten, Bauern, die beim Übergange halfen und sich damit eine Kleinigkeit verdienten. Sie schlugen mir vor, daß ich mich von einem auf den Schultern hinübertragen lasse. Doch zog ich den Rücken meines Pferdes vor, das dann, von vier Leuten gehalten, hinüberging. Wir ritten nun am Yalung selbst noch eine Strecke weiter und kamen dann an die Stelle, wo die Fähre ging. Ein Dorf, Ho pien hsün, lag am westlichen (jenseitigen) Ufer. Das Fährboot war ein kolossales Ding, gegen 12 Meter lang und 3—4 breit. Diese Dimensionen waren besonders auf die Lasttiere berechnet, von denen jedesmal eine Anzahl von 20—30 außer den Menschen und dem Gepäck mit hinüber geschafft wurde. Als wir ankamen, war ein weiter sandiger Platz am Ufer ganz und gar bedeckt

mit Pferden und Maultieren, denen die Packsättel abgenommen waren, damit sie verschifft werden könnten. Manche der armen Tiere hatten böse Wunden auf dem Rücken, wo die schweren Lasten sie durchgescheuert hatten. Die Einschiffung ging umständlich und sehr lärmend von statten. Das Boot lag nicht ganz dicht am Ufer, da die Sandbank das verhinderte. So mußten die Tiere erst ins Wasser und dann mit einem tüchtigen Satze über den Bootrand hineinspringen. Einige machten es willig und gewandt, andere konnten nur sehr schwer dazu gebracht werden und reckten sich, wenn ihre Vorderfüße mit Gewalt ins Boot gehoben waren, erbärmlich, um mit dem übrigen Körper nachzukommen. Auch hier wurde ich respektiert und kam bald an die Reihe. Manche der Leute mochten stundenlang zu warten haben, da die Zahl sehr groß war. Unter den sich drängenden Leuten bemerkte ich wieder eine Anzahl Tibetaner, doch keine Lolo mehr, die seit Ningyüenfu verschwunden waren. Die Strömung des Flusses, der hier 120 Meter breit sein mochte, war sehr stark. Das Fährboot wurde daher erst eine Strecke weit an dieser Seite stromauf gezogen, ehe man es wagen konnte, in die Strömung hineinzugehen, die es natürlich wieder beträchtlich abwärts zwang.

An jener Seite des Yalung ging es flußaufwärts ziemlich monoton einige Stunden weiter. Bei einer Biegung des Flusses nach Norden zu schlugen wir uns westlich in das Tal eines Seitenarmes, der hier mündete. Ich bemerkte viel Verkehr, aber fast nur Salzlasten. Man

mußte an manchen Stellen des schmalen Pfades vorsichtig sein, wenn eine Karawane heran kam. Ein paar mal gab es längeren Aufenthalt, ehe die entgegenkommenden Tiere so arrangiert werden konnten, daß wir Raum genug fanden, vorüberzukommen. Dabei hatte ich acht zu geben, daß ich mir die Knie nicht einstieß an den Salzsteinlasten, wenn die Tiere sich so eng aneinander vorüberdrängen mußten. Der Nebenfluß des Yalung verzweigte sich am Nachmittage noch einmal, wir folgten dem südlicheren Arme. Es war bereits am Dunkeln, als wir endlich das Örtchen Hangtschou vor uns hatten, unser Nachtquartier. Am Nachmittage hatte ich unterwegs drei Fische gekauft, die in dem Flusse an unserem Wege gefangen waren. Sie verhalfen mir zu einer kleinen Abwechslung im Abendessen. Ich übernachtete wieder auf einer Tempelbühne. Da es schon spät war, als wir ankamen, so hatte ich von der Zudringlichkeit der Leute diesmal fast gar nicht zu leiden. Desto schlimmer spielten mir hier einmal Wanzen mit. Ich war im ganzen durch die Vorsichtsmaßregel, daß ich gewöhnlich auf Brettern schlief, die über zwei Böcke gelegt wurden, dazu meist halb im Freien, von den unangenehmen Parasiten, welche in chinesischen Wohnungen überall reich vertreten sind, verschont geblieben. Hier in Hangtschou hatte ich unüberlegter Weise das Kopfende meines Lagers gegen eine bemalte Holzwand der Bühne gekehrt, welche sehr bevölkert war. Ich erwachte in der Nacht von dem widerlichen Gekribbel um mich herum, änderte mein Lager und suchte die Tiere







zu vertreiben; aber trotz aller Sorgfalt am nächsten Morgen mußte ich einige dieser bosen Begleiter noch mehrere Tage mit mir führen. Der Gott des langen Lebens, den das Gemälde der Wand darstellte, die seltsame Figur eines alten vornübergebeugten Mannes mit langem weißen Barte und auffallend hoher Stirn, der an einem Stabe dahinschleicht, verband sich für mich von diesem Orte her stets mit der Vorstellung solcher kleinen Trabanten.



Wir brachen zeitig auf, überschritten unmittelbar hinter dem kleinen Orte den Fluß, an welchem wir gestern heraufgekommen waren, und verfolgten ihn auf seinem linken Ufer weiter. Der gleichförmige Weg führte beständig aufwärts. Den ganzen Vormittag über ritten wir einmal nach dem andern erst über den sanft abfallenden Hang eines vorspringenden Hügels, dann hinab in eine Bachrinne dahinter. Das Land war überall gut angebaut, besonders mit Mais, auch sah man häufig Häuser, aber die seit gestern wieder öfter auftauchenden Schutztürme deuteten darauf hin, daß man hier mit den Überfällen wilder Gebirgsbewohner zu rechnen hatte. Kropfkranke bemerkte ich hier wieder erstaunlich viele.

Diese Landstriche hier müssen reich an Kohle sein. Überall begegneten mir gestern und heute Spuren von Flözen. Einmal kam ich an einem ganz rohen Schacht vorbei, der etwa 10 Meter tief in die Erde ging und dann



noch ein wenig in wagrechter Linie zu verlaufen schien. Die Kohle, welche hier gefördert wurde und in Haufen am Ausgange aufgeschichtet lag, schien gut, hart und tiefschwarz glänzend.

Vom Flusse hatten wir uns allmählich entfernt und stiegen zwischen waldlosen Höhen, an denen auch die Felder nachgerade aufhörten, hinan. Weiter oben begann ein dünnes Unterholz von Tannen, dazwischen Wiesenflächen. Der Weg blieb ziemlich gut, obwohl es nur ein Pfad war. Verkehr herrschte viel, doch hatten alle größeren Gesellschaften mehrere Bewaffnete als Eskorte bei sich. Die Waffen bestanden meistens in messerähnlichen Schwertern und langen Lanzen, die mehr auf blutdürstiges Aussehen als auf Gebrauch berechnet schienen. In einer Höhe von 2470 Meter machten wir kurze Rast. Man hatte jetzt einen Ausblick auf mannigfaltige, oft bewaldete Höhen an allen Seiten. Unser Weg führte noch höher hinauf, etwa 400 Meter mehr, wie ich nachher feststellte, über einen Paß, den noch ansehnlichere Gipfel umstanden. Nach Südwesten deutete sich hinter den Bergzügen ein breites Hochtal an, in welchem der Ort Yenyüen liegen mußte. Der Wald war vorwiegend Nadelholz, der Wiesenboden mit reizenden Blumen geschmückt, darunter häufig ein hübsches Edelweiß. Von Lolo-Ansiedlungen sah ich hier nichts. Doch versicherten mir die Chinesen, daß in diesen Bergen überall Lolo lebten und sich als die unabhängigen Herren des eigentlichen Berggebietes betrachteten. Wir erreichten am Nachmittag,

als gerade Regen einsetzte, den armseligen Ort Hsiao kao schan, welcher noch in den Bergen gelegen war. Unterkunft fanden wir in einer Lehmhütte. Lehmwände, Lehmfußboden, ein Ziegeldach darüber, dann ein paar Pritschen mit Stroh, das ist die ganze Beschreibung eines solchen Gelasses, wie dort mehrere für durchziehende Reisende zu finden waren. Die Räume hatten kein Fenster. Wollte man etwas sehen, so mußte man eine Kerze anzünden. Das ist übrigens nicht so ungewöhnlich in chinesischen Herbergen. Wir erfreuten uns der behaglichen Temperatur von 58° Fahrenheit, und das Siedethermometer stellte die Höhe als noch über 2700 Meter fest.

Es war ein Sonntag Morgen, als wir von hier auf mäßig gutem Reitwege durch halbbewaldete Höhen hin die bedeutende Ebene erreichten, in deren Mitte die chinesische Bezirksstadt Yenyüen liegt. Sehr erfreulich berührte mich, daß wir uns auf so hohem Niveau hielten und also der Sommerhitze entgingen. Die Ebene von Yenyüen liegt durchschnittlich 2300 Meter hoch, etwa 300 Meter tiefer als Tatchienlu. Sie ist gut bewässert und stark angebaut. Auch die europäische Kartoffel traf ich unter den Feldfrüchten und konnte mich wieder mit einem guten Vorrat davon versehen. Die Stadt hat wohlerhaltene Mauern und Tore und erscheint zunächst wie ein blühender, bedeutender Platz. Ohne Frage bringt auch besonders das Salz von Pei yen tching, mit dem wir uns hernach näher bekannt machen wollen, sowie die hier in der Umgegend reichlich gefundene Kohle lebhaften Handels-

verkehr in die Stadt. Besondere Wohlhabenheit bemerkt man trotzdem nicht. Nirgends im weiten chinesichen Reiche habe ich eine so elende Geldsorte gefunden wie hier. Die einzelnen Kupferstücke variieren in China bekanntlich sehr, da sie aus den verschiedensten Regierungen, Münzstätten und Gegenden stammen. Deswegen unterscheidet man auch vollwichtige und ungenügende Münze, von welch letzterer (chin. mao tchien, fehlerhaftes Geld) ein Stück nur halben Wert hat oder weniger. Hier in Yenyüen schien aber gutes volles Geld überhaupt nicht zu existieren. Die aufgereihten Käsch-Stückchen waren samt und sonders jene elenden, dünnen, kleinen Münzen, die man anderswo zurückgewiesen hätte. Sie wurden hier anstandslos genommen.



In Yenyüen nahm ich wieder Tempelquartier. Ich mußte einige Tage verweilen, da ich von hier aus zweierlei zu besuchen wünschte, nämlich einmal den Ort Pei yen tching, wo das hier überall gebrauchte Salz gewonnen wird, sodann einen Lamatempel, der eine Tagereise westlich in den Bergen liegen sollte. Darauf wollte ich über die Grenze der Provinzen Szetschuan und Yünnan nach der Stadt Yungpe ziehen.

Am nächsten Morgen brach ich mit zwei Begleitern und geringem Gepäck zu der ersten Sonderexpedition auf.

Yenyüen liegt nach der Nordostecke der bedeutenden Hochebene zu, welche sich hier in schöner Übersichtlichkeit zwischen mittelhohen Randgebirgen ausdehnt. Die Hochfläche ist etwas wellig. Ein breiter Fluß, nach Südwesten strömend, durchschneidet sie nebst einer Menge von Bächlein, mit welchen die Bauern ihre Bewässerungskanäle füllen. Der Verkehr ist sehr stark, die transportierten Lasten sind fast nur Salz und Kohle. Der Ort Pei yen tching (Weißsalzbrunnen, oder Yentching, Salzbrunn, wie er kürzer oft genannt wird) liegt etwa 40 Li, d. h. vier Stunden, westlich von Yenyüen. Er ist voll von emsigem Getriebe, schmutzig und unruhig. Mitten hindurch strömt der schon erwähnte Fluß mit gelbem, häßlichem Wasser. Nachdem ich in einem gewöhnlichen Wirtshause etwas gegessen hatte, ging ich mit einem meiner Begleiter die „Straße der fünf Glücke" hinunter nach dem Flusse, jenseits dessen in besonders volkreichen und unruhigen Quartieren die Salzbrunnen liegen. Es existieren ein großer und vier kleine Brunnen. Die letzteren enthalten ein Wasser von geringem Salzgehalt. Der Hauptbrunnen, von niedrigen Häusern mit eifrigem Arbeitsbetrieb dicht umbaut, ist ein vielleicht 20 Meter tiefer Schacht, mit Holz ausgekleidet. Unten fließt das salzhaltige Wasser, wahrscheinlich ein über Salzlager führender unterirdischer Nebenarm des Flusses. Das Wasser wird in Kübeln an Bambusseilen heraufgeschöpft und in größere Behälter gegossen. Auf Siedeöfen, von denen etwa 100 in der Stadt existieren sollen, wird es dann eingedämpft zu jenen

konischen Mänteln, in deren Form es in Handel kommt. Die Kohle für die Eindämpfungsfeuer hat man auch nahe und billig, denn gleich hinter Yentching steht die Kohle in den Hügeln vielfach zutage. Es ist freilich keine besondere Qualität, grauschwarz und bröcklig. Man sagte mir, einer der Salzmäntel, wie sie von Pferden getragen werden, wiege 70 bis 80 chines. Pfd. (42 bis 48 Kilogramm) und koste zwei tiao (etwa 2 Mk. 50 Pfg, nach dem augenblicklichen Werte der chinesischen Münze in dieser Gegend). Die Salzindustrie soll schon unter dem Kaiser Hung wu der Ming-Dynastie, welcher 1368—1399 regierte, begonnen sein.

Meine Leute wären gar zu gerne in Yentching über Nacht geblieben, doch trieb ich weiter, da der Tag noch reichte, um den Ort Meipu zu erreichen.

Die Straße war sehr belebt. Immer wieder begegneten uns die mit Kohlen beladenen Lasttiere, manchmal in förmlichen Karawanen, und außerdem schleppten sich unablässig Menschen, besonders viel Frauen, häufig auch Kinder, mit Kohlenbürden. Diese Gestalten, in zerrissenen und ganz verschmutzen Kleidern, auch in den Gesichtern und an Armen und Beinen vom Kohlenstaub geschwärzt, oft mit dem sprechenden Ausdrucke der Erschöpfung in den elenden Zügen, dazu manche noch durch einen Kropf entstellt, waren wirklich zum Erbarmen, und wenn man dazu noch bedenkt, was für einen unsagbar niedrigen Lohn diese Quälerei einträgt, so ist der Blick auf die große Zahl der Menschen, welche zu solchem Da-

sein verdammt sind, ein unerträglich qualvoller. Gewohnheit mag den Armen manches mildern. Aber doch kann niemand, der diese und viel ähnliche Schinderei in China gesehen hat, den Gedanken daran ganz wieder loswerden, so oft von dem chinesischen Volke die Rede ist, und muß jedes Anzeichen dafür, daß auf irgend einem Wege eine Umgestaltung der Arbeitsweise, europäische Methoden der Industrie sich in China Eingang verschaffen, mit einem Aufatmen begrüßen.

Je weiter wir in dem Hochtale nach Westen kamen, desto mehr Verteidigungszustand zeigte das Land. Bei einzeln gelegenen Gehöften oder Dörfchen sah man nicht nur wieder die von früher her bekannten Schutztürme, sondern bisweilen waren auch ganze Häusergruppen von einer abwehrenden Mauer umzogen. Offenbar muß man hier beständig dessen gewärtig sein, daß die Lolo von den Bergen ringsum eines Tages wie Adler herabschießen und sich ihren Fang holen. Auch der Ort Meipu, obwohl keine Distriktstadt, ist durch eine Lehmmauer geschützt, welche Tore durchbrechen. Ich zog nach einem am Marktplatze gelegenen Tempel, in dem ich Wohnung nahm, und erregte ungeheures Aufsehen. Der weite hübsche Platz mit einem Brunnen in der Mitte war von Menschen bedeckt, die zu meinem Quartier hinauf spähten, wie etwa wenn bei uns der Kaiser irgendwo zu sehen ist. Kühnere Besucher drangen die Treppe herauf und zu mir herein, sodaß zuletzt ein Gewimmel bei mir entstand, dem ich schlechterdings durch Herauswerfen der ganzen Gesellschaft ein Ende

machen mußte. Doch wiederholte sich derselbe Zustand noch ein paar Mal. Einige der Eindringlinge konnte ich nicht abweisen. Denn da war ein junger Mann, der mich in Yatschou im Hause eines Dr. C. gesehen und begrüßt haben wollte. Ich erinnerte mich freilich nicht mehr daran, durfte aber doch nicht so unhöflich sein, zwischen ihm und mir auch das Tischtuch zu zerschneiden. So setzte er sich denn mit fünf oder sechs Freunden, die unter seinen Fittichen auch immun wurden, bei mir fest, benahm sich aber auch im ganzen artig und hilfreich. Er kannte den Weg nach dem von hier noch etwa eine Stunde entfernten Lamatempel, um welchen es mir zu tun war, und wollte es sich nicht nehmen lassen, mich am nächsten Morgen dahin zu begleiten.



Es war ein hübscher Ausflug. Herr Ko, mein neuer Freund, fand sich nebst einem Diener gegen $^1/_2$ 9 Uhr (wie ich an meiner Sonnenuhr ersah, die mir in den nächsten Wochen zur Feststellung der Tageszeit diente, da die Taschenuhr versagte) bei mir ein. Wir ritten in südlicher Richtung nach der Bergkette am Rande der Hochebene durch wohlbestellte Felder mit Mais, Reis und Bohnen. Ein Gewitter hatte das Land aufgefrischt, jetzt war der Himmel wieder klar und blau, die Feldfrüchte und das Gras am Wege leuchtend grün, die Bergkette stand in einem



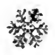
kernigen Rotbraun vor uns, und noch heute empfinde ich lebhaft, wie vortrefflich der gute Herr Ko, welcher sich zu der Tour mit dem großen Fremden etwas in Wichs geworfen hatte, in seinem langen blauseidenen Rocke, der hellgrünen Schärpe, auf der roten Satteldecke seines niedlichen Braunen in das muntere Farbenbild hineinpaßte. Der Lamatempel lag versteckt zwischen den Ausläufern der Berge in einer ganz einsamen Gegend. Neben dem eigentlichen Kultusgebäude befanden sich noch zwei dazu gehörige Wohngebäude, von Feldern und Gärten umgeben. Der Tempel hatte äußerlich nichts vom Stil der tibetanischen Klöster, er war chinesisch gebaut, dazu außerordentlich im Verfall. Drei Lamas sollten dazu gehören, die aber sämtlich nicht daheim waren. Ein alter Laienknecht, ein Chinese, arbeitete auf dem Felde. Ihn veranlaßte Herr Ko, mir das Heiligtum aufzuschließen. Die Einrichtung war wirklich ganz und gar tibetanisch, zeigte nichts von chinesischem Einflusse. Der Lamaismus zerfällt in eine Anzahl von Sekten oder Konfessionen, unter denen die Rotkappen, die Gelbkappen und die Schwarzkappen, je nach der Farbe ihrer Kopfbedeckungen benannt, die bekanntesten sind. Hier hatten wir es mit gelben Lamas zu tun, einer reformierten Richtung, welche im funfzehnten christlichen Jahrhundert durch die Bemühungen eines Mönches entstand, der wahrscheinlich in Ritual und Einrichtung allerlei Entlehnungen aus dem damals in China und Tibet schon ziemlich bekannten Katholizismus nicht gescheut hat. Es ist bemerkenswert, daß


A. Wegner.

sich noch heute bis zu einer so weit östlich reichenden Grenzlinie tibetanische Tempelanlagen finden. Langsam, langsam schiebt sich China in diesen südwestlichen Grenzgebieten hinüber auf einen Boden, der vor Zeiten gewiß allgemein tibetanisch gewesen sein wird. Mir fiel bei diesem Tempel ein, daß die Leute in Yentching mir gesagt hatten, unter den Kaisern der Mingdynastie seien die Mantchia (Tibetaner) im Besitze der Salzbrunnen dort gewesen.

In den Ecken des Tempels und oben an einigen Säulen hingen eine Anzahl jener eigentümlichen, scheußlich fratzenhaften Masken, welche bei religiösen Tänzen von den Lamas benutzt werden. Da ich mir durch einige Geschenke, auch für die abwesenden Lamas, das Herz des alten Chinesen gewonnen hatte, dem die Hut über den Tempel grade zustand, so gelang es mir durch Überredung des Herrn Ko, eine dieser Masken käuflich zu erwerben, was sonst nicht leicht ist. Die Lamas geben sehr ungern etwas von ihrer kultischen Einrichtung an Ungläubige ab.

Bald nach Mittag war ich wieder in Mei pu, wo ich einen durch die Zudringlichkeit der Bevölkerung etwas getrübten Nachmittag verlebte. Am andern Morgen brachen wir zeitig auf, sodaß wir am Abend wieder in Yenyüen waren; mein altes Quartier in dem dortigen Tempel sah mich bei der Rückkehr beinahe heimatlich an.



Der folgende Tag ging mit Vorbereitungen für den Aufbruch hin, und endlich am 17. Juli ging es wieder vorwärts. Mein nächstes Ziel war der schon in der Provinz Yünnan gelegene größere Ort Yungpe. Dahin führten von hier mehrere Straßen. Die Hauptstraße, der sog. große Weg, den in früheren Jahren ein englischer Reisender Hosie (1883) einmal genommen hat, verlangte elf Tage. Doch erfuhr ich, daß es kürzere Wege durch die Berge gebe, und drang durch mit meiner Forderung, daß der Beamte von Yenyüen mir Geleit für einen solchen kürzeren (sog. kleinen) Weg stellte, auf dem ich es in sieben Tagen abzumachen hoffte. Sie wandten freilich erst viel ein, und noch am Morgen des Aufbruchtages schien es, als sollte ich weder Leute noch Tiere für meinen Zweck haben. Erst als ich persönlich in den Yamen ging und energische Vorstellungen machte, fanden sich schnell Maultiere, Treiber und Fusungs ein. Wir mußten zunächst noch einmal über Yentching, und da es durch die Bummelei im Yamen mit dem Aufbruche spät geworden war, so reichte der Tag nur bis dahin, und ich mußte in einem der dortigen Tempel übernachten. Er war dem „Strombeherrscher" geweiht. Der Gott der Flüsse (Tschuan tschu) spielt in der Provinz „der vier Flüsse" (denn das ist die Bedeutung des Provinznamens Szetschuan) eine große Rolle. Er sowie der „Bergfürst" (san wang), der einem auch häufig aufstößt, sind Belege dafür, wie der Naturkult, welcher eine der Wurzeln des chinesischen Religionslebens ist, noch durch die modernen Zustände hindurchschimmert.

In diesem Tempel des Stromgottes erfuhr ich, daß eine gute Tat sich lohnt. Vor ein paar Tagen hatte ich hier bei einer kurzen Rast Medizinen ausgeteilt, da man mich sehr darum bat, harmlose, ganz unbedenkliche Mittelchen. Jetzt kam eine biedere Alte, der ich damals Beecham-Pillen und ein wenig Augenwasser gegeben hatte, dankte mir sehr wortreich, brachte mir einiges Gebäck und bot mir eine fette Ente an, zwar nicht zum Geschenk, aber doch zu einem viel geringeren Preise, als ich sonst dafür hätte zahlen müssen. Die Alte mit ihrer Familie gehörte in den Tempel, sie besorgten die Aufsicht und Reinigung der Räume. Ich mußte alle ihre Angehörigen in Audienz empfangen, und die Vorstellung war recht drollig. Bei drei Enkelkindern ruhte sie nicht, bis die kleinen Burschen vor mir auf die Knie fielen und den Boden dreimal mit der Stirn berührten, die Weise, wie man in China vor höchsten Herrschaften seine Verehrung kund tut. Dann wünschte die Großmutter, welche auf Grund meiner Medizinen offenbar unbegrenztes Vertrauen zu mir gefaßt hatte, daß ich ihr aus den Linien ihrer Hand wahrsagen solle. Die Handfläche spielt bei den Methoden der chinesischen Wahrsager keine geringe Rolle, und dieser fremde Meister, der offenbar in allerlei Geheimkünsten erfahren war, mußte das doch noch besser verstehen als ein gewöhnlicher Marktprophet. Schwerlich hat sie mir geglaubt, als ich ihr sagte, das könne ich nicht. Der „große Mann“ wollte nur nicht. Sie blieben noch lange bei mir, und ich konnte die unruhige Schar auf

höfliche Weise schließlich nur loswerden, indem ich sagte, ich müsse nun „nien tching", meine heiligen Bücher rezitieren. Das ist ein bei Buddhisten wie Taoisten viel gebrauchter Ausdruck, den das gewöhnliche Volk kennt und respektiert. Sie wurden alle still und betrachteten ehrfürchtig den kleinen Band der „Sammlung Göschen", in welchem ich grade lesen wollte. Dann stahlen sie sich einer nach dem andern fort, wohl unheimlich berührt dadurch, wie ich in meine Lektüre vertieft stumm und regungslos dasaß.





Kap. 7. Unter den Mosso.

Hinter Yentching verließ ich am nächsten Tage die große Straße nach Meipu und schlug mich in südlicher Richtung über die Höhen hin. Grasreiche Weideabhänge und bewaldete Partien wechselten mit angebauten Strichen. Eine Bergkette wurde auf einer Paßstraße, welche bis zu 2700 Metern hinauf führte, überstiegen. Unmittelbar hinter dem Gipfel machten wir auf einer mit Blumen geschmückten und reichlich von Wässerlein durchrieselten Bergwiese Halt, besonders um den Tieren Weide zu gönnen. Hier gesellten sich sieben oder acht Lolo zu uns, einer mit der Flinte, andere mit Messern bewaffnet. Sie verweilten kurze Zeit, besprachen sich mit meinen Leuten und gingen dann wieder davon. Beim Weitermarsche bemerkten wir auch auf einer der Berghalden eine große Herde, braun-weiße Rinder, Schafe und Ziegen, in der Hut von Lolo. So hatte ich tatsächlichen Beweis, daß die Lolo-Stämme sich bis hierher

ausdehnen. — Ein langer, einsamer, von Strauchwerk und Blumen geschmückter Weg führte an einem Bache hin ab wieder zur Tiefe. Auf der Talsohle bogen wir nach Südosten herum. An dieser Stelle fand sich auf einem kleinen freien Platze eins jener Steinmäler religiösen Charakters, das die Tibetaner oft aufrichten, und dessen letzter Ausläufer vielleicht die bekannten Obos der Mongolen sind; das Fundament bestand aus einer Zusammenfügung roher Steine, darüber befand sich eine sechseckige Partie, deren Außenwände behauene Steinplatten mit der Inschrift Om mani padme hum bildeten, darauf eine kunstlos aus Stein gemeißelte kugelige Spitze. Die Tibetaner nennen solche Monumente Tschorten. Sie gehen ohne Frage ursprünglich von dem indischen Stupa aus. Dies Denkmal war wieder ein Beleg dafür, daß der Lamaismus und mit ihm tibetanisches Nomadenleben in dieser Gegend noch anzutreffen ist. Die Tempel, an denen ich vorüberkam, waren rein chinesisch, und zwar taoistisch.

Ein solcher war es auch, nämlich der Tempel der „fünf Heiligen", in welchem ich am Abend Quartier nahm. Der Ort war sehr klein, er hieß Tschö tchiû. Die Leute erwiesen sich mir freundlich. Ich überlegte mit denen, welche sich in dem Tempelhofe bei mir ansammelten, und mit meinen Kulis die Richtung des weiteren Weges. Die gewöhnliche Straße läuft von hier über den etwas bedeutenderen Ort Huang tsao pa und dann längere Zeit noch in südöstlicher Richtung, ohne die Grenze von Yünnan zu überschreiten, bis man endlich nach vier Tagereisen westlich

umbiegt, die Grenze schneidet und nun auf yünnanesischem Boden noch sieben bis 8 Tage braucht, bevor man Yungpe erreicht. Diesen Umweg hatte der oben erwähnte englische Reisende Hosie 1884 genommen. Es gibt aber, wie mir in Yenyüen gesagt war und hier bestätigt wurde, direktere Wald- und Gebirgswege auf den Ort Yungpe zu. Man müsse sich, beschrieb man mir, von Huang tsao pa südwestlich nach der Grenze zu halten, dann könne man Yungpe in fünf Tagen erreichen. Ich ließ mir die Namen der Ortschaften, welche ich zu passieren hatte, geben und instruierte danach meine Leute. Da ich in dieser Gegend fast täglich die Begleiter wechselte, so rechnete ich darauf, daß die jetzigen Kulis ihre Instruktion an die nächsten weitergeben würde. Das geschieht auch zuverlässig.

Also schlug ich diesen neuen Weg ein. Er sollte mich wieder mitten durch ein Gebiet von „Ureinwohnern" bringen. Diese heißen in Yünnan nicht mehr Lolo, wenigstens die Stämme dieser Gegend nicht, man nennt sie Mosso. Sie sind sichtlich anderen Charakters, als die Lolo, wie aus meinen späteren Schilderungen hervorgehen wird. Der erste größere Ort, den wir passierten, war Hwang tsao pa. Ein „größerer Ort"! Man stelle sich darunter aber nur ja nichts anderes als eine Straße von gewöhnlichen Lehmhütten vor, an deren Ende ein armseliges Tempelchen liegt. In letzterem wartete ich neue Pferde und Leute ab. Es war eine trübselige Pause, denn neben dem Gelaß, in welches ich mich nach einigen Scherereien zurückzog, um meine Geduld zu üben, lag ein Kranker in

einer Kammer, der in Fieberphantasien stöhnte, sich wälzte und schrie. Niemand schien sich um ihn zu bekümmern. Als ich die Leute über ihn befragte, war die kaltblütige Antwort: „Er ist krank. Er wird sterben.“ Er schien zu den Leuten zu gehören, welche die Aufsicht über den Tempel hatten, aber sie zeigten weiter kein Interesse für ihn. Helfen konnte ich ihm auch nicht. Es gab mir einen trüben Eindruck mit auf den Weg, als ich nach einer Stunde aufbrach, daß ich da hinter mir solch ein bejammernswertes Wesen in einsamem, hülflosem Ringen mit dem Tode zurückließ. —



Im hellen Sonnenschein ritt ich über die mäßigen Hügel hinter Hwang tsao pa, welche kahl und häufig mit Feldern bedeckt waren. Dann erstiegen wir einen mächtigen Kamm von annähernd 2900 Meter, dessen Gipfel mit Nadelwald bestanden war. Ein steiler Abstieg brachte uns in ein Flußtal, welchem wir eine Strecke weit nach Nordwesten folgten, bis sich der Fluß in einen größeren ergoß, dessen Tal uns nun wieder nach Südwesten mitnahm. Das Wasser war angeschwollen und von Lehm trübe. In hübscher, bebuschter und bewaldeter Landschaft hielten wir uns dicht an dem linken Ufer des Stromes. Mehrfach sah ich wieder Spuren von Kohle. Der Verkehr war gering. Meine Leute nannten den Fluß Yentang ho, den Fluß von Yentang, einem Orte, den wir dann bald erreichten. Sie sagten, er

münde in den Ta ho (großen Fluß), womit wahrscheinlich der Kin scha kiang (obere Yangtze) gemeint ist. Der Platz Yentang, unser nächster Rastort, war bedeutender als Hwang tsao pa, die Häuser zahlreicher, viel Verkehr auf der Straße, der Ortstempel, in welchem ich unterkam, ein recht stattlicher Komplex von Gebäuden; zu dem mittleren Hauptraum führte eine breite Treppe hinauf, zwei lange Seitenflügel boten sowohl Raum für Gäste wie Stallung wie auch Unterkunft für eine Schule, deren vielversprechende Zöglinge trotz meiner störenden Ankunft eifrig ihre Texte weiterbeteten. Zuschauer füllten stundenlang den Hof, drangen auch näher zu mir heran, mit Vorwänden oder ohne solche, und ich hatte einige Mühe, mir die nötige Bewegungsfreiheit zu wahren. Bösartig begegnete mir aber niemand. Im Gegenteil waren alle so dienstwillig, wenn ich nur etwas verlangte, daß es den Eindruck erweckte, als ob jeder es für eine Auszeichnung halte, wenn er durch eine erwiesene Hülfe zu dem Fremden in ein gewisses Vertrauensverhältnis treten könne. Am Abend merkte ich, daß meine Silberschuhe zu Ende waren, und da eben wieder ein gut gekleideter junger Mann hereinschneite mit der Bemerkung, er habe gehört, Exzellenz sei angekommen, er wollte doch seine Aufwartung machen, so fragte ich ihn nach Gelegenheit, ein Stück meiner Goldstange in Silber umzuwechseln. Er bezweifelte aber sehr, daß das hier möglich sei; die Leute seien zu arm, sie hätten nicht viel Silber vorrätig. Doch versprach er sich umzutun. Am andern Morgen kam er mit der Nachricht, es sei nicht möglich.

Der nächste Tag sollte uns über die Grenze der Provinz Szetschuan nach Yünnan hineinbringen.



Als ich von Yentang aufbrach, schlossen sich mir wie einst von Tzetati aus, andere Leute an, und wir bildeten eine Karawane von zwölf Tieren und sechs Reitern. Der Weg am Flusse entlang, auf dem wir gestern die Stadt erreicht hatten, wurde erst weiter verfolgt. Er führte an einem ziemlich steilen Bergabfall hin, links stieg die mit Buschwerk und Bäumen bestandene Höhe auf, rechts senkte sich eine Wand zum Wasser nieder. Als wir hier einer großen Salzkarawane begegneten, war es ein ängstliches Vorbeipassieren, das uns langen Aufenthalt verursachte. Mit vieler Mühe trieben die Entgegenkommenden ihre schwer beladenen Tiere, nachdem sie etwas rückwärts manövriert hatten, soweit in das Gebüsch des Abhanges hinein, daß gerade Raum genug gewonnen wurde, um uns durchzulassen. Umdrehen kann man auf diesem Pfade mit Lasttieren nicht, und anfänglich war ich ratlos gewesen, wie man sich hier helfen sollte. Die Treiber pflegen übrigens gewöhnlich, wenn so schwierige Wegstellen kommen, mit lauten jodlerartigen Rufen sich weithin im voraus anzumelden, und man wartet dann von der anderen Seite.

In meinem Gefolge befanden sich heute zwei Mosso-Leute. Der Vorsteher von Yentang hatte sie mir als Schutzwache mitgegeben, und demgemäß waren sie mit einem jener alten rostigen Vorderlader und einem Schwertmesser bewaffnet. Einer von ihnen war so bejahrt und

kraftlos, daß man eher alles andere als Beschützung von ihm erwarten durfte.

Wir folgten dem Flusse eine Zeitlang in südwestlicher Richtung und bogen dann direkt südlich in das Tal eines kleines Nebenflusses ein. Es ging nun die Berge hinauf. Hier entließ uns die Provinz Szetschuan, deren feuchtes Klima bekannt ist, mit einem gehörigen Regengusse als Abschiedsgruß. Ein Gewitter zog mit unbegreiflicher Schnelligkeit auf, und ehe wir uns besonnen hatten, waren wir im strömenden Regen, der mich bis auf die Haut durchnäßte. Mit Mühe erreichte ich noch eben, daß meine Leute die Schutzdecken über das Gepäck breiteten, was sehr nötig war, da meine Kisten auf den Wegen der letzten Wochen sämtlich starke Risse und Löcher bekommen hatten und ihr Inhalt sonst ganz durchweicht wäre. Eine halbe Stunde etwa währte der Schauer, während wir uns auf den steilen, durch den Regen schlüpfrig gewordenen Lehmpfaden recht zu quälen hatten. Schließlich klärte es sich wieder auf, und die Sonne übernahm es gütigst, uns zu trocknen.

Die Bergabhänge waren hier fast ausschließlich mit Tannenwald bestanden. Als wir die Kammhöhe, 3200 Meter, erreichten, bot sich ein unvergleichlicher Blick über bewaldetes Bergland, das sich fast auf allen Seiten bis zum Horizonte erstreckte. Es würde einen finsteren Eindruck gemacht haben, wenn nicht der Sonnenschein so hell und lustig darüber gelegen hätte. Auch in der Ferne sah man

meist Tannenwald. Sehr mannigfaltige kürzere Bergketten dehnten sich in verschiedenen Streichungen aus, ohne daß ich einen vorwiegenden Hauptzug wahrnehmen konnte. Nach Westen zogen die Gewitterwolken ab, aus denen wir unser Bad bekommen hatten, und die Donner rollten noch von fern herüber, als lasse die Natur zu meinem Einzuge in die neue Provinz Salutschüsse los. Ich trabte ganz allein, da die Karawane schon voraus, meine Schutzwache aber zurückgeblieben war, unter den geheimnisvoll sausenden und flüsternden Ästen der riesigen Fichten auf einem von Tannennadeln gepolsterten Pfade dahin und freute mich des immer neuen Durchblickes auf Berge und Täler. Ansiedelungen bemerkte man nicht, alles schien wild und einsam.

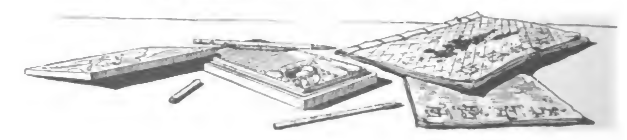


Am Nachmittage stiegen wir in ein gelichtetes, angebautes Tal nieder. Auf einigen Feldern arbeiteten Leute; es waren aber keine Chinesen, sondern Mosso. Diese „Ureinwohner“ sind in ihrem körperlichen Aussehen mehr mongolisch, und zwar denkt man am ersten an Tibetaner. Die Männer tragen auch teilweise das Haar lose um den Kopf fliegend, wie jene, andere haben sich der chinesischen Tracht schon so sehr genähert, daß sie den Vorderkopf rasieren und das übrige Haar in einen Zopf flechten. In der Kleidung unterscheiden sich die Männer gleichfalls

kaum von der gewöhnlichen chinesichen Klasse. Die Frauen dagegen ähneln in ihrer Tracht mehr den Lolo: ein lang auf die Füße fallender Rock, gewöhnlich auch nach unten zu in Falten liegend, eine Jacke, auf dem Kopfe ein Turban mit etwas Schmuck, auch wohl ein eckig gefaltetes Tuch. In Aussehen und Lebensweise ist ein deutlicher Abstand von den Chinesen bemerkbar. Aber die chinesische Kultur scheint nicht ohne Erfolg an der Aufsaugung dieser fremden Elemente zu arbeiten. Wir passierten mehrere kleine Dörfer der Mosso; die Häuser waren einfache Blockhütten, ganz aus Holz gebaut, den chinesischen Lehmhütten durchaus unähnlich. Gegen Abend näherten wir uns einer rein chinesischen Ortschaft. Es war eine Art Kastell, eine kleine Gruppe armseliger Häuser mit mehreren Schutztürmen, das Ganze von einer Lehmmauer umgeben, die ein Eingangs- und ein Ausgangstor hatte. Anfänglich probierte ich, welch eine Unterkunft die Schutztürme wohl böten, in deren einem ich ja früher zwischen Tzetati und Mien ning ganz behaglich untergekommen war. Diese Türme hier waren kleiner als die in dortiger Gegend, unten ein viereckiger leerer Raum, in welchen durch die Tür Licht fiel, eine Stiege führte hinauf zu einem Obergemach mit schmalen Fensteröffnungen. Dasselbe wurde indessen schon von chinesischen Insassen benutzt, und für Mitbenutzung, zu der ich grinsend aufgefordert wurde, dankte ich. So zog ich denn in eine niedrige Hütte, die mir unter dem pompösen Titel des Schulhauses (schiô-tang) vorgestellt wurde. Ein



Tempel war nicht vorhanden. Das Schulhaus, das vornehmste Lokal des Ortes, umfaßte unter seinem niedrigen Strohdach zwei Räume, in deren größerem wir meine Lagerstätte etablierten und zugleich das Abendessen, ein Huhn mit Reis und Kartoffeln, kochten. Ein enges buntes Durcheinander. Meine Leute hockten sich alle mit mir um das lodernde Feuer und genossen die Wärme, denn obwohl wir den 20. Juli schrieben, war die Nacht in dieser Hochebene (2500 Meter) recht kühl. Die Enge des Raumes schloß Besucher aus, die sich nur vor der Tür herumzutreiben wagten. Der Dorfschulmeister, der Inhaber unserer Hütte, gehörte natürlich in unseren Kreis. Es war ein Mann von vielleicht dreißig Jahren. Er entstammte diesem kleinen Neste und behauptete, das erste (Präfektural-)Examen, bei welchem man den Grad eines Sin tsai erwirbt, bestanden zu haben, Gewiß repräsentierte er die Leuchte der Bildung in diesem weltfernen Winkel. An fünf oder sechs jungen Zöglingen übte er seine Meisterschaft, um sie wiederum auf die hehre Bahn der Wissenschaft zu führen. Ein paar sehr beklexte und abgegriffene Bücher, einige Schreibpinsel und der Tuschstein mit Tusche auf dem schmutzigen Tische erinnerten an die Taten des Tages. Es ist erstaunlich, wie die chinesische Bildung sich doch überall unter allen Bedingungen wenigsten ansatzweise geltend macht, sodaß selbst diese Bauern hier, welche doch mitten unter Mosso und anderen „Barbaren“ täglich von neuem um die Mittel primitivster Existenz ringen müssen, ringen, nicht nur mit saurer Arbeit, sondern





in wirklichem Nahkampfe und mit Waffen in der Hand, daß selbst sie sich ihren Lehrer halten, der den kleinen Burschen die Pforte zum ersten Examen zu öffnen sucht, jenes Eingangstor, durch welches der Begabte, Fleißige und Begünstigte in der Ferne das märchenhafte Glück der höchsten Staatsämter dämmern sieht. Daß alle Schulen in China Privatangelegenheit sind, ist bekannt. Keine Regierungsunterstützung half diesen Hinterwäldlern und ihrem Schulmeister.

Der letztere führte mir einige seiner Schüler zu, die mit sehnsüchtigen Blicken vor der Tür umherlungerten. Unter ihnen war ein sehr anmutiges Kerlchen von dreizehn Jahren, der mich gleich durch sein nettes Aussehen und ein anständiges, zurückhaltendes Wesen gewann. Dieser Kleine verschwand nach einer Weile, kam dann wieder und brachte mir ein halbes Dutzend Eier; zugleich aber zog er einen kleinen drei- oder vierjährigen Bruder hinter sich her; es ergab sich, daß er gehört hatte, ich führe Medizinen mit mir, und daß er mich um eine Arznei für seinen jüngeren Bruder bitten wollte. Ich war ganz erstaunt über die verständige Energie, welche sich darin aussprach, und gerührt zugleich über die Liebe zu dem Bruder. Dieser hatte entzündete Augenlider, für welche ich etwas von meinem Augenwasser hergeben konnte, das mit vielem Danke entgegengenommen wurde. In der Unterhaltung erfuhr ich, daß nicht weit von meinem Wege ein in dieser ganzen Gegend bekannter Lamatempel liege, den ich nicht auszulassen beschloß. Wir richteten also unseren nächsten Tagesmarsch darauf ein.

Von diesem Örtchen hier (Tai fang gab man mir als seinen Namen an) erhielt ich sechs Leute als Schutzwache mit; denn es gehe von hier durch eine gänzlich von Mosso eingenommene Gegend. Mehrere der malerisch zerlumpten Gestalten trugen lange Spieße und Hellebarden als Waffen. Sie erinnerten etwas an die ruhmwürdigen sieben Schwaben. Die Gegend war herrlich und der Ritt ein Vergnügen. Um neun Uhr (nach meiner Sonnenuhr) brachen wir auf, zunächst über tannenbewaldete freundliche Höhen, dann einen bequemen Hang hinauf, und darauf hielten wir uns stundenlang in weit ausgedehnten Nadelwäldern, indem wir allmählich immer höher anstiegen. Um uns herum lagen überall Berge, blau hinter blau, eine entzückende Hochwelt! Der schmale Pfad, auf welchem wir uns hielten, war die ersten Stunden hindurch nicht übel. Später wurde er häufiger durch riesige Baumstämme, die Sturm und Alter umgeworfen hatten, gesperrt und bereitete einige Schwierigkeiten. Wir erreichten nach dem Siedethermometer eine Höhe von 3410 Meter. Als wir darüber hinaus waren und es langsam abwärts ging, mischte sich wieder Laubwald in den Nadelwald und wurde bald überwiegend. Plötzlich lichtete sich das Gehölz, und quer vor uns öffnete sich ein weites Tal. Über einen Wiesenplan kam mir ein Mann entgegengelaufen, etwas in der Hand schwingend. Es war ein Mosso und zwar ein Abgesandter eines hier noch in relativer Unabhängigkeit herrschenden eingeborenen Häuptlings, dessen Gebiet wir betraten. Was der Mann in der Hand schwang, war ein Zettel mit

chinesischen Charakteren, den Namen dės „Tu sz'" und ein paar einladende Worte enthaltend, denn der Abgesandte sollte mich auf dem Grund und Boden seines Oberhauptes willkommen heißen. Als er bis zu zwanzig Schritten herangekommen war, kniete er — es sah sehr dramatisch aus — auf dem Rasengrunde nieder, mit einem Knie den Boden berührend, und mir den Brief seines Herrn entgegenhaltend. Dann wiederholte er die Einladung mündlich. Ich wurde aufgefordert, im Yamen des Tu sz' zu logieren. Natürlich hatte man hier vorher genügende Kenntnis von mir, meiner Reiseroute, meinem Passe u. dergl. erhalten; die Kunde von der Anwesenheit und den Absichten eines Europäers läuft in diesen wilden Gegenden schnell nach allen Richtungen, besonders zu den Anführern. Obwohl nun die Einladung ja etwas Schmeichelhaftes hatte, lehnte ich sie doch ab. Denn mein Ziel war der lamaistische Tempel, welcher hier in der Nähe lag, und in dem oder bei dem ich Unterkunft suchen wollte, um alles dort Merkwürdige in Augenschein zu nehmen. Zudem vermutete ich, daß wir bei dem Tu sz' nicht viel mehr als einen nach chinesischer Weise zurechtgemachten Yamen und einen in chinesischem Stile zugestutzten Beamten finden würden. Denn gerade die Würdenträger dieser Bergstämme greifen so leicht nach dem chinesischen Aufputz, wenn sie sich ein Ansehen geben wollen.

Den Tempel erreichten wir jetzt bald, nachdem wir noch eine tiefe Schlucht passiert hatten, die sich rinnen-



artig, mit sehr steilen Abhängen, in gleicher Richtung mit dem Hochtale hinzog, seltsam anzusehen, als ob hier einmal ein riesiger unterirdischer Gang eingestürzt wäre. Jenseits dieser Schlucht erhob sich ein kleines Plateau, und auf demselben, weithin sichtbar, thronte der Tempel. In seiner Nähe befanden sich nur ein paar niedrige Häuser, die Wohnungen der Lamas, sonst war kein Dorf zu sehen.

Es war noch heller Tag, vielleicht vier Uhr nachmittags. Da ich immer den Tempel als mein Ziel bezeichnet hatte, so bildeten meine Leute sich ein, ich wolle in dem heiligen Raume selbst übernachten und gaben diese Meinung an die Lamas, von denen bald einige erschienen, weiter. Deren Verlegenheit und Entrüstung mag nicht gering gewesen sein. Doch da ich ein Europäer mit großem Passe war und unter Protektion des Häuptlings stand, dem die Lamas hier offenbar Gehorsam leisteten, so wagte man nicht sich meiner eingebildeten Absicht zu widersetzen. Ich meinerseits hatte nur vor, das Tageslicht noch zu gründ-

licher Besichtigung des Tempels zu benutzen, und das war die Ursache, weswegen ich mit meiner ganzen Karawane gradlinig dorthin zog. Ein Lama kam und öffnete das ganz kolossale Vorhängeschloß der schweren Doppeltür, sodaß ich mich im Innern umsehen konnte. Die Einrichtung war echt tibetanisch. Der Stil des Hausbaues hatte mich erst vermuten lassen, daß ich es nur mit einem chinesischen Tempel zu tun habe. Im Innern aber zeigte sich nichts von chinesischem Buddhismus. Während ich mir die Einzelheiten ansah und dies und das erklären ließ, kam der älteste der Lamas mit der Bitte hervor, ob ich nicht in dem Wohnraume ihres Oberlama (ta lama) logieren wolle; hier sei es doch recht unbequem, dort sei alles zur Unterkunft bereit. Der Oberlama sei freilich selbst nicht daheim, mich zu empfangen, aber sein Gemach stehe mir zur Verfügung. Aus diesen Worten merkte ich erst, welche Absicht sie mir eigentlich zugetraut hatten. Ich ging nun mit verstellter Nachgiebigkeit, aber innerlich sehr froh, auf den Vorschlag ein, denn die Privaträume des Oberlama kennen zu lernen, hatte für mich einigen Reiz. Nachdem meine Besichtigung also für heute genügend war, begaben wir uns zu unserm Quartier hinüber.

Es waren drei unmittelbar aneinander gebaute Häuschen, in deren äußerstem die Residenz des Oberlama war. Ein freundlicher von einer Mauer umzogener Miniatur-Garten lag vor dem Wohnraume, sichtlich mit Liebe gepflegt, eine kleine Terrasse darin mit allerlei Blumen, einige Bäumlein, etwas Rasen. Vor dem Wohnhause befand sich

eine schmale Veranda, auf der ich zuerst mein Bett aufschlug; als es aber dann heftig zu regnen begann, verlegte ich es in das Innere des Zimmers. Dieses war halb Wohnung, halb Heiligtum. An der Hinterwand befand sich ein Altar mit gegen zwanzig Götterbildern, gänzlich lamaistischen Charakters. Mehrere von ihnen, von Seidenfähnchen verhängt, gehörten zu der Kategorie jener mit allen möglichen Scheußlichkeiten ausgestatteten „Schutzgottheiten", welche durch ihr schauderhaft verzerrtes Aussehen, durch die Ornamente von Schädeln, abgehauenen Köpfen, Händen und Füßen, von Schlangen, Schalen mit Menschenblut, geschwungenen Schwertern u. dergl. den Feinden der Religion und gefährlichen Geistern Schrecken einjagen sollen. Zwei verschlossene Schränke mochten allerlei Handwerkszeug des abwesenden Mönches enthalten. Übrigens bildete ein Bett und ein Tisch den Rest der Zimmerausstattung.

In den anstoßenden Häuslein wohnten nicht eben nur Lamas, sondern auch Laien-Familien, von denen die „Heiligen" sich wohl unterstützen und bedienen ließen. Ich sah Frauen und Kinder, die freilich ein wenig Scheu mir gegenüber bewiesen. Neugierige Zuschauer hatte ich hier gar nicht, man ließ mich völlig unbehelligt. Dem Tu sz' hatte ich als Erwiderung seines höflichen Empfanges meine chinesische Visitenkarte übersandt. Nach kurzem wurde mir von ihm ein Huhn, Mais und Reis als Geschenk zugeschickt, was ich mit einigen Kleinigkeiten erwiderte.



Zu dem Tempel sollten fünf Lamas gehören, von denen aber nur drei anwesend waren. Da sie sich bei der Besichtigung des Tempels so zugänglich erwiesen hatten, versuchte ich in der Unterredung mit einem von ihnen, ob es nicht möglich sei, das eine oder andere weniger wichtige Stück der Tempeleinrichtung oder des Kultus zu kaufen. Er wollte aber nichts davon hören, auch bei den geringfügigsten Gegenständen nicht, und wurde merklich argwöhnisch. Um ihn zu versöhnen, aber auch um zu sehen, ob ein Geschenk nicht besser den Weg bahne, bot ich ihm für den Tempel ein Bronzegefäß als meine Gabe an. Es war ein nicht uninteressantes Stück aus Kaschmir mit reichem Emailornament, das ich in Tatchienlu zufällig erworben hatte. Wegen seiner bauchigen Form war es mir im Gepäck recht unbequem, und ich beschloß mich seiner auf diesem Wege zu entledigen. Ihren Argwohn bannte ich wohl mit diesem Geschenk und erhielt auch die Zusage, daß man mir am nächsten Morgen, da ich den Tempel noch einmal zu besichtigen verlangte, sogar einen heute verschlossen gehaltenen Schrein öffnen wolle, in welchem ich eine besonders entsetzlich ausgestattete „Schutzgottheit" vermutete — denn deren ärgste Repräsentationen hält man für gewöhnlich vor den Augen der Profanen verborgen —; aber der Ankauf irgend eines Inventarstückes blieb unmöglich.

Die Lamas dieses Tempels trugen nicht, wie das sonst üblich ist, einen großen Mantel, sondern eine Jacke und weite, bis unter die Knie reichende Hosen, also die gewöhnliche Laientracht der Mosso, doch war der Kopf ge-

schoren und mit einer spitz zulaufenden Fellkappe bedeckt. Der eine von ihnen kam gegen Abend noch zu mir und wollte mich, wohl in einer nachträglichen Anwandlung von Reue, daß er mir den Raum des Oberlama überlassen hatte, veranlassen, draußen auf der Veranda zu schlafen, indem er auf die Götterbilder, besonders auf die „Schutzgottheiten" hinwies, deren grausige Erscheinung es freilich einem Mosso unbegreiflich machen mochte, wie ein Fremder mit ihnen, die ihm doch sicher nicht hold waren, die Nacht allein zubringen konnte. Aber ich war seinen Vorstellungen nicht zugänglich und habe die Nacht auch in Gesellschaft jener Unholde recht sanft verschlafen.

Bei der erneuten Besichtigung des Tempels am nächsten Morgen, die mir wahrscheinlich als besondere Frömmigkeit ausgelegt wurde, erhielt ich denn auch den Insassen jenes verschlossenen Schreins zu sehen, nachdem alle Mitläufer aus dem Tempel gewiesen und die Torflügel verschlossen waren. Er erwies sich, wie ich mir gedacht, als eine jener Schutzgottheiten, in raffiniertester Weise herausgeputzt. Mit einem behaglichen Gruseln schienen die beiden Lamas, welche dort allein mit mir in dem halbdunkelen Raume vor dem Schrein standen, auf den vielarmigen und vielbeinigen, tiergesichtigen Greuel hinzublicken, wie er Massen von Wesen unter seinen Füßen zerquetschte, Waffen und Zaubermittel in den Händen schwang und die blutgefüllte Schale zum Trank bereit hielt. Langsam schlossen sie dann den Kasten wieder und öffneten die Tür nach draußen. Der Tempel war ziemlich sauber gehalten, reich in Farben, wie die

tibetanischen in der Regel sind. Er umfaßte nur einen Raum und darüber einen Bodenverschlag.

Dieser Tempel gehörte wie der oben erwähnte der Sekte der „gelben Lamas“ an. Seine Gläubigen waren hier ohne Frage Mosso, wenn ich auch in bezug auf die beiden Lamas nicht ganz sicher bin. Ihr Gesichtstypus war tibetanisch, und sie sprachen und schrieben diese Sprache auch. Ob der Lamaismus an den Mosso dieser Gegend eine vereinzelte Eroberung gemacht hat, oder ob sie ihm im ganzen anhängen, habe ich nicht feststellen können, denn auf die Behauptungen, daß in den Bergen weiterhin unter den Mosso noch mehr Lamatempel existierten, möchte ich mich nicht unbedingt verlassen.



Vom Yamen aus wurde mir heute morgen für den Weitermarsch eine Eskorte von sechs Mann, teils Chinesen, teils Mosso, zugeschickt, die mit Schwertern bewaffnet waren. Unser Weg führte jetzt der Länge nach durch das Hochtal, auf welches wir bei dem Lamatempel gestoßen waren. In demselben lag eine Anzahl von Mosso-Dörfern. Die Häuser waren Holzbauten mit schrägem Dach, die Giebelbalken unter sehr stumpfem Winkel gegen einander geneigt, gedeckt mit Brettern, welche Steine beschwerten. Die Leute arbeiteten viel auf den reichlich vorhandenen Feldern oder weideten hier und da ihre Herden. Außer





Mais und Buchweizen sah ich wieder die europäische Kartoffel hier angebaut. Ich habe davon auch einen Vorrat angekauft; es sind weiße Exemplare, mittelgroß, während die von Ningyüen außerordentlich klein waren. Wenn wir durch Ortschaften kommen, sammeln sich die Leute neugierig zusammen. Die Frauen haben den um den Kopf gewundenen Turban aus blauem Tuch, der an sich schon recht malerisch ist, häufig noch mit Perlen oder Muscheln verziert. Die ganze Bevölkerung ist lebhaft und freundlich, man ruft uns an und lacht uns zu, besonders vonseiten der Mädchen und Frauen. Die breiten Gesichter zeigen alle rotbraune Wetterfarbe.

Am Nachmittage machten wir Halt in dem Örtchen Yo tsao ping. Die Bevölkerung war gemischt aus Chinesen und Mosso. So war es auch mit den Bewohnern der Herberge, in welcher wir Quartier nahmen. Es war das größte Gehöft. Der Besitzer, ein älterer, freundlicher Mann, behauptete Chinese zu sein, was nach seinen Gesichtszügen auch zutreffen mochte. Es waren aber drei Frauen (nebst verschiedenen Kindern) dort — ob alle die seinigen, weiß ich nicht — welche ohne Zweifel „eingeboren“ waren. Die Gebäude (Lehmmauern mit Fachwerk) lagen um einen rechteckigen Hof herum, der, wie ich bald sah, als eine Art Hürde für die in der Dämmerung einrückende Herde von Pferden, Schafen und Ziegen diente. Zwei Seiten der ringsherum laufenden Gebäude bildeten Wohn- und Schlafräume, das übrige war Stallung. Es schwärmte natürlich von Fliegen, dagegen waren Moskiten selten. An der

Wand des größeren Raumes, der mir angewiesen war, hingen zwei jener primitiven Vorderlader, wie ich sie schon oft in den Händen von Lolo und Mosso gesehen hatte.

Eine neue Geleitschaft, mit Schwertern, Spießen und Stangen ausgerüstet, löste die alte ab, um mich von hier am nächsten Morgen weiter zu bringen. Die Gegend behielt gleichen Charakter, Wiesen und Felder in einer Hochebene, um welche herum am Horizonte überall blaue Berge lagen, Gehöfte und Dörfchen von Zeit zu Zeit. Um Mittag wurden wir angehalten an einer Stelle, wo sich eine Anzahl bewaffneter Mosso aufgestellt hatte, um uns zu erwarten. Ich vermutete etwas Feindseliges, aber es zeigte sich bald, daß wir hier die Grenze eines neuen kuan (Distrikts) überschritten, dessen Oberhaupt mir daher eine Schutzwache aus seinen Leuten zuschickte. Ich hatte nun im ganzen zwölf Leute um mich, denen mein Wohl und Wehe am Herzen lag. Dabei war unter ihnen kein einziger mein persönlicher Diener, kein einziger im strengen Sinne verpflichtet, mir zu gehorchen, abgesehen von den beiden Maultiertreibern, die ich gedungen hatte, aber auch nur tageweise, und ich hatte keinen Finger dazu gerührt, daß mich solch ein Troß umgab. Die Leute benahmen sich alle untadelig und sehr hülfreich, obwohl sie nur auf ein gewisses Trinkgeld rechnen konnten. Einige von ihnen waren Mosso. Sie ordneten sich den Chinesen unwillkürlich unter und bekamen zum Beispiel kleine Gegenstände, die zu tragen waren, sogleich von ihnen aufgepackt, ohne sich zu sträuben. Ihr Wesen kam mir aber doch auch hier, ob-

wohl sie armselig aussahen, reservierter und vornehmer vor als das der gewöhnlichen Chinesen. Sie sprachen Chinesisch. Doch sagte mir einer, er verstehe und schreibe auch Tibetanisch.

Diese Eingeborenen müssen doch tüchtige Kultivierer sein. Das Gebiet, durch welches wir kamen, wurde früher offenbar von wildem Urwald bedeckt. Sie sind noch an einigen Orten mit der Entwaldung (durch Feuer) beschäftigt. Aber unter ihren Händen ist eine weite Strecke ganz wohnlich und anbaufähig geworden. Ein gewisser romantischer Reiz verliert sich damit ja aus diesen Höhen; aber daß man Urwälder und Raubzeug aller Art um der Romantik willen schone, kann niemand von ihnen verlangen. Übrigens haben sie auch in den angebauten Gegenden genug Holz stehen lassen, um die Gegend frisch und anmutig zu machen. Es war oft ein wirklich erquickendes Reiten durch diese baumumschatteten, wasserberieselten, reichen Wiesen und Felder hin. Am Nachmittag kamen wir wieder in wahre Wälder. Gelichtet war auch hier zuweilen schon, und ein künstlich angelegter, gut gemeinter Weg führte hindurch. Aber den Geist des alten Urwaldes spürte man noch deutlich genug. Einsam und immer einsamer wurde es. Selten begegnete uns einmal ein Trupp Mosso, Männer, Frauen und Kinder, die der fremden Karawane scheue Blicke zuwarfen. Daß indes diese waldverdeckten Berge und Täler nicht ohne Leben un Ansiedelungen seien, ging daraus hervor, daß dem fröhlichen Jauchzen meines einen Pferdejungen, der die Wild-

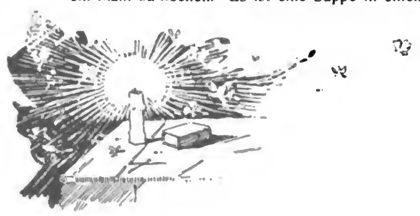
nis oft von seiner munteren Stimme widerhallen ließ, zuweilen aus der Ferne der Juchzer eines Hirten oder das Bellen eines Hirtenhundes antwortete. Wir zogen, als der Abend nahte, eiliger vorwärts, denn die Männer fürchteten, daß uns die Dämmerung überfalle, ehe wir die zur Nachtrast ausersehene Ansiedelung erreichten. Doch gerade als die untergehende Sonne im Westen ihr Farbenspiel begann, lichtete sich der Wald, Haferfelder und anderer Anbau zeigte sich, und dann, eingerahmt von den blauen Waldhöhen, ein Mosso-Dorf.



In einem niedrigen Blockhause kehren wir ein. Die Bewohner verraten nicht viel Staunen über unsere Ankunft. Eine Alte zündet Feuer auf den Herdsteinen an, ein paar Männer und junge Frauen kommen herzu und sehen sich an, wie mein Gepäck abgeladen und die Lagerstatt hergerichtet wird. Im Innern des Hauses, wo einzig durch die Tür Licht eindringen kann, ist es schon dunkel; aber draußen genügt der Dämmerschein des Abends noch zum Schreiben. So setze ich mich denn auf die Dorfgasse, um meine Aufzeichnungen zu machen. Zwei meiner Kisten werden als Tisch verwendet, und eine Art Schemel, das einzige zum Sitzen geeignete Gerät, das ich erspähen kann, dient als Stuhl. Allmählich sammeln sich etwa zehn der Eingeborenen um mich herum und starren mein

Schreiben an, ebenso lautlos, wie Wald und Berge in der Ferne stehen. Ein Dutzend Hütten mögen da beieinander liegen, alles Blockhütten mit breitem, niedrig heruntergehendem Dache. Ringsherum Felder, und dann beginnt Gehölz die Höhen zu umkleiden, die jetzt schon schwarz und nächtlich daliegen. Man fühlt sich in einer märchenhaften Abgeschiedenheit von der großen Welt da draußen.

Das Tageslicht vergeht vollends, ich muß mein Schreiben in der Hütte bei einer meiner Kerzen fortsetzen, indem ich mich dabei auf mein Lager kauere. Ein mächtiges Feuer flackert auf, woran unser Abendessen kocht. Außer meinen Leuten, die aber nicht alle hier sind, sondern sich zum Teil wohl andere Hütten ausgesucht haben, bemerke ich von Mosso einen alten Mann, der etwas mürrisch zu sein scheint, eine alte Frau, zwei junge Männer und drei junge Frauen oder Mädchen. Die letzteren haben angenehme Züge und ein freundliches, ungezwungenes Wesen. Ihr besonderer Aufenthaltsort ist ein kleiner Nebenraum, der durch ein Geflecht abgetrennt ist von unserm allgemeinen Gemache. Dorthin ziehen sie sich öfter zurück. Übrigens gehen auch Nachbarn ab und zu; die Tür steht noch offen, sodaß ich den letzten Tagesschein dadurch wahrnehme und die am Firmamente aufblitzenden Sterne. Mein Abendessen ist nun fertig, und ich speise, auf meinem Schaffell thronend, mit bestem Appetit. Bald genießen auch meine Leute das ihrige, und nun erst benutzen die Mosso das Feuer, um auch sich ein Mahl zu kochen. Es ist eine Suppe in einem eisernen



Topfe, aus welchem sie sich jeder eine Portion in einen hölzernen Napf gießen, um davon zu trinken. Dazu essen sie ein grünlich aussehendes grobes Brot, nach Behauptung meiner Leute aus Buchweizen bereitet. Gesprochen wird dabei nicht viel. Auch nachher, während sie um das beständig unterhaltene Feuer hocken, ist das Gespräch nicht lebhaft. Doch sitzen sie noch Stunden so, bis tief in die Nacht hinein. Auch von draußen kommen von Zeit zu Zeit noch Gestalten herein und lagern sich am Feuer. Andere gehen hinaus. Die Tür bleibt offen.

Ich wartete lange, sie beobachtend, und war gespannt, ob sie sich nicht auch endlich niederlegen würden. Schließlich ging ich noch einmal hinaus, nach meinem Pferde zu sehen. Es war draußen angebunden, und als mir das doch etwas bedenklich vorkam, versicherten meine Leute, ich könne ohne Sorge sein, niemand werde wagen, es zu stehlen. Den Ruf der Ehrlichkeit müssen diese Mosso also wohl besitzen. Während ich einen der Eingeborenen ausschickte, mir für das Tier noch ein paar Maß Hafer zu holen, genoß ich in der Stille und Dunkelheit den Eindruck der erhabenen Nacht. Klar und glänzend standen droben die ewigen Sterne, besonders leuchtend das schöne Bild des Skorpions. Weithin lag die Erde schwarz, und man vernahm nichts als ein leichtes Rieseln irgend eines Wassers und ein paar unsichere Nachtgeräusche. Bald kam der Mann mit dem Hafer zurück, den ich dem Pferde gab. Jetzt meldeten sich ein paar argwöhnische Hunde in der Nähe mit ihren tiefen, rauhen Stimmen. Doch ich

begab mich nun wieder in die Hütte und legte mich zur Ruhe. Als ich später einmal aufwachte, sah ich noch zwei der Mosso an dem niedergebrannten Feuer sitzen, die andern lagen auf dem Boden im Schlummer. — — —

Die Mosso nehmen als Bezahlung englische Rupien, also die Währung, welche auch die Tibetaner anerkennen. Und zwar zerlegen sie auch wie jene eine ganze Münze mit dem Messer in halbe oder viertel Stücke, wo der Gebrauch es nötig macht. Unter sich werden sie Geld schwerlich anwenden, sondern mit Tausch auskommen.

Der Name dieses Örtchens hier soll Pao lao sein.

Eine etwas überraschende Entdeckung machte ich am nächsten Morgen, als die Helligkeit des Tages mir gestattete, mich in der Hütte etwas genauer umzusehen. An einer Stelle der Holzwand war nämlich ein chinesisches Götterbild auf die rohen Baumstämme geklebt, einer jener billigen Buntdrucke, eine männliche Figur in kriegerischer Attitüde, angeblich san wang, der Berggott. Davor stand eine jener bekannten chinesischen Messingschalen, in welchen vor den heiligen Bildern Weihrauch verbrannt wird. Offenbar fangen also diese „Ureinwohner" an, die chinesische Götterwelt in ihren Gesichtskreis aufzunehmen. Es schien ihnen nicht zu gefallen, daß ich das Papier in Augenschein nahm und mich mit meinen Leuten darüber unterhielt. Um sie zu versöhnen, teilte ich einige kleine Geschenke aus, die mit Staunen und sehr lebhaft geäußerter Dankbarkeit entgegengenommen wurden.

Den ganzen nächsten Tag zogen wir noch durch waldbedecktes Bergland, das nur von Mosso bewohnt wird. Kein Chinese kam in Sicht, wohl aber immer wieder die phantastischen Figuren der Eingeborenen, manchmal rechte Räubergestalten; es waren sowohl einzelne wie größere Gesellschaften. Feindseligkeit zeigten sie nie, Neugier nur in geringem Maße. Der Weg war ein schmaler durch Gebrauch gebildeter Waldpfad. Lichtungen, von den Mosso hergestellt und angebaut, unterbrachen mehrfach die Wildnis. Die meisten Felder wiesen Hafer auf. In einer solchen Lichtung, welche ein über mehrere Hügel sich hinziehendes großes Haferfeld einnahm, machten wir Mittagsrast. Wohnungen sah man keine in der Nähe. Doch hatte sich, damit das reife Getreide nicht gestohlen und abgeweidet würde, eine Wache von Eingeborenen in die Nähe postiert, die bei unserer Ankunft nur aus drei Frauen bestand. Sie hatten unter einem kleinen Schutzdach ein Feuerchen angelegt und zeigten sich durchaus nicht eingeschüchtert oder verlegen, als wir unmittelbar bei ihnen Halt machten. Im Gegenteil wehrten sie energisch den Pferden, wenn diese von der kleinen Wiese in die Felder gehen wollten, und zankten mit meinen Leuten deswegen. Sonst waren sie zurückhaltend, flüsterten wohl untereinander, ließen sich aber mit uns, obwohl wir ja Mosso als Geleitleute bei uns hatten, in kein Gespräch ein. Nach einer Viertelstunde kamen dann auch Männer herzu, die jedenfalls zu ihnen gehörten und wohl nur momentan fern gewesen waren. Diese trugen Waffen.

Gegen Abend erreichten wir ein weites, halb waldiges, halb angebautes Tal, in welchem die hin und her zerstreuten Hütten eines größeren Ortes, Sao ping, lagen. Man brachte mich zu dem ansehnlicheren Gehöfte des Dorfältesten. Das Haupthaus war aus Fachwerk und Lehmwänden nach chinesischer Weise gebaut, mit Ziegeln gedeckt, die Nebengebäude Blockhütten, das Ganze rechteckig einen Hof umschließend. Es schien ein wohlhabendes Gewese, viele Menschen, chinesischer wie Mosso-Typus, und ein Reichtum von Vieh, Schweinen, Hühnern, Pferden und Hunden gehörte dazu. Der Besitzer war Chinese, seine Frau (oder Frauen) Mosso.

Das Haus hatte ein Obergeschoß, welches ich mir gleich zur Unterkunft auswählte. Darüber entstand erst große Verlegenheit. Die Frau besonders lamentierte: das gehe nicht an. Warum denn nicht? Nun, da oben sei die Wohnung des Gottes des Reichtums (Tsai schen). Ich kletterte die Stiege hinauf und befand mich auf einem großen Bodenraum, den Vorräte der mannigfaltigsten Art, besonders Mais und Hafer, füllten. Pflanzen, wohl heilkräftige, hingen dort zum Trocknen; Kisten mit unbekanntem Inhalt und allerlei Gerümpel stand umher; in einigen Nischen lagen Schriftstücke, sämtlich chinesisch, Briefe und Rechnungen. Mitten auf diesem Boden fiel ein Schrein mit einer zusammen zu klappenden Doppeltür ins Auge, im Innern prangte eine rohe Buntmalerei, eine wirre Menge von Göttergestalten darstellend, unter ihnen hervorragend der erwähnte Gott des Reichtums. Vor dem

Schrein stand ein Messinggefäß, in welchem die Weihrauchstäbchen verglühten. —

Daß eine gewisse Angst die Leute erfaßte, der Fremde möchte durch seine Anwesenheit den günstigen Einfluß des Gottes auf das Gedeihen des Hauses stören, ist ja begreiflich. Unter dem Eindruck einiger Geschenke beruhigte man sich aber allmählich über meinen Charakter, und so wurde denn zugegeben, daß ich mit Tsai schen Nachbarschaft machte. Während ich dann im Dämmern auf meinem improvisierten Lager ausruhte und träumend die allmählich in Schatten sinkenden Ziegel und das Gerümpel anstarrte, kam die Mosso-Frau ganz arglos mit einem Räucherstöckchen herauf, das sie unter einer Verneigung und kurzem Gemurmel vor Tsai schen aufpflanzte. Die übliche Verehrung wurde also nicht unterbrochen. Oder sollte er versöhnt werden für meinen Einbruch? —

Am folgenden Tage hielt mich starker Regen hier fest. Ich versuchte vergebens, Proben einer eigenen Schrift der Mosso zu erhalten. Man hatte mir früher von etwas Derartigem gesagt. Hier aber antworteten die Leute auf alle dahinzielenden Fragen ausweichend und erklärten, die Mosso schrieben nur in chinesischen Charakteren oder tibetanisch.

Der chinesische Beamte von Yungpe, der nächsten größeren Stadt, von welcher ich nun nicht mehr weit entfernt sein konnte, mußte schon von meiner Annäherung gehört haben, da er mir drei Leute bis hierher entgegenschickte, um mich einzuholen. Sie stellten sich mir knie-

fällig vor, wie das so die Sitte ist. Ich befahl ihnen, Sorge zu tragen, daß am nächsten Morgen zeitig die nötigen Pferde (welche von hier neu genommen werden mußten) bereit seien, damit ich noch bei Tage in Yungpe eintreffe. Sie versprachen, alles mit dem Dorfältesten zu arrangieren. Dennoch war es am andern Morgen eine lange Geduldsprobe. Stunde auf Stunde verging, als alles gepackt war, und die versprochenen Pferde erschienen nicht. Auf meine Anfrage erklärte man mir freundlich, sie würden nun bald kommen, aber sie seien noch auf der Weide. Ich hielt mich schließlich an die Geleitsoldaten, denn die sind für dergleichen da. Sie hatten die drollige Manier, sobald ich ihnen meine Ungeduld ausgedrückt hatte, hinauszugehen und vor dem Gehöfte mit irgend welchen Leuten sich eine Weile tüchtig herumzuzanken. Dann kamen sie höchlichst befriedigt zurück, zündeten sich ihr Pfeifchen an und lagerten sich behaglich an dem Feuer, offenbar in der Überzeugung, nun redlich ihre Pflicht getan zu haben. Draußen aber erfolgte nichts. Ich mußte schließlich energischer werden, trieb sie also alle von dem faulen Platze am warmen Herde auf und jagte sie fort mit dem Auftrag, die Pferde jetzt wirklich herzubringen. Sie liefen hinaus wie üblich und zerstreuten sich unter bramarbasierendem Gelärm. Dann wollte einer nach dem andern sachte ans Feuerchen zurückschleichen. Aber ich vertrat dem ersten vor dem Hoftore den Weg. „Wo sind die Pferde?“ — „O, dahinten auf der Weide, sie werden kommen“. — „Ehe die Pferde nicht hier sind, kommst du nicht ins Haus. Fort und bring die Pferde“.



Das war ihnen ungemütlich, im Freien bleiben zu müssen und nicht zum Feuer und zum geliebten Pfeifchen zurück zu können, und nun dauerte es nicht lange, da brachten sie wirklich drei Tiere mit den Treibern heran.

Wir hatten etwa 50 Li bis Yungpe vor uns, die wir indes, da es sog. kleine Li waren, in $4^1/_2$ Stunden zurück legten. Der Weg führte anfangs durch enge dichtbewachsene Täler mit einem Wassergeriesel, das erstaunlich war. Alle Augenblicke hatte ich ein Bächlein zu durchwaten. Unter den Zweigen der Bäume hin und bei dem vielen Geranke, das von oben herabhing, mußte man sich beim Reiten vorsehen, wenn man ein Schicksal à la Absalom vermeiden wollte. Auch der geröllige Weg machte Unbequemlichkeiten. Zwei Pässe von ungefähr 2400 und 2900 Meter waren zu überwinden. Wir bogen darauf ganz nach Westen herum und traten, noch im schönen hellen Nachmittagslichte, plötzlich hinter einer Bergecke hervor, indem der Blick auf ein weites, von Südosten nach Nordwesten die Bergwelt zerteilendes Tal sich öffnete. Mitten darin lag Yungpe.

Es ist eine unabhängige Ting- (Subpräfektur-) Stadt[1]. Sie breitete sich mit ihrer mächtigen Mauer malerisch und verheißungsvoll vor uns aus, während wir langsam den guten Pfad am Abhange der nördlichen Höhen entlangtrotteten. Das Tal, grün von Reisfeldern und anderem Anbau, erweckte trotz des freundlichen Anblicks, den es im Licht der Sonntag-Nachmittag-Sonne bot, etwas die Besorgnis, daß wir es hier wieder wie in dem fruchtbaren Tale von Ningyüen mit Moskiten und Fieber würden zu tun bekommen Die letzte

---

[1]) Auf der sonst vorzüglichen Karte von Br. Hassenstein zu Pet. Mitt. 1883, 1, ist Yungpe als ein Fu eingetragen. Das ist ein Irrtum.

halbe Stunde Abstieg in die Ebene wurde durch den Zustand des Weges sehr beschwerlich. Es war ein unsicherer Mergelboden mit vielen Rissen, Spalten und Löchern und oft recht steiler Senkung. Einen hier aus den Bergen hervorbrechenden Zufluß des Stromes der Ebene, welcher an Yungpe vorüberfließt, überschritten wir auf einer guten Steinbrücke. Ins Tal hinabgekommen, mündeten wir auf eine „Hauptstraße" ein, den Hochweg, welcher von Yungpe dann weiter nach Tali führt. Die Pflasterung aber, deren sich solche Hochwege meistens wenigstens streckenweise rühmen, war in einem so halsbrecherischen Zustande, daß ich einen gewöhnlichen Waldpfad vorgezogen hätte.



Nach langer Quälerei auf dem durch tiefe Lücken, Wasser und Morast zwischen den Steinblöcken wahrhaft gefährlichen Wege erreichten wir endlich die Stadtmauer und ritten an ihr entlang einem der Tore zu. Grade stieg wieder ein Regenwetter auf. Als die ersten Tropfen fielen, erspähte ich seitab außerhalb der Stadt einen ansehnlichen Tempel. Wir lenkten dahin und hatten es nicht übel getroffen. Geräumig und luftig genug wenigstens war unser Lokal. Der Tempel war taoistisch und hatte eigene Gasträume, er wurde offenbar auch von Chinesen als Herberge benutzt, und bei unserm Eintreffen hauste in einem Teil der Räume schon eine Partie von Bürgern aus Yungpe,

die eine kleine Sommerfrische zu genießen schienen. Sie behelligten mich nicht. Priester gab es keine. Eine Alte hielt den Tempel in Ordnung.

Ich mußte die meisten meiner Leute bald auf Besorgungen und zur Anmeldung bei dem Beamten in die Stadt schicken. Lichter waren nicht mehr vorhanden. Es wurde ganz dunkel, ohne daß die Entsandten zurückkehrten, und ich knabberte in der Finsternis ein wenig an einem Rest kalten Huhns, trank zwei rohe Eier aus und streckte mich dann auf mein Lager. Doch ehe ich entschlummern konnte, kamen zwei Abgesandte des Yamens mit den Visitenkarten zweier Würdenträger sowie Geschenken, zwei Hühnern und einem Topf mit Weizenmehl. Dann kehrten auch meine Boten zurück, brachten Lichter und einige Teeblätter. Beides war ein Geschenk vom Yamen her, da sie angeblich Tee der späten Stunde wegen nicht mehr hatten kaufen können und Lichter in dieser Stadt überhaupt nicht zu haben seien. Das war mir erst unglaublich, weil doch die chinesischen Lichter sonst in größeren Orten überall im Handel sind. Es wurde mir aber am folgenden Tage bestätigt. Man beleuchtet hier mit Öllämpchen oder Kienfackeln; Lichter sind ein Luxus, den nur Wohlhabende sich aus der Ferne her besorgen.

Spät, als ich schon eingeschlafen war, rückte noch eine Ehrenwache vom Yamen an, um die Nacht zu meiner Sicher-



heit bei mir zu verbringen. Sehr ungeniert traten sie mit ihren Fackeln dicht an mein Lager, um sich zu melden, und machten es sich dann in einem der anstoßenden Zimmer bequem.

Da die Beamten sich mir so höflich erwiesen hatten, so stattete ich ihnen am andern Morgen Besuche ab, zunächst dem Tung tsche, dem Subpräfekten und Oberhaupte der Stadt, dann auch einem militärischen Beamten, welcher den Rang eines Tsan Tsiang, d. h. etwa Oberstleutnants, und das Kommando über die Truppen der Subpräfektur hatte. In dem Subpräfekten fand ich einen liebenswürdigen und klugen noch jüngeren Mann (von 43 Jahren), anscheinend lebhaft für mein Wohlergehen interessiert. Der Militär dagegen war ein alter stumpfer und gedankenloser Herr mit einer so undeutlichen Sprache, daß ich ihn schlechterdings nicht verstehen konnte. Er schien das selbst vorauszusetzen, denn er hatte einen jungen Diener neben sich, der mir jedesmal die Worte seines Gebieters in deutlicherem Chinesisch zu wiederholen hatte. Beide Beamte erwiderten meinen Besuch nach wenig Stunden, der Präfekt in der grünen Sänfte, der Oberstleutnant zu Pferde. Dem ersteren verehrte ich zum Dank für die mir erwiesenen Aufmerksamkeiten eine Auswahl aus meinen Medikamenten als Gegengeschenk. Ich muß damit sehr sein Herz gerührt haben, denn er erwiderte die Gabe seinerseits noch einmal mit einem Geschenk, welches dicht vor meinem Aufbruch eintraf und mir auf der Weiterreise die besten Dienste er-

wies; es bestand in nichts Geringerem als einem prächtigen geräucherten Schweineschinken nebst einem Maß Kartoffeln.

Die Stadt Yungpe macht, obwohl sie die Zentrale einer weiten Umgegend ist, einen stillen und betrieblosen Eindruck. Ein Landstädtchen. Viel Gebiet innerhalb der hübsch übergrünten Stadtmauer weist keine Häuser, sondern nur Felder, Gärten oder offenes Brachland auf. Jener Mohammedaner-Aufstand, die furchtbare Parallele zur zweiten Hälfte des Taiping-Krieges, wird auch hier seine Spuren gelassen haben. Die Leute waren freundlich und nicht allzu lästig, wenn schon der Besuch der zwei Beamten allerlei Neugierige aus der Stadt in unsern stillen Tempel herübergezogen hatte. Da es bekannt geworden war, daß ich Medizin mit mir führte, so drängten sich auch manche mit einer dahin gehenden Bitte an mich heran. Überwiegend war es ein Leiden an den Augen, wofür sie Hilfe suchten, und meistens genügte Borwasser oder eine einfache Salbe.

Unter allerlei Beschäftigung ist so der freundliche Sommertag dahin gegangen. Die Sonne versinkt hinter den Bergen, welche die grünen Felder in der Ferne einrahmen. In dem grasbewachsenen Tempelhofe, auf den ich von einem der zweistöckigen Seitengebäude hinabschaue, hat sich lange die lebenslustige Jugend von Yungpe getummelt und umhergetrieben. Zwei muntere Bürschlein übten sich emsig im Purzelbaum-Schlagen und Auf-den-Händen-Gehen. Jetzt mit der Dämmerung, während die Frösche ringsum ihr Konzert anheben, verziehen sie sich. Mein frischbeschlagener Apfelschimmel steht drunten angebunden und



verzehrt wohlgefällig seine Portion großer Bohnen. Einer der Geleitsoldaten mörsert mir mit Steinen ein Stück des eingekauften Salzes (noch Yentching-Salz) und schüttet es in die Büchse. Eine wohltuende Feierabend-Stimmung liegt über dem Ganzen. Ich gehe langsam noch einmal hinab zu dem Heiligtum, welches den Hintergrund des Tempelrechtecks bildet. Der letzte Tagesschein fällt auf die steifgeschnitzten, grellbemalten Bilder der „fünf Fürsten", denen der Ort geheiligt ist. Grotesk hängen die Haare der Bärte und Augenbrauen, natürliche Pferdehaare, die in dem Holz befestigt sind, aus den braunroten Gesichtern herunter, während die kohlschwarzen Augen mich anstarren. Dort an der Seite hängt eins jener Orakelbücher, bei denen der Chinese so manchmal in wahrer Not seine Zuflucht sucht. Ich schlage es auf. Es ist ein schön geschriebenes altes Manuskript, aus der Zeit des Kaisers Tao kuang (1821—51). Ich lese einen der Sprüche:

明翠閣

觀音籤第三 下下

衝風冒雨去還歸
役役勞身似燕兒
啣得泥來成壘後
到頭壘壞復成泥

Die Wasser grollen, und die Wogen rollen und der Fischer gebraucht die Angelrute;
Während er emsig dabei ist, kommt er an die Tzuling-Sandbänke.
Wolken, Wellen, Wind und Mond gehen, ohne daß er es beachtet,
Da ist es nicht wunderbar, wenn er einen Fisch mit goldenen Schuppen fängt.

Das ist also die chinesische Pythia. Das ist eins der Worte, welche das Los dem bekümmerten und aufgeregten Herzen zuwirft, daß es sich damit zurecht finde. Ein anderes lautet:

Die Blumen blühen und welken Jahr für Jahr,
Wenn ein Mensch alt geworden, wie kann er seine Jugend erneuen?
Auszeichnungen und Ehren, die du erwarbest, sind nun dahin.
Doch alles hängt ab vom Willen des Himmels.

Der feine Duft eben entzündeter Räucherkerzen zieht durch den stillen Raum, während ich dies lese. Draußen fegt die Alte, die Tempelwärterin, den Steinflur, sonst hört man keinen Menschen. Unendlich schwermütig überkommt es mich vor diesen Idolen und dieser trügerischen Weisheit, die beide so töricht scheinen, so leicht zu durchschauen, und doch vermöge einer unbezwingbaren Anlage des Menschen Jahrhundert auf Jahrhundert diese Leute hier in ihrem Banne halten.

Darüber ist die Sonne ganz untergegangen. Während ich zurückschlendere in mein Gemach, wandelt mit mir ein Nachhall des Wortes:

Die Blumen blühen und welken Jahr für Jahr;
Wenn der Mensch alt geworden, wie kann er seine Jugend erneuen? —

— — — — — — — — — — — — — —





Kap. 8. Nach Tali.

Es waren noch fünf bis sechs Tagemärsche von hier bis nach Tali. Der erste brachte uns an den bedeutenden südwestlich von Yungpe gelegenen Bergsee, welchen größere Karten von China andeuten. Nur wenige Stunden waren wir unterwegs, von der Ebene her wieder in die Berge kletternd, als zwischen der niedrigen und lichten Tannenbewaldung das prächtige blaue Seeauge herausblickte. Der See hat eine ovale Gestalt, die Längsachse erstreckt sich von Norden nach Süden. Wir zogen am östlichen Ufer hin, wo die Höhen sich sanft nach dem Wasser abdachen. Im Westen steigen die Berge schroff empor und zwar, wie es aus der Ferne scheint, ziemlich dicht bis ans Ufer herantretend. Jene Bergmassen sind nach Angabe der Leute von „Ureinwohnern" und Mantchia (Tibetanern) bevölkert.

Der klare freundliche Sommertag verhalf dem hübschen Landschaftsbilde so recht zur Geltung. Nachdem wir, noch früh am Nachmittage, in dem Dörfchen Hai yao pu un-

mittelbar am Ostrande des Sees Halt gemacht hatten und ich in dem etwas über den Hütten thronenden Ortstempelchen zur Ruhe gekommen war, genoß ich mit Behagen den Blick auf dies Idyll blauer Berge, grüner Ufer und blaugrünen Wassers. Um das Dorf herum, das rein von Chinesen bewohnt schien, zeigte sich überall fleißiger Anbau, doch gab es auch Stücke Weideland dazwischen, auf dem wir unsere Tiere sich letzen ließen. Der Nachmittag war so lieblich, daß wir eine Zeitlang alle gemeinsam dort unter den weidenden Tieren im Grase lagen. Äußerlich so ähnlich in der Situation und einander so nahe gerückt, welch ein innerer Abstand trennte uns doch zugleich, als ich dort die anmutigen Bilder dieser Fremde in meiner Seele verschmolz mit dem unvergleichlichen Liede der vier Nachtzeiten aus dem Anfang von Goethes Faust, zweiter Teil, während meine Begleiter träumend zum Himmel starrten und dachten — — ja, wer weiß, an was? — Die Dorfbewohnerschaft näherte sich mir hier gar nicht, obwohl der Schlüssel zu dem Tempel erst aus dem Dorfe hatte geholt werden müssen und man daher offenbar auf mich aufmerksam geworden war.

Am andern Morgen verfolgten wir das Ostufer des Sees noch weiter südwärts, etwa drei Stunden lang. Darauf verließen wir das mehr südwestlich sich wendende Gestade, in der Senke weiter ziehend, von welcher der See nur ein mit Wasser ausgefüllter Teil ist. Die Wege wurden häufig von einer hochstämmigen Kaktusart eingefaßt. Es waren förmliche Bäume mit anscheinend dicker fester Rinde, doch wenn man sie anschnitt, war sie weich, und

ein reicher milchiger, klebriger Saft quoll hervor. Die weichen Blätter saßen auf achteckigen stacheligen Stengeln, welche durch Einschnürungen in Abteilungen zerfielen. Eine andere Kaktusart wuchs bisweilen auf den Dächern von Häusern. Als wir um Mittag auf grünen Weiden unter fliegenden Wolken am Rande eines Gebüsches Halt machten, um die Tiere grasen zu lassen, zogen nicht weit von uns zwei andere Karawanen vorüber, deren Treiber von Zeit zu Zeit einen jener birmesischen Gongs schlugen, welche man bis hierher importiert. Die vollen sonoren Töne der beiden Instrumente waren gerade um eine kleine Terz im Klange verschieden, und es scholl wie Dorfkirchenglocken noch lange schön über das Feld zu uns herüber.



Spät am Abend erst erreichten wir den geringen Ort Liu kuan tang. Er liegt mitten in fruchtbarem, auch gebüschreichem Lande, der Fortsetzung des Seebeckens. Die durchschnittliche Höhe dieser Gegend ist noch 1500 Meter, aber diese Striche mit ihrem guten Anbau, ihren vielen Ortschaften und der immer zunehmenden Sommerwärme kommen einem wie Tiefebene vor. Ein ärmlicher Tempel, in eine ganze Anzahl lehmwändiger Gelasse mit kleinen Höfchen dazwischen zerfallend, nahm uns auf, verschaffte uns aber bei der Abgeschlossenheit von jedem frischen Luftzuge und der starken Moskitenplage keine besondere Nachtruhe. Am Morgen kurz vor unserem Aufbruch erschien mit einem gewaltigen Schweif von Menschen der Ortsvorsteher, ein devoter und ängstlicher Mensch, um mir ein Geschenk an frischem Fleisch

darzubringen, wovon ich einen kleinen Teil annahm und mit einem Gegengeschenk erwiderte.



Wir näherten uns nun immermehr dem Oberlauf des Yangtzekiang, dem Kinschakiang oder Goldsandflusse. Der Boden wurde lößartig und staubig. Der von Süden her wehende Wind milderte die Hitze ein wenig, doch wenn ich durch einen Hohlweg ritt, welcher die Brise absperrte, so war es wie in einem Backofen. Wir verfolgten westliche Richtung, immer noch mehr abwärts steigend, und hielten auf den Ort Tchinkiang zu, in dessen Nähe eine Fähre über den Goldsandfluß setzt. Schon gegen Mittag erreichten wir ihn. Meine Leute wären gar zu gerne sogleich in dem Wirtshause des armseligen Nestes geblieben, das aus wenig mehr als einer langen Straße bestand, und behaupteten, einen Tempel gebe es hier nicht, in dem ich etwa Quartier nehmen könne. Doch erfuhr ich von Einwohnern, daß eine Viertelstunde jenseits ein Tempel des Erdgeistes (Tutschu) zu finden sei nicht weit von der Stelle der Fähre. So trieb ich denn dahin.

Es war eine willkommene Unterkunft. Inmitten reich bestandener Felder erhob sich auf einer Anhöhe eine größere Tempelanlage, isoliert und still, in dem geräumigen Hofe wiegten ein paar alte weitästige Bäume ihre Gipfel. Daß der von Süden kommende Luftzug uns hier stärker

umspielte, war ein rechter Segen, denn die Hitze stieg zu einer wahren Glut. Mein Thermometer zeigte 96° Fahrenheit. Die Fähre sah ich vom Tempel ganz deutlich. Eine große Schar von Lasttieren, die abgesetzten Packsättel neben ihnen, warteten am Strande auf das Übersetzen. Es mußte eine Geduldprobe sein in der Mittagsglut, denn erst nach einer Stunde kam es wirklich zum Transport. Wir unsererseits beschlossen den Übergang am nächsten Morgen in aller Frühe zu bewerkstelligen und die Hitze des Tages unter Dach und Fach vorübergehen zu lassen. Die Wasser des Yangtze zeigten hier dieselbe graugelbe Farbe wie bei Schanghai. Es wird aber zeitenweise verschieden sein[1]). Drei Monate sind es her, seit ich den Riesenfluß zuletzt sah. Von einer Höhe hinter Tschungking her warf ich ihm den Abschiedsblick zu. Erfahrungsreiche Monate! —

Den ganze Nachmittag über blieb es furchtbar heiß. Die Deckel an meinen paar Büchern bogen sich, und alle Gegenstände schienen Wärme auszuhauchen. Dabei liegt dieser Ort noch in einer Höhe von über 1000 Meter. Zum Glück hatten wir Ruhe vor Besuchern. Nur ein Dorfältester aus der Gegend, ein Herr Yo, machte mir mit seinem Söhnchen seine Aufwartung und brachte ein Geschenk von zwanzig Eiern. Als Gegengabe trag er eine Büchse mit Nadeln davon. Abgesehen von dieser Unterbrechung lag oder saß ich lethargisch da und senkte meine Blicke in das Laubgrün der Bäume auf dem Klosterhofe.

[1]) Hosie erwähnt bei einem Übergang in diesen Gegenden, daß das Wasser des Flusses klar gewesen sei.

Schon in dem Sehen meinte ich etwas wie Kühlung zu empfinden.

Um ½6 Uhr am anderen Morgen waren wir am Flusse, wo die Fähre bereit lag. Die Ufer sind hier flach, an beiden Seiten Felder. Das Wasser schießt so schnell dahin, daß man das Fährboot erst eine Strecke weit am diesseitigen Ufer aufwärts rudern resp. ziehen muß, um einigermaßen den Zielpunkt jenseits zu treffen. Weder gestern noch heute Morgen war irgend ein Fahrzeug, Boot oder Floß, auf dem Flusse zu bemerken; die Leute sagten, es gebe keinen Flußverkehr auf diesen Wassern, sie seien zu gefährlich. Drüben begleiteten wir erst einmal noch ungefähr zwei Stunden den Strom flußaufwärts in westlicher Richtung. Dann erreichten wir die Mündung eines von Süden her kommenden Nebenflusses, an dessen Ufer wir uns nun hielten. Die Gegend entwickelte sich zu einer steppenartigen Hochfläche, welche in der Ferne Bergzüge abschlossen. Weite Strecken bedeckte Graswuchs. Dazwischen lag dann wohl ein Dorf, zuweilen ganz in Trümmern, die armseligen Reste der Lehmmauern überwuchert von Rankengewächsen und Kaktus. Der letztere spielte eine sehr große Rolle. Irgendwo ritten wir zehn Minuten lang durch einen wahren Kaktuswald, welcher dicht und massiv an beiden Seiten des schmalen Pfades stand. Die Steifheit und relative Leblosigkeit der doch baumartigen Gewächse, die bizarren Formen, das Fehlen der Vogelwelt, das alles machte einen sozusagen urweltlichen Eindruck, als ob man durch ein Stück Wald der Stein-

kohlenzeit ritte. Die Hochfläche war häufig durchbrochen von Rinnen und Einschnitten, in denen zur Regenzeit das Wasser dem rechts von uns in ziemlich tief liegendem Bette dahineilenden Flusse zuging. Jetzt lagen diese Furchen trocken und bedeuteten für uns nur ein häufiges Auf- und Niederklettern. Heiß ist es auch heute noch sehr. In der Ferne über den Bergen ziehen dunkle Gewitterwolken, die aber von den Höhen festgehalten werden. Gegen 5 Uhr nachmittags biegen wir mit dem Flußufer südwestlich. Eine Senkung führt dort zwischen den Bergbarrikaden hindurch, und in dieser Senkung liegt der Ort unseres heutigen Nachtquartiers Hwang tchia ping. Ein armseliges Nestlein. Doch ist es als Unterschlupf willkommen, denn das Gewitter scheint uns jetzt zu erreichen. Es stürmt heftig in Absätzen und hat sich mit einem Male merklich abgekühlt. Kaum habe ich mich auf dem Dachraum des sog. Wirtshauses halbwegs eingerichtet, da beginnt auch draußen der Tanz. Wundervoll, wie die Wetterwolken sich ballen und dräuen und die ersten Blitze fliegen! Ich rücke mir mein Tischchen mit den Kerzen näher an mein Lager und nehme den Faust zur Hand. Durch das aufgespannte Fenster blicke ich in die Donnerwolke dort am Nachthimmel. — — —

Viel Abkühlung brachte das Gewitter nicht. Es wurde uns wieder recht heiß, als wir am nächsten Tage das Flüßchen weiter aufwärts verfolgten. Sein schnell fließendes Wasser war braunrot, wogegen der saftige Graswuchs der Ufer hübsch abstach. Die Landschaft, obwohl

eigentlich recht freundlich, hatte doch etwas Einförmiges und Ermüdendes. Wellige Höhen, Wiesenboden mit etwas Gebüsch und Bäumen, dann wieder ein wenig Kaktus, die Häuser vereinzelt, spärlicher Verkehr. Der nächste Halteplatz führte den Namen Ta wang miao „Tempel des großen Fürsten", und ich erwartete einen bedeutenden Kultusort zu finden, worin mich meine Begleiter bestärkten. Das wäre jedenfalls ein erwünschtes Unterkommen gewesen. Aber leider befand sich der große Tempel im Zustande der Renovation, sodaß an ein Quartier dort nicht zu denken war. Er soll seit Jahren so verfallen sein, daß es die höchste Zeit war, ihn neu aufzubauen, und man hat das Geld dazu teilweise durch Sammlungen, teils durch ein Geschenk eines Bürgers von Tali bekommen. So war die Arbeit jetzt im Gange. Wir ritten darum noch eine Strecke weiter und logierten in einem größeren Gehöft, dessen Besitzer es mit leidlicher Fassung ertrug, daß wir ihm so plötzlich auf den Hals rückten. Die Benutzung des Obergeschosses freilich, eines Vorratsbodens, wollte eine wortreiche Alte meinem Geleitsoldaten, der dort mein Lager zu bereiten sich anschickte, wieder verwehren. Ich hörte den Streit eine Weile aus der Ferne an, dann ging ich ruhig an der Frau vorüber auf die Tür zu, welche vor der Treppe war, öffnete sie, stieg die Stufen hinauf und rief dem Fusung zu, mir meine Sachen nachzubringen. Alles Gerede war verstummt, sowie der „Ta jen" (große Mann) selbst sich rührte. Es war freilich so etwas wie Kriegsrecht, und ich hätte es nicht in Anwendung gebracht,

wenn ein anderer annehmbarer Raum vorhanden gewesen wäre.



Am nächsten Morgen erreichten wir endlich den See, an welchem Tali liegt. Sein chinesischer Name ist Ör hai. Der erste Anblick elektrisierte mich förmlich. War er doch das Anzeichen, daß ich mich endlich wieder einem Orte näherte, wo ich Europäer sehen und mich einige Tage erholen sollte. Wir waren vom letzten Quartier aus vielleicht zwei Stunden lang zwischen niedrigen Hügelketten hingeritten, hatten den kleinen Fluß fast bis zu seiner Quelle in diesen Höhen verfolgt, da tauchte mit einmal durch eine Vertiefuug zwischen den Bergen vor uns der nördlichste Zipfel des Sees hervor. Wir kamen von Osten an die Nordecke des Sees heran, der bekanntlich im ganzen eine ziemlich genau nordsüdliche Ausdehnung hat. Die mergeligen Höhenzüge blieben nun bald hinter uns, und wir traten ins Gebiet des unmittelbaren, fruchtbaren Seegestades. Um den Nordrand hatten wir einen Bogen zu beschreiben, und gerade an der nördlichsten Ausbuchtung des Wassers stand ein kleiner, aber malerischer Tempel auf einer isolierten Klippe. Hier hielt ich eine kurze Rast. Ich stieg zu dem oberen Stockwerk hinauf, wo ein Bildnis der Kinder spendenden Göttin Kwanyin thronte, öffnete das eine der Fenster nach dem See zu

und genoß den schönen Ausblick. Das Wasser war hellgrün. Es plätscherte munter gegen das Ufer und die Felswand, auf welcher der Tempel stand. Ein paar einzelne Fischerkähne trieben sich auf der Fläche umher, sonst war von Schiffahrt nichts zu merken. Der See ist so groß, daß sein Ende nach Süden hin nicht abzusehen war. Die Berge erheben sich besonders hoch an der westlichen Seite, wo im Hintergrunde mächtige Ketten hinstreichen, von welchen den größten Teil des Jahres über der Schnee nicht verschwinden soll. Doch konnte ich jetzt, im Hochsommer, in der ganzen Gegend keine Schneespuren bemerken. Diese westlichen höheren Gebirge treten nicht dicht an den See heran, sondern lassen eine Uferebene in der Breite von ca. 3 (engl.) Meilen frei. Nur am nördlichen und südlichen Ende des Sees berührt das Gebirge das Wasser. An diesen beiden Punkten hat man zwei Festungswerke angelegt, die obere und die untere Barriere genannt (Schang kuan und Hs ia kuan). Diese Befestigungen zusammen mit den unzugänglichen Bergketten im Westen, dem See im Osten, machen die ganze lange Ebene mit Talifu als ihrem Mittelpunkt zu einer sehr festen Position im Kriegsfalle. Freilich sind heute die Mauerwerke so verfallen, daß sie wenig wirklichen Nutzen bringen würden.

Von Norden her ergießen sich mehrere kleine Wasserläufe in den See, unter ihnen einer von größerer Ausdehnung, welchen eine gute Steinbrücke überspannt. Zahlreiche Ortschaften liegen in der fruchtbaren Landschaft

Die Straße war eine Zeitlang mit schönen Bäumen bepflanzt, an der Seite rieselte in einem Kanal klares Wasser, sodaß ich wie in der Allee eines Parkes dahinritt.

Als wir über Schang kuan hinaus bis zur Westseite des Sees herumgebogen waren, bezogen sich die Berge zu unsrer Rechten mit Regenwolken. Bald sah man deutlich, wie es da oben goß. Kühl und feucht blies der Wind ins Tal herunter, und gierig streckten sich die Schauer auch nach uns zu, bis sie uns erreichten. Die östlichen Berge drüben lagen derweile noch in hellem Sonnenschein. Die Frische des Regens und des Windes nach recht heißen Stunden war prachtvoll. Es schien auch auf mein Pferd belebend zu wirken, und da wir gerade festen Grasboden unter uns hatten, so jagten wir bald in fröhlichem Galopp durch den Sturm und Regen am See dahin.

Da kamen wir an ein Tempelchen des Donnergottes, welches in der Nähe einer schönen kleinen Tannenwaldung lag; das Örtchen, zu dem es gehörte, war zehn Minuten entfernt. Es regnete noch, sah dunkel aus am Himmel, man mochte also wohl ein Obdach suchen. Das Tor fand ich freilich verschlossen, aber nach einiger Zeit war ein Bauer mit dem Schlüssel herbeigeholt. Auch alles sonst Nötige, Wasser, Holz, einige Nahrungsmittel, wurde aus dem Orte beschafft, und dann bildeten wir ein rechtes Zigeunerlager. Ich logierte im rechten Seitenflügel (stolzer Name für drei kahle Lehmwände mit einem Dach und etwas Balkenwerk!), gegenüber die Tiere, die Leute im Hofe und im Mittelgebäude, wo freilich der unförmliche

Donnergott aus Lehm mit seinem Altartisch fast allen Raum wegnahm.





Wenn man sich nach langer Fahrt durchs wilde Land einem Orte nähert, wo wieder europäischer Verkehr und europäische Behaglichkeit zu erwarten ist, so erweckt das ein ganz unbeschreibliches Gefühl. Es hat etwas vom Feierabend-Empfinden an sich oder von der Stimmung des Sonnabend Abends nach der Wochenarbeit. Derart war mir zu Mute, als ich aus dem Tempel des Donnergottes am nächsten Morgen aufbrach mit der Erwartung, nun in wenig Stunden an das gastliche Tor der China Inland Mission in Tali klopfen zu können. Ich besaß ein einführendes Schreiben an die oder den dortigen Vertreter, wußte freilich nicht, wer es war, da in der letzten Zeit mehrfache Veränderungen stattgefunden hatten. Doch fühlte ich mich nach früheren Erfahrungen sicher, daß mir ein freundlicher Empfang zuteil werden würde.

Man muß zwei Drittel des Seeufers zurücklegen, wenn man von Norden kommt, ehe man Tali erreicht. Die Stadt liegt in der Ebene am Wasser, von Grün umgeben, und ist daher nicht weithin sichtbar. Obwohl sie als die Hauptstadt des ganzen westlichen Yünnan gilt, war ich doch sehr enttäuscht durch das, was ich fand. Ich hatte an einen lebhaften Handels- und Industrieplatz gedacht. Aber die

Haupthandelsstraße, welche von Yünnanfu, der Provinzial-Hauptstadt, nach Birma hinein führt, läuft etwa dreißig Li, d. h. eine halbe Tagereise weit südlich von Tali vorüber. Letzteres hat in seiner Lage also etwas Abgesondertes. Dazu kommt, daß die Folgen des mehrfach erwähnten Mohammedaner-Aufstandes noch heute gespürt werden. Grade hier hat dieser schreckliche Krieg seinen Mittelpunkt gehabt, und kurz bevor man Tali erreicht, sieht man rechts am Wege die sprechenden Ruinen eines früher besonders prächtigen Buddhistenheiligtums, welche an die Verwüstung der Vergangenheit mahnen. In der Stadt selbst sind manche der Ruinen natürlich im Laufe der Zeit beseitigt. Daß aber das ganze Aussehen des Ortes so an ein stilles Landstädtchen erinnert, daß leere Flächen und Felder innerhalb der Mauern so häufig sind, ist in jenen Kriegszeiten begründet. Gewöhnliche Bedürfnisse, soweit sie echt chinesisch sind, werden leicht bestritten, Obst und Gemüse ist reichlich zu haben; aber alles etwas Fernerliegende, z. B. starke Kisten oder gute Körbe, wie ich sie gerade brauchte, oder gar chinesische Bücher, sucht man hier vergebens.

In ein paar Straßen wurde der Wochenmarkt abgehalten. Da hier Futter für die Tiere zu kaufen war, hieß ich meine Leute dort bleiben und erfragte für mich selbst den Weg nach der Nei Tu Hui, China Inland Mission. Die Chinesen sind immer sehr willige Wegweiser. In kurzem stand ich auf der friedlichen schmalen Gasse vor dem Eingang der Mission, welche die einzigen Europäer des Ortes umschließt. Ich fand zwei Missionare, einen Amerikaner

(Kanadier) Mr. M. sowie einen Engländer Mr. E., beide erst seit kurzer Zeit auf dieser Station. Meine Aufnahme war ebenso herzlich wie meine Ankunft unerwartet war. Leute, Pferde und Gepäck wurden herangeholt, es wurde ausgepackt und ausgezahlt und alles das erledigt, was immer auf die Endstation einer längeren Reise entfällt, dann saß ich, behaglich wie im Himmel, mit meinen freundlichen Wirten bei der Mahlzeit.

Das Haus ist ein chinesisches mit der gar nicht üblen Anlage eines quadratischen Gebäudekomplexes um einen blumengeschmückten Mittelhof herum. Die innere Einrichtung soll natürlich möglichst europäisch aussehen, was auch leidlich gelingt. Bei aller Einfachheit kommt sie mir ausnehmend bequem vor. Daß man mir zwei Zimmer zur Verfügung stellt, einen Wohn- und Schlafraum, erscheint mir wie ein unerhörter Luxus. Ebenso bewundere ich am Abend gebührend das schöne helle Lampenlicht, nachdem so lange Zeit nur ein paar chinesische Kerzen meine Dunkelheit erleuchtet hatten.

Über alles wohltuend aber ist nun einmal wieder der Verkehr und Gedankenaustausch mit Leuten, die man kennt. Ich kannte sie ja freilich gar nicht vorher; aber so besonders ist doch die ganze europäische Eigenart, daß man nach langem Aufenthalte unter anderen Rassen auch dem wildfremden Engländer oder Amerikaner gegenüber sich fühlt, als habe man einen Angehörigen der eigenen Familie getroffen. Man kennt sich, auch ohne sich zu kennen. Hunderte von jenen freundlichen Fragen, hunderte von feinen kleinen

Rücksichten lassen plötzlich fühlen, daß ein gleiches Innenleben hier herrscht. Das ging mir durch den Kopf, als ich am Abend vor meinem Fenster saß und in den friedlichen Garten hinunterschaute, während der sich füllende Mond drüben über dem Dache stand.



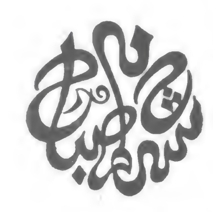
Ich blieb vier Tage in Talifu, die ausreichten, mich mit allem Bemerkenswerten bekannt zu machen.

Die Provinz Yünnan ist eins der Hauptverbreitungsgebiete des Islam in China gewesen, und insbesondere die Stadt Tali war ein starker Stützpunkt dieses Glaubens. Yünnan ist erst unter der Mongolendynastie (13. u. 14. Jahrh.) mit dem chinesischen Reiche verbunden. Damals wurde ein Moslem, Omar, aus Bokhara, Gouverneur der Provinz, und unter dessen Regiment strömten die Mohammedaner, deren Zahl und Einfluß unter den Mongolenkaisern überhaupt in China sehr wuchs, in großer Zahl dorthin. So wurde damals der Grundstock der Bevölkerung dieser Provinz mohammedanisch, wie auch die Provinz Kansu in jener Zeit aus ähnlichen Gründen dem Islam anheim gefallen ist. Die neueste Zeit hat aber einen Wendepunkt gebracht. Die Mohammedaner - Aufstände in Yünnan und Kansu (etwa von 1855 bis 1873) haben der Regierung das Gefährliche des Islam gezeigt, und man ist radikal gegen ihn vorgegangen. Besonders gilt das von Yünnan.

Talifu war hier von den aufständischen Mohammedanern, welche ein unabhängiges Reich für sich zu begründen suchten, nach der Eroberung zur Hauptstadt und zum Sitze ihres Imâms, Tu Wen-hsiû, gemacht. Es wurde nach furchtbaren Anstrengungen mit Hülfe europäischer Kanonen den Empörern wieder abgenommen (1872). Der Imâm gab sich selbst den Tod. Unter den Moslems aber richtete man dann ein arges Blutbad an und hat sie, nachdem sie zu einem Schatten reduziert waren, seitdem sehr scharf unter Aufsicht gehalten. So ist es ihnen bis heute noch nicht wieder erlaubt, in Tali eine Moschee zu erbauen. Da ich mich auf meinen Reisen immer etwas um den Islam in China bekümmert hatte, erkundigte ich mich zuerst auch hier nach der Moschee. Man gab zur Antwort, sie hätten keine, dürften keine haben. Es gelang mir aber, mit dem angesehensten Mollah, einem freundlichen alten Manne, etwas näher bekannt zu werden, und dieser führte mich, nachdem er sich überzeugt hatte, daß ich etwas von ihren heiligen Bräuchen und dem Koran verstehe, zu dem Platze, wo sie jetzt ihre Andachten abhielten. Es war der Bodenraum eines Hauses, notdürftig in der Weise eingerichtet, wie die Moscheen in China ausgestattet zu sein pflegen; Matten lagen auf dem Fußboden, die Gebetsnische (Mehrab) war angedeutet durch ein Stück Papier mit dem Spruch aus dem Anfang der 63. Sure des Koran: „Bei dem Griffel und dem was sie schreiben“, rechts daneben stand eine primitive Kanzel (Mimbar). Ein im Grunde dem Islam widerstrebendes



Stück der Ausstattung, das man sonst in allen Moscheen Chinas findet, nämlich das der Verehrung des Kaisers gewidmete Tablett mit der Inschrift: Lang lebe der Kaiser! fehlte in diesem Andachtraume. Als ich danach fragte, erklärte der Mollah mit einer trotzigen Befriedigung: darum kümmerten sie sich nicht. Jedenfalls kann man es nur deshalb wagen, dies sonst in allen chinesischen Kultusstätten unumgängliche Zeichen der Loyalität wegzulassen, weil dieser Ort religiöser Verehrung von den Behörden als ein rein privater ignoriert wird. Natürlich hatte man auch kein Minaret.



Selbst bei diesem ärmlichen Überbleibsel von Moschee befand sich noch, wie das in China Grundsatz des Islam ist, eine kleine Schule, worin die Kinder der chinesischen Moslems die heilige Sprache, das Arabisch lernen. Mein alter Führer schenkte mir ein dabei gebrauchtes Büchlein „Erklärung der arabischen Buchstaben"[1]), mit dessen Hülfe man sich arabisches Lesen und Schreiben aneignete. Es enthielt zunächst das arabische Alphabet, und zwar sowohl „alte" wie heutige Schriftformen. Die „alten" kamen mir höchst problematisch vor und hätten vor dem Forum unserer semitischen Paläographie schwerlich die Probe bestanden. Die Namen der einzelnen Buchstaben waren in bemerkenswerter Weise durch zwei oder drei zusammengesetzte chinesische Charaktere wiedergegeben. Dann folgte eine sorgfältige Anweisung, wie die Buchstaben zu schreiben seien. Da die Folge der chinesischen Charaktere, welche bekanntlich senkrecht von oben nach unten laufen, mit der

[1]) „T'ien fang tz' mu tchie yi". T'ien fang ist der übliche Ausdruck für Arabien.



arabischen von rechts nach links laufenden Schreibweise kollidiert hätte, so waren die arabischen Wörter im Texte immer so gedruckt, daß man das Buch halb herumdrehen mußte, um sie zu lesen, indem die arabische Linie auch von oben nach unten lief. — Angehängt war dem Hefte hinten noch ein kurzer Abriß der Hauptlehren des Islam. —

Ein größeres Werk über seinen Glauben, „Wegweiser wichtiger Erörterungen" genannt[1]), in vier Bändchen, machte mir der freundliche Moslem gleichfalls zum Geschenk, als ich mich bedauernd darüber aussprach, 'daß in Tali nichts dergleichen zu kaufen sei. Er meinte, die Hauptstadt Yünnanfu sei der Ort, wo ihre Bücher gedruckt und verkauft würden. Sein Name (Familienname) war Ma, nichts anderes als die ins Chinesische transskribierte erste Silbe von Mohammed, welchen Namen er sofort arabisch als den seinen aufschrieb. Eine gedruckte Koran-Ausgabe mit Kommentaren lag in 32 Heften vor. An der Wand des Andachtraumes klebte rechts ein Buntbild von „Rumi" (Konstantinopel), links ein Doppelbild von Mekka und Medina. Über die Beerdigung der Toten erfuhr ich auch hier, was ich in den mohammedanischen Gemeinden verschiedenster Teile des Reiches schon beobachtet hatte, daß sie den alten Ritus, den Toten nicht in einen Sarg zu legen, sondern in eine von Steinplatten gebildete Grabkammer einzusenken, festhalten. Es ist immerhin bemerkenswert, daß der Islam in dem Lande, wo der Sarg schon zu Lebzeiten des Eigentümers eine so große Rolle spielt, von seiner alten Praxis nicht abgewichen ist.

[1]) Tsï nan yao yen.



Die Gesamtzahl der Mohammedaner in China wird auf etwa zwanzig Millionen berechnet. Das ist also kein unbedeutender Bruchteil der mohammedanischen Welt, welche auf ungefähr 190 Millionen im ganzen geschätzt wird. Die drei Provinzen Kansu, Shensi und Yünnan tragen mit über achtzehn Millionen den Löwenanteil davon. —



In der Nähe von Tali befinden sich Marmorbrüche, welche eine der Berühmtheiten der Stadt bilden. Ein ganzes Dorf beschäftigt sich Haus bei Haus mit der Verarbeitung der Steine. Nicht selten finden sich Varietäten eines gezeichneten Marmors, welcher, in kleinen Platten geschliffen, eine Art Bild darbietet. Mit etwas Phantasie erblickt man in der Gruppierung der Linien und Farbenmassen etwa eine Gebirgslandschaft, oder einen See mit Waldufer, Wolken am Himmel, abenteuerliche Menschen- und Tiergestalten. Dergleichen, gewissermaßen ein von der Natur selbst hergestelltes Gemälde, schätzt der Chinese sehr hoch. Diese Platten bilden weit ins Reich hinein einen Handelsartikel. Bei einem der Händler besah ich eine große Anzahl. Sie werden, wenn sie als Zimmerschmuck dienen sollen, in einen hölzernen Rahmen gefaßt und auch wohl mit einer Unterschrift, Versen eines bekannten Dichters, versehen. Mehrere der Exemplare waren in der Tat auffallend schön, aber als ich nach dem Preise fragte, erklärte der Mann, die

seien ihm nicht feil. Ich erstand dann einige einfachere. Vielleicht ist etwas abergläubische Stimmung in dem Festhalten an solchen Gebilden. Die Geheimnisse der Naturwelt spielen im chinesischen Seelenleben eine große Rolle. Wo die Natur etwas hervorbringt, das wie bewußte Produktion aussieht, hat das etwas zu bedeuten. Bekannt ist die Neigung der Chinesen, seltsam gebildete Baumwurzeln durch leichte Schnitzerei in groteske Figuren umzuformen, und solche Gestalten sind ihnen oft unschätzbar. Auch die Verehrung, welche versteinertem Holz häufig zuteil wird, gehört dahin. Man spürt in solchen Dingen einen Anhauch der geheimen Kräfte, welche Himmel und Erde bilden und beherrschen und von denen besonders der Taoismus viel zu erzählen weiß. — —



Von Talifu wollte ich die birmesische Grenze und Bhamo erreichen. Zwischen dem südwestlichen China und Birma hat seit alter Zeit Handels- und politische Verbindung bestanden und deshalb auch eine Verkehrsstraße existiert. Dieselbe führt freilich streckenweise durch Gebiete wilder Völkerschaften verschiedenartiger Herkunft, von deren freundlicher oder feindlicher Haltung viel abhängt. Bis vor etwa 35 Jahren hatten Europäer überhaupt noch nicht gewagt, diesen Weg zu nehmen. Der erste, welcher den Versuch machte, war ein englischer Major Sladen. Er brach im

Jahre 1868 mit einer Expedition von Bhamo auf, um Talifu zu erreichen, mußte aber wegen der Feindseligkeit, welcher er begegnete, auf halbem Wege umkehren. Sein zweiter Versuch, 1873, glückte ebenso wenig. Der erste, welcher die Strecke wirklich zurücklegte, war der unglückliche englische Konsularbeamte Margary, dessen dann folgende Ermordung dieser Gegend einen so bösen Ruf gab. Margary war von Hankou aufgebrochen und hatte über Yünnanfu und Talifu die Reise nach Bhamo hin unternommen. Hier sollte er eine ausgerüstete englische Expedition unter einem Oberst Browne treffen, welcher er nun rückwärts, nach Talifu hin, als Führer dienen sollte. Die Hinreise von Tali nach Bhamo brachte Margary glücklich fertig. Als er aber dann mit der Expedition wieder auf dem Wege war, wurde er in dem Orte Man Yün oder Manwyne ermordet, die Expedition aber sah sich zu schleunigem Rückzuge genötigt. Das war im Jahre 1875.

Mittlerweile ist die Sicherheit auf der Hochstraße von Yünnan nach Bhamo eine viel größere geworden. Der Weg ist verschiedentlich von Europäern ohne Belästigungen zurückgelegt, und seit einigen Jahren hat die chinesische Seezoll-Verwaltung sogar die Stadt Tengyüe, einen etwa in der Mitte zwischen Tali und Bhamo gelegenen Ort, mit einer Zollstation versehen. Das bedeutet die dauernde Niederlassung von einem oder mehreren Europäern an dem Platze. Denn die chinesische Seezoll-Verwaltung steht bekanntlich nicht nur unter der Leitung eines Ausländers, des Engländers Sir Robert Hart, sondern stellt auch in allen wichtigeren

Posten nur Europäer an. So residieren jetzt mehrere Europäer in Tengyüe, und das gibt jedem Reisenden dort einen wesentlichen Stützpunkt. Alles in allem kann man heutzutage die Route von Tali nach Bhamo keine besonders schwierige mehr nennen, wenn man nur eine wichtige Bedingung voraussetzen kann, daß die Reise in der trockenen Jahreszeit unternommen wird.

Das traf aber bei mir leider nicht zu.

Von Juni bis Oktober, ja bis in den November hinein herrscht in diesen Gegenden die Regenzeit. Man befindet sich hier an der Grenze der Tropen, und was Regenzeit in solchen Erdstrichen bedeutet, ist bekannt. In diesen Monaten stockt aller Verkehr von Yünnan nach Birma und umgekehrt. Einmal machen die starken Überschwemmungen, die furchtbar angeschwollenen Flüsse, deren schwächere Brücken leicht weggerissen werden, und der grundlose Zustand der Wege das Reisen untunlich; dann aber herrscht bei solcher Feuchtigkeit auch allerlei Krankheit, besonders Fieber, und rafft Menschen und Tiere dahin. Wer also irgend Herr seiner Zeit ist, darf die Regenmonate für diese Reise nicht wählen. Leider aber hatte ich keine Freiheit und mußte trotz der Ungunst der Umstände durchzukommen suchen.

Es sollten einundzwanzig Tage sein bis Bhamo. Ich wollte versuchen, Leute und Lasttiere für diese ganze Strecke gleich hier in Tali zu mieten, da vorauszusehen war, daß ich, wenn ich unterwegs unterbrechen mußte, vielleicht ganz fest saß. Die schwierigste Partie ist die letzte, von Teng-

yüe ab. Mußte ich da erst neue Leute und Tiere mieten, so fand ich vielleicht niemand, war jedenfalls, was den Preis anbetraf, vollständig in ihren Händen.

Aber von hier bis Bhamo Leute anzuwerben, hatte seine Schwierigkeit. Das sagten mir die Missionare vorher, und es erwies sich auch so.

Nach mehreren Versuchen schien doch endlich ein Abkommen getroffen, das befriedigend war, und die Menschen und Pferde sollten am Freitag den 7. August morgens acht Uhr anrücken. Allein niemand erschien, und als ich bis Mittag gewartet hatte und dann Erkundigung einzog, stellte sich heraus, daß die Leute das Versprechen bereuten und nicht gehen wollten. Die Anzahlung schickten sie zurück. So etwas ist ein seltener Fall bei Chinesen. Auch hätte ich durch die Behörde einen Druck ausüben können. Doch was halfen mir widerwillige Begleiter? Ich gab sie also auf und fahndete nach anderen. Eine weitere Verhandlung zerschlug sich bald. Dann aber griffen wir einen munteren Burschen von der Straße auf, der einen Freund in Hsia kuan hatte und für diesen sowohl wie für sich selbst Bereitwilligkeit zusicherte. Maultiere schaffte er auch schnell zur Stelle, Ausrüstung schien für ihn weiter nicht nötig, und so zogen wir denn noch am Nachmittage um vier Uhr los, denn ich hatte es eilig. Zögerten wir, so mochte alles wieder zurückgehen. Geleitsoldaten bekam ich nicht mit, der Beamte hatte keine geschickt, und mir war es gleichgültig. So fand ich mich denn doch noch, was ich ein paar Stunden vorher kaum gehofft hatte, am

Spätnachmittage mit meinem braven Tibetaner Pferdchen, einem Pferdeknecht und drei Lasttieren auf der Landstraße. Meine liebenswürdigen Gastfreunde gaben mir bis aus dem Stadttore hinaus das Geleit, dann ritt ich allein weiter in den schönen Abend hinein. —





Kap. 9. Von Tali bis Yung-tschang.

Es war eine hübsche Landschaft, der friedliche grünblaue See zu meiner Linken, frische grüne Ufer, reiche Felder, die blauen schönen Berge hüben und drüben, das Ganze im letzten Licht des Sommertages, die Sonne schon so tief stehend, daß wir im Schatten der westlichen Höhen kühl und behaglich dahinzogen. Im Nordosten war der Anfang eines matten Regenbogens zu sehen, und zwischen den Wolken des Abendhimmels machte sich der fast volle Mond hervor. Bei all der Anmut der Natur kam ich nicht recht zur Ruhe. Den zweiten meiner Leute — und zwei Männer hatte ich schon der Tiere wegen unbedingt nötig — sollten wir erst in Hsia kuan treffen. Wie, wenn er nicht in die Reise willigte? Außerdem kannte ich weder ihn noch den Mann, der da vor mir neben den Tieren hinging, näher, und es war mir etwas verdächtig, daß dieser sich so kurzer Hand zu der sonst allgemein gefürchteten Tour entschlossen

hatte. Für drei Wochen einer schwierigen Reise mußte ich mich auf ihn und seinen „Freund" allein verlassen.

In ziemlich nachdenklicher Stimmung kam ich nach drei Stunden in der Nähe von Hsia kuan am südlichen Ende des Sees an. Da lag ein Tempel nicht weit vom Wege, ehe wir den Ort selbst erreicht hatten, und ich bestimmte ihn zum Nachtquartier. Verwundert gab mein Treiber zuletzt nach, erklärte jedoch, daß er selbst nach Hsia kuan hinein müsse, um seinen Freund aufzusuchen. Nachdem also abgeladen war und er mir die nötigste Hilfe geleistet hatte, verschwand er.

Eine eigenartige Situation. Der Tempel, einzeln gelegen, vereinsamt und halb zerfallen, scheint früher von Bedeutung gewesen zu sein. Ein weiter reich übergraster Hofraum liegt in der Mitte, wo mein Pferd weiden kann; eine Mauer mit Toren umgibt den ganzen Bezirk. In einem der kleinen Gelasse unten haust eine Familie, sie haben mir beim Bereiten des Abendessens Aushilfe geleistet, halten sich aber sonst scheu von mir zurück. Ich logiere in einem bodenartigen Oberraum hinter der Bühne des Tempels. Durch den Holzrahmen des Fensters blicke ich in die weite Mondnacht über den See. Nach jenseits kann ich hinter dem Binnenhof des Tempels das Hauptgebäude sehen. Über seinem geschweiften Dache steht eine Gewitterwolke, aber im Mondlicht ganz weiß, sodaß sich die schwarzen Striche des so charakteristischen chinesischen Baues scharf davon abheben. Von Zeit zu Zeit zuckt ein Blitz herab und macht sich trotz der Helligkeit der Nacht bemerkbar. Spät

und fern folgt der Donner; die Berge da hinten halten das Gewitter fest. Der Wind heult und seufzt um das Dach und wird so lebhaft, daß ich meine chinesische Kerze in eine Mauernische schieben muß, wo sie gerade Platz hat. Ringsum ist es ganz still und ohne Verkehr.

Wie eigen, wenn das freundliche Geplauder mit Geistesverwandten plötzlich wieder verstummt ist, wie verschlungen vom großen Ozean der Fremde, und man so still für sich durch dies Volk hinpilgert. Die Einsamkeit des Wandernden kann unheimlich berühren. Dort unter mir höre ich von Zeit zu Zeit abgerissene Laute, dort wohnen Menschen, die zusammengehören, und unterhalten sich. Mir sind sie ganz fern und fremd, diese paar Leute, von welchen ich vor einer Stunde noch nichts ahnte, und die ich nie im Leben wiedersehen werde. Und ich bin neben ihnen nur wie ein vom Baume gerissenes Blatt. Wolken und Winde, Mond und See scheinen mir beinahe bekannter und näherstehend. Sieh, da tritt eben lebendig und hell der Abendstern aus den Wolken hervor. Er blickt mich an wie das Auge Gottes, das über uns allen wacht, und die Schwermut, die Sorge geht zur Ruhe. — —

Am andern Morgen, freilich ziemlich spät, stellte sich mein Treiber wieder ein und brachte richtig seinen Freund mit. Es war ein drolliges Paar, einfache Menschen ohne alle Manieren, mit mir anfänglich ziemlich grob umgehend, bis ich sie mir (nicht immer mit den gelindesten Mitteln) einigermaßen gezogen hatte; launig und munter waren sie dabei, besonders der „Freund", der ältere von beiden, ein

Bursche mit der Physiognomie eines Till Eulenspiegel. Im Laufe der Zeit schätzte ich sie immer mehr und lernte ihre guten Seiten recht kennen. Sie haben treu bei mir ausgehalten, so schwer es ihnen auch wurde. Nach zwei Tagen schon kam ich dahinter, warum sie sich so kurzerhand zu der Expedition entschlossen hatten. Der Weg war ihnen nämlich gänzlich unbekannt, seine Gefahren und Schwierigkeiten natürlich auch. Sie waren nie weiter als zwei Tagereisen nach Süden über Hsia kuan hinausgekommen. Weil sie nun beide Geld gebrauchten, so waren sie gedankenlos auf den Vorschlag der Reise nach Bhamo eingegangen, da ihnen guter Gewinn winkte. Erst im Laufe unserer Expedition erfuhren sie hier und da, um was für eine Aufgabe es sich handele, wurden sehr bange vor den Dingen, die man ihnen in Aussicht stellte, und versuchten mehrmals unter allerlei Vorwänden von unserer Abmachung loszukommen. Da ich aber gegen ihre Vorstellungen taub blieb, ihre Ängste verlachte und an ihre Erfindungen nicht glaubte, so sind sie bei mir geblieben. Dabei muß man bedenken, daß wir nur ein mündliches Abkommen, keinen schriftlichen Kontrakt hatten. Den Lohn zahlte ich zu einem Drittel in Talifu, ein zweites Drittel in Tengyüe, den Rest in Bhamo. Diese Maultiertreiber gaben mir einen der vielen günstigen Eindrücke vom geringen Mann in China, die ich mitgenommen habe von meiner Reise. Sie waren sehr mäßig und zufrieden, vertrugen sich prächtig, beide rauchten natürlich kein Körnchen Opium. Der Ältere setzte mir einmal mit Worten, die etwas Bewegendes hatten, aus-

einander, welch ein Unglück das Opium für seine Landsleute sei, und daß er und sein Kamerad die Gefahr wohl kennten und niemals eine Opiumpfeife anrührten. Yünnan ist bekanntlich die Provinz in China, welche am schlimmsten unter dem Fluche des Opiums steht. Demnächst kommt die Provinz Szetschuan. Man muß beide Provinzen der ganzen Breite nach mit offenen Augen durchreist haben, um zu wissen, was Opium ist. —



Der Ort Hsia kuan, welchen wir zuerst passierten, macht einen blühenden Eindruck. Sein Handel scheint kräftiger als der von Talifu. Die Hauptstraße, breit, wie ich selten eine städtische Straße in China gesehen habe, senkte sich stark abwärts, sodaß mein Pferd auf dem glatten schlechten Pflaster einmal beinahe gestürzt wäre. Hinter Hsia kuan verließen wir den See in westlicher Richtung. Derselbe entläßt sein überflüssiges Wasser von hier in den Mekong. Diesem Abflusse folgten wir.

Vielleicht eine Viertelstunde von Hsia kuan entfernt stößt man auf die Befestigung, welche hier den Weg in die Seeniederung von Tali beherrscht. Die Höhen drängen sich von beiden Seiten zusammen, die Straße wird ein Engpaß, der durch das mächtige Tor einer malerischen Bastion hinläuft, die mit Benutzung des natürlichen Felsens angelegt ist. Fest und trotzig steht sie da, wie im Bunde mit



den Bergen ringsum, für asiatischen Maßstab der Kriegführung gewiß nahezu uneinnehmbar. Hat man sie hinter sich, so fühlt man sich wieder wie in der freien Wildnis. Berge auf allen Seiten, erst kahl, dann immer reicher bewaldet. Der Fluß, dessen Tal wir folgen, preßt sich rauschend durch ein ziemlich enges Bett. Wir halten uns zunächst lange auf seinem linken Ufer, ziemlich hoch über dem Wasserspiegel. Die Straße ist angenehm. Die unbequeme Pflasterung, mit der wir noch hinter Hsia kuan eine Strecke weit zu tun hatten, hört auf, ein einfacher etwa zwei Meter breiter Pfad, zum Reiten sehr angenehm, zieht sich zwischen dem Buschwerk des Berghanges hin. In der Nähe und Ferne sieht man kleinere und größere Häusergruppen an den Talwänden zerstreut. Verkehr zeigt sich wenig. Um so ungestörter genieße ich die Schönheit der Natur. Die Bedeutung des Gebirgsstockes, welcher an der Westseite des Sees von Talifu emporsteigt, wird einem von hier aus recht klar. Man sieht in die wilden, steil aufragenden Grate und Bergköpfe recht hinein. Doch konnte ich auch von hier aus keinen Schneegipfel bemerken. Der Schnee mag da oben in Spalten und Schluchten das ganze Jahr durch liegen bleiben, wie man mir in Tali versicherte; sichtbar ist er jedenfalls im Hochsommer weiterhin nicht.

Auf einer jener überdachten Holzbrücken, wie man sie häufig in China findet, meist zugleich Standorte von Händlern und Bettlern, überschritten wir um Mittag den Fluß und zogen an seinem rechten Ufer weiter. Gegen vier Uhr kamen wir an einen größeren Ort Ho tchiang pu. Dort ergießt sich

der Ausfluß des Tali-Sees in einen nach Süden strömenden Fluß, dem sich hier in der Nähe noch ein dritter Wasserlauf verbindet. Die Gegend ist außerordentlich anmutig. Reichbewachsene Täler schlängeln sich durch die Gebirgszüge hin, die Fülle des Wassers um diese Zeit macht alles frisch und bringt die üppige Vegetation recht zur Geltung. Die Schönheit der Szenerie kam mir besonders zum Bewußtsein, weil ich in Ho tchiang pu fast im Freien logierte. Ein kleiner, sehr verfallener Tempel nahm mich auf, einsam hinter der Ortschaft gelegen. Es war ein armseliger



Raum, das ist wahr, ich mußte mein Lager direkt unter den Augen dreier glotzender Lehmgötter aufschlagen, aber der freie Ausblick in die Natur vor mir war um so schöner. Hohes Gras und Gebüsch, Blumen und blühende Bäume hüllten die Hütte fast ganz ein. Hier ließen mich meine beiden Pferdeknechte in Gesellschaft eines neugierig mich umkletternden Eichhörnchens, nachdem sie vergebens ihre Überredungskünste angestrengt hatten, um mich auch in die Floh- und Opium-Atmosphäre ihres Wirtshauses hineinzuziehen.

Die ganze Nacht über regnete es, und die Straße war infolgedessen am nächsten Tage nicht mehr grade in einem wünschenswerten Zustande. Morast und Steinblöcke, mit diesen zwei Worten wäre ihr größter Teil hinreichend geschildert. Sie zog sich nordwestlich an dem größeren Flusse hinauf. Morgens verschonte uns der Regen. Aber ein Mittagshalt auf freier Wiese wurde durch einen starken Guß unterbrochen, und am Nachmittage gab es noch mehr davon. Dann kam die größere Stadt Yangpi in Sicht.

Sie liegt an dem Flusse, welchen wir verfolgten, ein kleiner Seitenarm fließt zwischen den Häusern durch und zerlegt sie in die obere und die untere Stadt. Der Hauptstrom wird, sowie man den Ort hinter sich hat, von einer soliden Brücke überspannt. Das Tal, der Fluß, die Brücke, die unregelmäßigen Häusermassen mit den starken Befestigungsmauern, das mannigfaltige Grün ringsum, weiterhin die imponierenden Bergformen, das alles ergab ein außerordentlich reizvolles Bild. Yangpi ist ungefähr auf demselben Breitengrade wie Talifu gelegen. Der Wanderer hat die gewaltige Gebirgsmasse westlich von Tali auf einer großen Biegung nach Süden zu umgangen und sich dann wieder nach Norden gewandt. Die direkte Linie von Yangpi nach Tali würde nicht ein Drittel dieses Weges betragen, aber sie macht eine fast unmögliche Bergüberschreitung nötig. Eine fast unmögliche, sage ich; denn in der Tat gibt es Pfade und Pässe über jene wilden Höhen hin, die aber sowohl der Natur wie der dort hausenden Menschen, verrufener Räuber, wegen höchst gefährlich sind.

Die großen Plätze sind mir als Rastorte nie angenehm. Daher trieb ich noch ein wenig über Yangpi hinaus. Als wir die Brücke überschritten hatten, ging es bald einen ziemlich steilen Engpaß hinauf, dessen Buschwerk und Wald, noch triefend naß von früherem Regen, uns gehörig abgab von seiner Feuchtigkeit. Oben auf der Höhe breitete sich ein Dörflein aus, Pei men pu; dort blieben wir.

Es war ein Sonntagabend mit all seinen freundlichen und schwermütigen Gedanken, wie sie einem einzelnen Wanderer in solcher Fremde zu der Stunde kommen mögen. Ich saß vor meinem Quartier, einem verödeten, selbst von seinen Göttern verlassenen Heiligtum auf umbuschtem, grasbewachsenen Plan. Von der Türe habe ich zwei Bretter ausgehoben, auf denen ich schlafen will, so kann ich, auf der Schwelle sitzend, frei hinaus schauen. Grade vor mir hinab geht das von Grün fast verhüllte Tal eines rauschenden Baches, welcher dort unten in den Fluß von Yangpi fällt. Dieser Ort selbst ist hinter Hügeln verborgen. In der Ferne schließen hohe Kämme die Aussicht ab, weiße Wolken zerrissen darüber ziehend und dazwischen hängend.

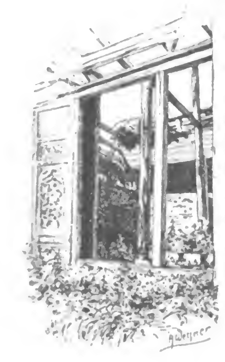
Alles ist still, nur Naturlaute hört man. Vom Laub der Büsche fallen raschelnde Tropfen. Meine Leute sind mit den Tieren im Orte selbst, in der Herberge. Nichts stört die über die Weite der Welt hineilenden Gedanken, Bilder, Erinnerungen. — — —

Der Hügel, an welchem dies Nachtquartier lag, war nur die erste Station auf einem langen beschwerlichen Anstiege, welcher die ersten Stunden des nächsten Tages in

Anspruch nahm. Die Hauptstraße war von dem Regen in einem so miserablen Zustande, daß ich mich für eine Zeit von meiner Gesellschaft absonderte und einen Fußpfad einschlug, der zu steil und glatt für Pferde, mir doch willkommener war, weil trocken. Eine Stunde lang stieg ich so ganz allein durch den stillen Fichtenwald immer höher in diese Bergwelt hinauf. Jeder Rückblick zeigte klarer und umfassender das weite Tal, aus welchem wir herauf kamen. Endlos dehnte sich um uns her das Gebirge. Als ich die Kammhöhe erreicht hatte, fand ich die Hauptstraße wieder, auf welcher mein Troß mich erwartete. Wir hielten uns nun einigermaßen in der Höhe, und bei gutem Wege würde das Reisen hier ein unvergleichliches Vergnügen gewesen sein; denn Sonnenlicht glänzte über dem stillen Walde, blauer Himmel mit Gewölk blickte durch die Tannenwipfel herab, dabei war die Luft frisch und duftig. Aber der Zustand der Straße war über alle Beschreibung schlecht. Mein Pferd mußte ich meist ledig einhertraben lassen, da Reiten unmöglich war. Offenbar lief hier eine Hauptroute, ein völlig ausgetretener Weg. Jetzt hatte die Regenzeit weite Strecken in unergründliche Lehmpfützen verwandelt, an deren Boden dicke Steine hier und da den Durchwatenden tückisch stolpern ließen. Das Unangenehmste an der Straße aber war heute und in den nächsten Tagen ein eigentümlicher Zustand des Bodens, welcher durch Mengen dahinziehender Maultierkarawanen verursacht war. Die Tiere hatten nämlich, in beträchtlicher Zahl hintereinander her pilgernd, mit ihren Hufen Vertiefungen in den Lehmboden

gedrückt, zwischen denen jedesmal eine Erhebung stehen geblieben war. So bot der Weg über lange Strecken den Anblick einer eigentümlichen Coupierung, eine etwa einen Fuß weite querüber laufende Senkung, danach ein ungefähr eben so breiter kleiner Wall, unzählige Male hintereinander. Die Senkungen standen natürlich voll trüben Schlammwassers, die Wulste dazwischen waren glatt und schlüpfrig. Meine Tiere mußten sich mit den Füßen in den meist recht tief getretenen Rillen halten; dies wurde indes bisweilen so schwierig, daß sie auf den Erhöhungen hin zu balanzieren suchten, was aber regelmäßig mit einem unangenehmen Abgleiten in die Wasserrillen endete. Es war für die Lasttiere eine höchst mühselige Arbeit.

Der Wald war stark und dicht. Zweige und Ranken gingen oft über dem Kopfe des Wandernden hin. Unzugänglich und dunkel dehnte es sich an beiden Seiten aus. Zuweilen hatte ein vom Wetter gestürzter Riese eine Lücke in das Dickicht gerissen. Auch zeigte sich wohl einmal eine Lichtung, eine Wiese mit hohem Gras, Blumen und einigem Gebüsch, freundlich das Baumdunkel unterbrechend. Auf einer solchen machten wir unsere Mittagshalt. Ein ganz verfallenes Haus, vielleicht ursprünglich zur Rast von Karawanen bestimmt, stand dort am Wege. Das Dach war hin, auch die Mauern mehr Ruinen, üppiges Grün wucherte drinnen und draußen. Es hatte etwas Abenteuerliches, dieser Rest einer menschlichen Wohnung in der meilenweiten Wildnis. Während unsere Tiere sich auf der Weide erholten, setzten wir ein paar Steine zu einem Herde zusammen,



suchten Brennholz und schöpften Wasser aus einem nahen klaren Bache. Doch kaum war das Feuer im Brennen und unsere Vorräte (für mich nur einige Kartoffeln) im ersten Kochen, da brach ein Regenschauer herein und erschwerte das Kochwerk ganz bedeutend. Aber wir setzten es durch, und ich konnte, in einen jener Lolo-Mäntel gehüllt, den ich früher einmal erstanden hatte und der gut gegen Regen schützt, mein Diner unter einem überhängenden Busche glücklich absolvieren.

Der Regen hielt an. Doch da wir beim Durchwaten mehrerer übervoller Gebirgsbäche auch von unten her naß genug wurden, ließen wir der Natur gleichmütig ihr Recht, uns zu durchnässen und wieder zu trocknen, wie sie wollte, was ein paar mal an dem Nachmittage geschah. Die Wasserläufe hier rinnen alle einem ziemlich mächtigen Flusse zu, den wir auf einer leidlichen Holzbrücke überschritten. Sein Tal bot mehrere Male auffallend großartige Partien. Besonders deutlich ist mir ein Bild in Erinnerung geblieben, links eine mit Schlingpflanzen ganz überdeckte und wie vergitterte Waldmasse, rechts über den Fluß hinüber hart am Ufer aufsteigend eine breite, hohe Bergwand, über welche zahlreiche weiße Wasserfäden in den Strom niederschossen. Dicht hinter dieser Stelle gelangten wir in unbewaldetes Hügelland.

Rings um die Berge rollten sich jetzt Wolkenklumpen zusammen. Kurze grobe Donnerstimmen ließen sich hören. Wir eilten. Aber das Wetter war schneller als wir und überschüttete uns noch einmal reichlich, ehe wir die bergende

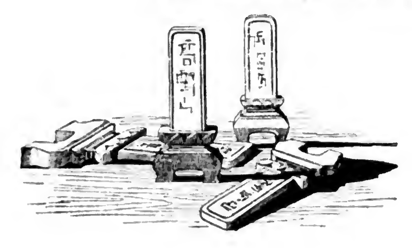
Stätte erreichten. Dies war ein einzeln auf einem Hügel liegendes Häuschen, menschenleer, halb Tempelchen, halb Herberge, ein einziger rechteckiger Raum. Auf einer Art Gesims der Hinterwand standen vielleicht ein Dutzend Ahnentafeln sowie ein paar ähnliche Holzbrettchen zur Verehrung einiger Gottheiten. Sonst war nichts von Inventar zu sehen.



Strömender Regen hielt mich auch am nächsten Tage in diesem Hüttlein fest. Übermäßig komfortabel waren wir nicht placiert, da unsere fünf Tiere (vier Maultiere außer meinem Pferde) mit uns drei Menschen und dem Gepäck das Quartier teilten. Doch hatte ich gelernt, solche Situationen mit der munteren Ergebung meiner Maultiertreiber hinzunehmen.

Die notwendigsten Bedarfsartikel, vor allem Wasser, Holz, Bretter für mein Lager und Laub für das der Knechte, hatten diese merkwürdig schnell von irgendwo her beschafft. Ich erfuhr, daß in der Nähe ein Dorf von „Ureinwohnern" sei, aus dem dies alles stamme. Als am folgenden Nachmittage der Regen nachließ, machte ich mich auf, diesen Nachbarn einen Besuch abzustatten.

Auch durch diese ganzen Gegenden ziehen sich noch, wo nur immer Gebirge und Wald ihre Wohnsitze unzugäng-



licher macht, nichtchinesische Völkerstämme verschiedener Herkunft. Noch hat niemand die nötigen Jahre darangesetzt, Genaues über alle diese Kinder der Wildnis festzustellen. Die wenigen, welche vorüberziehen, nehmen flüchtige Notizen von ihnen mit. Es war in diesem Falle ein richtiges Dorf von mehr als zwanzig Häusern. Diese waren aus Fachwerk gebaut, Lehmfüllung dazwischen, die Dächer strohgedeckt, den First entlang öfter eine Reihe von Ziegeln. An den Türen klebten jene in ganz China bekannten roten Zettel mit glückbedeutenden Inschriften, und ein paarmal sah ich auf der Tür die zwei Figuren des „Zivil- und Militärmandarinen" (wen-wu-kuan), wie der gemeine Mann sie oft nennt, bunte Bildchen, welche jeder Chinese um die Neujahrszeit an seiner Haustür außen anzukleben pflegt, und die zwei durch ihre Macht über die Geister berühmt gewordene Beamte alter Zeit darstellen sollen. Ich besuchte mehrere der Hütten; man ließ mich ohne besondere Scheu eintreten und bot mir einen Sitz an. Der Gesichtsausdruck kam mir mehr indisch als chinesisch vor. Die Männer trugen das Haar um den Kopf gewunden unter einem Turban, an den Beinen sah ich Riemengewinde. Sonst war die Kleidung der chinesischen ähnlich, bei Männern wie Frauen. In einer der Hütten tränkte eine junge Frau gerade ihren Säugling, als ich eintrat. Zuerst blieb sie ohne merkliche Scheu sitzen, doch nach einigen Augenblicken schien ihr meine Anwesenheit unbequem, und sie wollte sich in ein Nebengemach zurückziehen; indes kam ich ihr zuvor, indem ich mich verabschiedete. In einer andern Hütte lag einer dieser Eingebornen auf einer Pritsche und rauchte Opium. Also auch diese Ärmsten hat das Gift angesteckt.



Sie bauen keinen Reis, wie mir mein Kuli verächtlich versicherte; denn für einen Chinesen bezeichnet das Fehlen von Reis völlige Unkultur. Dagegen spielt Mais eine große Rolle. Eine eigene Schrift sollen sie nicht haben. Die meisten scheinen Chinesisch zu sprechen neben ihrer Muttersprache. Ihre schwarzen Augen hatten einen so viel leuchtenderen und kräftigeren Ausdruck als die Augen der Chinesen.

Ein Mann und eine alte Frau kamen gegen Abend noch zu unserer Lagerstätte herüber, wohl aus Neugier. Meine Chinesen behandelten sie grob und verächtlich, wie es ihnen auch sehr lächerlich vorgekommen war, daß ich mich aufgemacht hatte, um das Dorf dieser Yie-jen (Wilden) zu besichtigen. Ich erfuhr, daß sie Wallnüsse hätten, und die alte Frau verkaufte mir für einige Kupferstücke eine Tasche voll. Sie waren groß und wohlschmeckend.



Um zehn Uhr am nächsten Morgen verzog sich der Regen endlich. Die Berge ringsumher rauchten, phantastische Wolkenflicken hingen über den Tälern, und das Rauschen der Wasser klang von unten herauf. Wir setzten unsern Weg fort. Einige Zeit hielten wir uns noch auf der Höhe dieses Berg-

landes, das hier kahler wurde, und passierten verschiedene Dörfchen der Eingebornen mit Feldern ringsum. Dann stiegen wir im Tale eines von den Regenwassern gelbroten Flusses abwärts und überschritten ihn schließlich auf einer eisernen Kettenbrücke, die in gutem Zustande war.

Zwischen Feldern und Wiesen ging es an der andern Seite wieder in die Höhe, und da die Weide vorzüglich war und auch klares Wasser vorhanden, so wählten wir die Stelle zur Mittagsrast. Doch goß uns die Natur wieder unerwartet Regenwasser in unsern Mittagstopf und in das Herdfeuer. Man wird dagegen, wenn es nur nicht gleich mit Mulden gießt, sehr abgehärtet. Ich lag trotz des leichten Regens halb träumend im Grase und wurde nur öfter aufgemuntert durch die Drohrufe des Pferdeknechts, welcher Schoscho, mein Rößlein, von den immer gar zu anziehenden Maisfeldern verjagte. Die viele Nässe in dieser Jahreszeit bei körperlichen Strapazen bringt ja Fiebergefahr mit sich, und die Sorge davor ist ein Hauptgrund, weswegen der Verkehr in der Regenzeit sehr nachläßt. Doch nahm ich als Präventiv jeden Morgen Chinin und gab auch den Kulis regelmäßig davon mit der Versicherung, der Zauber dieser Arznei ließe keine Krankheit an uns herankommen. Sie schienen auch sehr gläubig. Und tatsächlich sind wir ohne Fieberanfall ganz bis Bhamo hingelangt, was den Europäern dort etwas Seltenes zu sein schien.

Der Handelsverkehr stockte hier übrigens noch nicht ganz. Wir kamen bald nach Mittag an der Lagerstätte

einer Karawane vorüber. Es waren Baumwollballen, welche sie transportierten. Eine Anzahl von etwa 30 Maultieren weidete entlastet im Gebüsch. Die Packsättel mit den Bürden standen in Reihen dicht nebeneinander am Wege.

In dieser ganzen Gegend, seit wir den Aufstieg hinter Yangpi gemacht hatten, hielten wir uns in einer Höhe zwischen 2700 und 3100 Meter. Die Temperatur war bei Regen und bedecktem Himmel so kühl, daß ich, wenn wir nicht in Bewegung waren, mich in einem Wintermantel recht behaglich fühlte, etwa 68 Grad Fahrenheit im Schatten.

Nachtquartier fand ich im Tempel eines erbärmlichen Nestes, das sich bei dem schier grundlosen Schmutze, zu welchem der Regen den Erdboden aufgelöst hatte, noch trauriger ausnahm. Von der Bevölkerung sah ich wenig; sie schien chinesisch zu sein. Der Aufbruch am andern Morgen war trübselig, da der Regen anhielt, der Schlamm des Weges einen bösen Marsch verhieß, und um das Maß voll zu machen, mein recht derbes Schuhwerk allmählich diesen täglichen Anforderungen erlag. Aber ich biß die Zähne aufeinander und zog los. Erbarmungslos begleitete uns der Regen über tannenbewachsene Höhen bis Mittag. Ein bedeutender Paß war zu übersteigen, von dem ich schwer entscheiden könnte, was unangenehmer war, das Hinaufklettern oder das Hinabgleiten. Bei gutem Wetter müßte das Reisen in diesen Bergen und Wäldern eine wahre Wonne sein. Auch wo die Höhenzüge nur von Gras bedeckt sind, ist es von einem leuchtenden Grün, dessen bloßer Anblick schon erquickt.

Während der Mittagspause drangen meine Leute, denen das Tsai, Gemüse, ausgegangen war, einfach in ein am Wege liegendes Bauernhaus, um sich aus dessen Vorräten neu zu versehen. So lange sie zu ihrem Reis ein wenig Zukost geringster Art, Gurke oder Kohl oder Bohnenkuchen haben, sind sie zufrieden. Aber das verlangen sie auch. Und da sie jetzt damit am Ende waren, mußte der Bauer am Wege herhalten. Sie bezahlten übrigens, was sie bekamen, benutzten aber auch gleich die Gelegenheit, an dem Feuer des Häuschens ihr Mahl zu kochen. Niemand verwehrt so etwas.

Hinter den Bergen tauchte nun bald eine breitere Ebene auf, mitten darin, deutlich gerade von einem Strichregen heimgesucht, der größere Ort Yungping.

Es ist eine Distriktsstadt, doch ohne Mauern, an einem Flusse gelegen. Der Eindruck ist ärmlich. Ich suchte nach einem Tempel, fand zwar drei, aber jeder von ihnen war von einer Anzahl lärmender oder Opium rauchender Nichtstuer besetzt, zum Teil Soldaten, sodaß es mich nicht hinzog. Also kehrte ich zu einem größeren Wirtshause zurück, das gleich am Eingang des Ortes lag. Ein junger Mensch, dem die Einkehr des Europäers wohl die Gemütlichkeit zu stören schien, trat mir in der Tür entgegen und versicherte, hier sei kein Raum mehr. So etwas glaube ich aber unter dergleichen Umständen nur, wenn ich mich selbst überzeugt habe. Ich ritt also ruhig an ihm vorbei, stieg ab, und als er noch zu reden fortfuhr, gab ich ihm ein paar gehörig derbe Worte. „Ah,“ sagte

der Held, sich zu den andern zurückziehend, „das ist eine Exzellenz“. Der vornehme Mann wird an der Grobheit erkannt. Gleich kam auch der Wirt und wies mir meinen Raum an. Natürlich war Platz genug vorhanden für Menschen wie Tiere.

Von hier hebt nun allmählich jener besondere Charakter der hinterindischen Gegend an, welcher auch auf europäischen Karten, so mangelhaft ihre Angaben sonst in vielen Beziehungen sein mögen, meist richtig angedeutet ist, daß nämlich eine große Anzahl von Gebirgsketten, jede von zwei Tälern eingefaßt, sich in langer Folge hintereinander ziemlich parallel von Nordwesten nach Südosten oder direkt in nördlich-südlicher Richtung hinstreckt. Es ist recht ermüdend für den Reisenden. Jeder Tag bringt dieselbe Aufgabe, einen solchen Gebirgsrücken zu übersteigen. Den Vormittag füllt der Anstieg, den Nachmittag der Abstieg aus. Noch machte sich dies Marschprogramm nicht mit der später hervortretenden Regelmäßigkeit geltend, aber es begann sich schon zu entwickeln. —

Die Nacht durch hatte es getrieft, und milde säuselnd ergoß es sich noch aus den Poren des Himmels bis weit in den Tag hinein. Ich ließ die Tiere beschlagen, womit einige Zeit nützlich hingebracht wurde. Schließlich mußten wir doch hinaus. Man folgt zunächst dem Flusse von

Yungping in südwestlicher Richtung, am Fuße mäßiger, fichtenbestandener Anhöhen hin. Die blinden Fliegen waren hier zahlreich und plagten mein Pferd so, daß es ganz nervös wurde. Von seinem tibetanischen Hochland her war es an diese Quälgeister wohl nicht gewöhnt. Als wir ein paar Kilometer zurückgelegt hatten, kamen wir an einem Zeltlager von Nomaden vorbei. Es waren teils weiße, teils schwarze Zelte, Hunde lagen angebunden daneben, Pferde weideten in der Nähe. Die Leute gehörten einem tibetanischen Stamme an, von den Chinesen Ku tsung genannt. Selbst bis in diese westlichen Grenzdistrikte von Yünnan kommen sie. Ihre Hauptsitze sind, wie man mir sagte, in der Umgegend der größeren Stadt Likiang, nord-nordöstlich von Tali. —

Allmählich schlugen wir uns nun mit etwas mehr westlicher Wendung wieder in die Berge hinein. Die Tagereise war einförmig und nicht lang; Wetter und Weg schlossen das aus. Schon bald nach zwei Uhr machten wir in dem Orte Hua tchiao Halt. Jenseit des Dörfchens lag ein Tempel, dem Tsai schen, dem Gotte des Reichtums, geweiht. Dort blieb ich. Eine ganze Familie wohnte in dem Seitenflügel, mehr als ein Dutzend Menschen, und natürlich suchten sie meine Bekanntschaft. Sie hielten mich für einen Franzosen. Als ich sagte, daß das nicht zutreffe, mußte ich ein Engländer sein. Weiter reicht die Kenntnis des Auslandes hier nicht. Es war bemerkenswert, daß der Franzose zuerst kam. Das ist nur im südlichen China, wo die Grenze von Tongking nicht fern liegt, möglich. An einer der Tempelsäulen fand ich wieder eins jener Orakelbücher



hängen, welche ich oben bei Yungpe beschrieben habe. Ich wollte es kaufen. Nein, um keinen Preis. Aber abschreiben lassen könne ich es mir, das würde in einem halben Monat zu machen sein. Ich bedauerte. Ein grotesker Gedanke, vierzehn Tage in dieser Bude zu sitzen und auf das Abschreiben solch zweifelhafter Weisheit zu warten. Dann fragte ich einen lebhaften Mann von mittlerem Alter, der hauptsächlich das Wort führte, ob man dies Buch wirklich viel gebrauche. Gewiß, sehr häufig. Er erzählte eine Geschichte zur Bekräftigung, daß die Konsultation Wert habe. Die Mutter eines Bauern aus diesem Dorfe sei schwer krank gewesen. Alle Medizin habe nicht geholfen. Da habe ihre Schwiegertochter ihr fünf Jahre ihres Lebens feierlich abgetreten. (Das ist eine Zeremonie, welche im Tempel vollzogen wird, und bei welcher ein Stellvertreter vor der Gottheit für einen Gefährdeten einen Teil seines Lebens preisgibt, damit der andere genese.) Der Priester habe dann versichert, die Mutter werde nun gewiß genesen. Der Bauer aber sei doch noch einmal in diesen Tempel hier gekommen, habe die Losstäbchen in dem Holzbecher geschüttelt, durch welche man die Zahl des Orakels gewinnt, und habe so das Buch befragt. Da habe er nun einen Spruch bekommen, dessen wichtigstes Wort war:

Wenn du den Mond aus dem Wasser
heraufholen willst,
So ist das vergeudete Mühe.

Und zwei Tage darauf sei auch wirklich die Frau gestorben. So hätte dies Buch mehr gewußt als der Priester vorher. Der ganze Kreis von Leutchen hockte still herum, während das Haupt der Familie mir dies erzählte, und schien sich der Bedeutung der Geschichte voll bewußt zu sein. Ich wollte ihm nun noch gern etwas näher auf den Leib rücken und fragte, ob er persönlich denn schon einmal nützlichen Gebrauch von dem Orakel gemacht habe. Das war ihm aber wohl zu direkt. Er lachte, die andern lachten auch, man schwatzte durcheinander, und eine Antwort bekam ich nicht. — —

Der folgende Tag brachte wenigstens besser Wetter. Als ich die Augen öffnete, fiel mein Blick von meinem Lager in dem Tempel durch die offene Tür auf hellen Morgensonnenschein, welcher fröhlich in einem hübschen Zierbaume mit rotdornähnlichen Blüten spielte. So etwas macht munter. Bald waren wir unterwegs und erklommen einen tüchtigen Kamm mit reichem Waldwuchs. Die Paß-



höhe betrug 2600 Meter. Jenseits öffnete sich ein freundliches Tal mit mehreren Ortschaften, zu dem ein steiler Abstieg, gegen 900 Meter bergab, hinunterführte. Der Hauptort in dem Tale war Yungfeng, ein offener Marktflecken von freundlichem Aussehen. Hinter dem Orte stand auf einer Anhöhe ein Torhaus, neben dem gute Weide war. So wurde dort Halt gemacht, abgekocht und gegrast. Dann ging es weiter quer durch das Tal und, nach dem wir den Fluß auf einer guten neuen Steinbrücke überschritten hatten, in die jenseitigen Höhen hinein, die gehörig anstiegen. Hier war die Straße aber kürzlich repariert und in sehr passablem Zustande, eine höchst angenehm empfundene Ausnahme. Wir erreichten bald die Stelle, wo man noch an der Arbeit des Ausbesserns war. Die Arbeitenden hatten ein Gefäß am Wege aufgestellt, in welches die Passanten zum Dank für das gewiß jedem willkommene Werk eine milde Gabe legen sollten. Mit vielsagendem Blick auf mich und mein Pferd warf mein erster Pferdeknecht in diesen Opferstock — zwei Käsch (etwa einen halben Pfennig)!

Als wir die diesmal nur grasbewachsenen Höhen des Gipfels erklommen hatten, sahen wir unten vor uns einen reißend dahinströmenden, breiten Fluß mit rotbraunen Wassern. Es war der Mekong, der erste der drei großen hinterindischen Ströme, die ich nun einen nach dem andern überschreiten sollte. Kein Boot war weithin auf dem Gewässer zu erblicken, und so hatte dasselbe, zumal da die Ufer unbesiedelte Gebirgshänge waren, etwas Totes und Wildes. Doch als wir die Serpentine den Berg hinab eine Strecke weit verfolgt hatten, kam eine recht stattliche von allerlei

Gebäuden an beiden Enden malerisch umgebene Kettenbrücke zum Vorschein und verriet vorhandenes Leben. Die Baulichkeiten: Herbergen, Ställe und Tempel in eins gebaut, waren neu, einiges noch nicht einmal ganz vollendet; die Brücke selbst mochte älter sein, war aber in ganz vorzüglichem Zustande. Die Szenerie dort am Flusse hatte etwas Großartiges und Eindrucksvolles. Seine Breite konnte fünfzig Meter nicht viel überschreiten. Aber das still und stark flutende Wasser kam grade aus einem mächtigen Felsschlund hervor, quoll wie eingepreßt zwischen den Bergen hin, von welchen die östliche Kette dicht herantrat und mit ihren Gipfeln sich fast über die Wellen neigte. Der Fluß machte bald eine Biegung und verschwand zwischen den einsamen Felsen, ein düsterer Geselle, der seine Herkunft und seinen Fortgang vor Menschenaugen zu verstecken schien.

Die Chinesen nennen den Mekong den Lan-tsan-tchiang oder kürzer den Lan-tchiang. Seine Höhe über dem Meere ist hier 1500 Meter. An dem diesseitigen Ende der Brücke hielt in einem Hofraume eine gewaltige Baumwollkarawane Rast. Sonst aber waren beide Ufer ganz unbelebt.

An der andern Seite stieg die Straße wieder in die Höhe. Nach einer halben Stunde erreichten wir das Dorf Pingpu. Ich nahm mein Logis wieder in der Stille und Einsamkeit eines kleinen Tempels, den ein mürrischer Alter hütete.

Aus den Bergen, welche hier dicht über dem Mekong emporsteigen, stürzt sich ein Nebenfluß in ihn herab, der bei der Steilheit seines Bettes mehrere recht imposante

Wasserfälle bildet. An ihm führt die Straße hinauf, die wir den nächsten Morgen verfolgten. Sie war gepflastert, ziemlich breit. Regen und Schmutz machten die Steine leider so schlüpfrig, daß es doch ein schwieriges Steigen war. Das Wasser des Gebirgsstromes war jetzt völlig lehmfarben; wenn es klare Färbung hat, muß es große Wirkung tun, zumal bei dem höchsten der Fälle, welcher sich über kolossale Felsblöcke hin ergießt. Als wir die Höhe erreicht hatten, passierten wir einen größeren Ort und sahen uns nun, soweit der Sprühregen einen Ausblick gestattete, wieder auf ebenerem Wege, der sich über den Bergkamm hinzog. Von dem Zustand des Bodens, über den wir uns fortzubewegen hatten, will ich schweigen; Pferd und Reiter sind nach kurzer Zeit von unbeschreiblichem Aussehen. Die Bevölkerung der Gegend macht öfter den Eindruck, als ob es Mischblut von Chinesen und Eingebornen sei. So die drei Leute, in deren vereinzelter Hütte wir über Mittag rasteten und einen Regenguß vorüberließen.

Trotz des regnerischen Tages hatten wir bisweilen Aussicht in die Ferne, besonders nach Südosten hin. Dort, wo der Mekong seinen Weg durch die Gebirgswelt nahm, fielen mir längere Zeit zwei hohe trotzige Gipfel auf, die freilich nicht schneebedeckt waren, aber doch, wenn ich bedenke, daß wir sie schon aus einer Höhe von ungefähr 2900 Metern betrachteten, sehr bedeutend sein mußten. Sie zeigten eine ruhig zugespitzte Form, mit der sie aus dem Wirrwarr niederer Berge emporragten.

Als wir von kahlen, grasreichen Flächen wieder herabzusteigen anfingen, nahm uns ein Hohlweg auf. Derselbe öffnete sich dann plötzlich nach einem weiten Tale hin,

und hübsch war es, wie das bunte Bild, Felder und Ortschaften, halb in Sonnenschein, halb unter Wolken und Regen, mit einem Male vor uns auftauchte. Das war das Tal von Yungtschang, der letzten größeren Stadt Chinas, die ich berühren sollte. Sie selbst lag übrigens ganz am jenseitigen Rande des Tales, von hier aus kaum sichtbar, und war heute nicht mehr zu erreichen. Unser Ziel war vielmehr der gleich am diesseitigen Talrande gelegene Ort Kuanpu. Hier existierte eine Art Logierhaus für durchreisende Beamte, in welchem ich abstieg. Vorn davor stand eine Schutzwand, bemalt mit der fabelhaften Gestalt des Einhorns, welche das Symbol des Offiziellen in China ist. Das Einhorn, eines der vier Wundertiere (die übrigen drei sind Drache, Phönix und Schildkröte), wird dargestellt mit dem Rumpfe eines Hirsches, dem Schwanz eines Ochsen, den Schuppen des Fisches, den Füßen des Pferdes und einem einzelnen Horn auf der Stirn. Es zertritt kein lebendes Wesen mit seinen Hufen, nicht einmal Gras oder Blumen, denn es gilt als die Personifikation von Güte und Freundlichkeit. Selten, bei besonderen Ereignissen erscheint es sichtbar unter Menschen; so geschah es kurz vor dem Tode des Confucius. Immer wieder sieht man es vor dem Eingang der Residenzen von Beamten auf einer besonderen Mauer dargestellt.

Das Logis war in sehr schlechtem Zustande. In dem Zimmer, welches ich bezog, war die Decke an einer Stelle schon ganz eingestürzt, und ich mußte mich etwas gegen den Gedanken wehren, daß dasselbe während der Nacht grade über mir auch passieren könnte. Aber ich blieb wenigstens allein und ungestört.



Kapitel 10.
Von Yungtschang bis Tengyüe.

Von hier nach Yungtschang geht es nun einfach durch die Breite des Tales hin, ein bequemer aber monotoner Ritt durch Reisfelder. Meine Pferdeknechte interessierte freilich diese Gegend wegen ihrer Fruchtbarkeit entschieden mehr als die Berge vorher, und sie unterhielten sich über den prachtvollen Reis hier, der besser sei als ihr heimischer um Tali herum. Mehrere Orte waren zu passieren, in einem größeren war grade Markttag. Die Leute ließen mich ruhig und ohne besondere Neugier durch. Es waren nicht nur Chinesen, die ich sah. Bergstämme verkehren offenbar auch auf den Marktplätzen hierherum. Die Häuser waren meistens in elendem Zustande, und obwohl die beträchtliche Ebene mit dem vielen Nutzlande einen reichen Eindruck machen könnte, sieht man in den Orten doch keine Spur von Wohlhabenheit.

Yungtschang erblickt man schon in weiterer Entfernung, da eine Anzahl Gebäude sich den Fuß der Bergkette hinaufziehen, an welchen sich die Stadt herandrängt. Es ist eine Präfektur (Fu). Die respektable Stadtmauer umschließt auch hier wieder viel freies Feld, der Mohammedanerkrieg hat den Ort nicht verschont.

Ich suchte mir einen recht geräumigen Tempel im Innern der Stadt aus. Das Quartier wäre nicht übel gewesen. Aber hier wurde ich ganz ungewöhnlich von der Zudringlichkeit und Unart des Publikums, besonders der lieben Jugend, belästigt. Anfänglich nahm ich es harmlos. Doch als der Lärm und Unfug gar zu groß wurde, suchte ich sie zu verjagen und einzuschüchtern. Zum Fortlaufen brachte ich sie ja leicht; aber nach zwei Minuten waren sie wieder da, mich von Tür und Fenster her wie einen Bären im Käfig anstarrend, laut gegen die Bretterwände schlagend, einen Eingang fast erbrechend, höhnende Bemerkungen und Schimpfworte brüllend. So wie ich mich erhob, stoben sie auseinander. Einen der Burschen erwischte ich und applizierte ihm eine Züchtigung. Das half nur eine kleine Weile. Ich wußte damals nicht, was ich nachher erfahren habe, daß ich mich hier in dem fremdenfeindlichsten Platze der ganzen Provinz Yünnan befand. Als es mir gar zu arg wurde, ritt ich zu dem Präfekten, um ihm Mitteilung zu machen und auf Grund meines Passes Soldaten zur Abwehr der Belästigung zu requirieren. Der Präfekt empfing mich sehr liebenswürdig, versprach zwei Leute zu schicken und ließ sich in eine Unterhaltung über

meine Reise und Heimat ein. Nichts deutete auf die geringste Abneigung oder Kälte. Und doch ist mir später glaubwürdig versichert, daß gerade dieser Beamte von starkem Fremdenhaß beseelt ist, und daß seine Stimmung, die natürlich der ganzen Bevölkerung kein Geheimnis ist, den Anlaß gegeben hat zu der Fremdenfeindlichkeit des ganzen Ortes. Als der jüngst ernannte englische Konsul für Yünnanfu diesen Platz auf der Hinreise zu seinem Bestimmungsorte passierte, konnte er tatsächlich kein Unterkommen finden, weil er überall abgewiesen wurde, und es bedurfte eines Depeschenwechsels zwischen dem Gouverneur der Hauptstadt und dem hiesigen Präfekten, um dem Konsul ein Nachtlogis zu verschaffen.

Die mir versprochenen zwei Schutzleute kamen wirklich bald an, doch verhielten sie sich sehr untätig, und die Lage wurde nicht viel besser. Am nächsten Tage fing dasselbe Spiel wieder an. Zum Glück war ich viel unterwegs, da ich Tempel und anderes besichtigen wollte, und auf der Straße, zu Pferde, blieb ich leidlich unangefochten.

Auch in Yungtschang lebt eine beträchtliche Zahl von Moslems. Mir war überraschend, daß es ihnen hier neuerdings gestattet ist, sich wieder eine eigene Moschee zu erbauen. Einer von der Gemeinde führte mich hin und zeigte mir den noch nicht ganz vollendeten recht hübschen Neubau. Man hielt mich offenbar für einen Mohammedaner, da ich einige der angebrachten arabischen Sprüche lesen konnte. Zwei der Moslems geleiteten mich in mein Quartier zurück.



Am folgenden Morgen verließ ich die Präfekturstadt, ohne daß mir der Abschied schwer geworden wäre. Ein strahlend reiner Sommermorgenhimmel lockte so recht ins Weite. Zuerst zogen wir noch am Fuße der Höhen hin, die zum Teil grasbedeckt, zum Teil mit dünnen niedrigen Nadelbäumen bestanden waren, und bogen dann nach Südwesten um in das Berggebiet hinein. Der Gebirgszug, den wir zu überschreiten hatten, war mit Unterbrechung bewaldet, freundliche Wiesengründe zwischen Gebüsch und zerstreutem Laubwald, einige mir neue Blumen tauchten auf. Die Kammhöhe betrug 2130 Meter. Danach ging es wieder stark abwärts. Als die Sonne sich schon zum Untergange neigte, lag in dem neuen, ziemlich schmalen Tale das Dörfchen Pupiao vor uns. Wieder gehörte der Tempel, welchen ich mir ersah, dem Gotte des Reichtums. Ein hübsches Weideland für unsere Pferde mit einem kleinen klaren Teiche war ganz in der Nähe. Das Dorf machte den Eindruck ländlicher Stille. Ordentlich erquickend war dies Quartier nach der Bekanntschaft mit dem Pöbel von Yungtschang. Groß und feierlich ging die Sonne drüben hinter den Bergen zur Rüste und sandte verschwindend jene breiten schöne Radien über den Abendhimmel fast bis zum Zenith herauf, wie die Holzschnitte Ludwig Richters es häufig zeigen. Das ganze Tal, das Dörflein und den Tempel umfing ein ländlicher Friede. Ein paar Bauern saßen mit der Familie des Tempelhüters am Eingang in ruhiger Unterhaltung, worin hart arbeitende Leute so gern den Feierabend genießen. Ich mischte noch etwas Violinen-

klang in den idyllischen Abend, was mir dann freilich, wie nicht anders zu erwarten, einen kleinen Kreis von Zuhörern auf den Hals lockte. Doch betrugen sie sich sehr gesittet und verzogen sich nachher schnell wieder.

Etwas sonderbar wurde die Nacht. Meine Pferdeknechte waren im Dorfwirtshause, ich in dem Tempel allein. Als es ganz dunkel geworden war und ich schon gemütlich auf meinem Lager in dem leeren ziemlich großen Raum, der nur ein Götterbild enthielt, ausgestreckt lag, hörte ich, wie sich draußen vor der Tür drei bis vier Leute ansammelten. Sie unterhielten sich, ließen sich nieder, zündeten ein Feuerchen an und schienen da ansässig werden zu wollen. Da mir ja kein Recht über den Tempel zustand, ließ ich sie schalten. Es mochte schon nach 11 Uhr sein, als einer die Türe, welche ich geschlossen hatte, weit öffnete; doch kam niemand herein. Ich stand nun auf und sah mir die Sache an. Vier armselige Gestalten lagerten auf dem überdachten Vorplatze, waren aber arglos und schienen nichts Böses vorzuhaben. Ich hielt sie für Bettler, die kein anderes Unterkommen hätten, erklärte ihnen also nur, sie möchten die Tür des Tempels nicht öffnen, die wünsche ich geschlossen zu halten. Ja wohl, ja wohl, antworteten sie gefügig. Doch kaum lag ich wieder eine Viertelstunde auf meinem Lager, als von neuem eine Hand von draußen die Tür völlig aufstieß. Ich begriff nicht, was das bedeuten sollte, sprang auf, faßte einen von den Leuten energisch am Arm und erklärte ihm nachdrücklich, es möchte sich niemand noch einmal unterstehen, die Tür zu

öffnen, oder sie würden Strafe riskieren. Wieder erklärten sie alle: gut, die Tür solle geschlossen bleiben. Nun blieb sie auch wirklich geschlossen. Aber jetzt fingen die da draußen abwechselnd einen langatmigen Fistelgesang an, der durchdringend die Stille der Nacht unterbrach. Wenn einer fertig war, setzte der andere mit frischen Kräften ein. Nun endlich ging mir (zum Teil durch einzelne der gesungenen Worte) ein Licht über den ganzen Vorgang auf. Es war eine Verehrung der Gottheit, in deren Raume ich schlief. Der Gott des Reichtums hatte offenbar seinen Tag resp. seine Nacht, wo er besondere Anbetung verlangte. Wenn ein Tempel nicht seine stehenden Priester hat, so übernehmen das gegen einige Entschädigung wohl ein paar Arme des Ortes. Derartige Leute waren es jedenfalls, die da vor der Tür kampierten. Und damit war mir auch klar, warum sie die Tür hatten offen haben wollen: natürlich, damit der Gott seine Sänger besser höre. Nun, er hat sie gewiß zur Genüge vernommen, wenn er nur halb so gute Ohren hatte wie ich. Doch fühlte ich mich jetzt mit der geschlossenen Tür nicht mehr ganz in meinem Rechte, ging hin und öffnete sie ein wenig. An Schlaf war längere Zeit nicht zu denken. Nach 12 Uhr verstummte der Gesang. Es war wohl nur eine Pause; doch sie genügte mir, um einzuschlafen. Heute morgen weckte mich die laute Unterhaltung der biederen Gesellen, die noch beieinander waren und wohl noch verschiedene Töne zu Ehren der einflußreichen Gottheit gesungen haben mögen.



Meine Knechte waren säumig, und wir kamen erst ½ 9 Uhr aus dem Quartier. Das war verkehrt, denn grade heute lag eine lange und schwierige Tagereise vor uns. Zwar war das Übersteigen der nächsten Bergkette nicht anstrengend, und in dem dahinter folgenden Tale konnten wir bei guter Zeit eintreffen. Aber dies war das Tal des Saluen, und in demselben durften wir nicht übernachten, denn mit ihm hat es eine eigene Bewandtnis. Wir mußten notwendig noch eine tüchtige Strecke in die dahinterliegende Bergkette hinauf.

Von dem Tale des Saluen (chinesisch Lu tchiang) erzählen die Chinesen mit Schaudern die seltsamsten Geschichten. Verschiedenartige giftige Ausdünstungen entströmen dort dem Boden in roter, gelber und blauer Farbe, besonders tötlich die rote Luft. In den Fluten soll ein scheußliches Ungeheuer hausen, welches die Passanten beim Überschreiten umschlingt und in die Tiefe hinab zieht. Besonders soll das früher geschehen sein, als man noch mit einem Fährboot übersetzen mußte. Jetzt überspannt eine starke Brücke den Fluß und mindert diese Gefahr. Entsetzlich sollen die Krankheiten sein, welche hier über den Menschen kommen, manchmal schon wenn er nur eilig durchreist. Nicht nur gewöhnliche Malaria, sondern Fieber mit einem Starrkrampf des Kopfes, der sehr schnell zum Tode führe, dann eine Art Beulenpest wurden mir beschrieben. Bewohner soll es nur sehr wenige in dem Tale geben, und auch diese wenigen sollen in der feuchten Jahreszeit wochenlang ganz aus dem fluchbringenden Distrikte in die Berge entweichen.

Obwohl eingehüllt in abergläubische Vorstellungen, sind diese Angaben, wie ich später erfahren habe, in der Hauptsache richtig.

Natürlich hatten meine Kulis an ihrem letzten Aufenthaltsorte genug über die Schrecken, welche ihnen bevorstanden, erfahren. Sie waren aufgeregt und eilig. Als mir am Wege grade ein Tempel unter die Augen kam, den ich genauer zu besichtigen wünschte, befahl ich dem einen der Leute, während der zweite mich hineinbegleitete, draußen zu warten. Aber er brach nach kurzer Zeit auf, ohne mich abzuwarten, wahrscheinlich von der Sorge getrieben, möglichst schnell über die unheimliche Strecke, welche vor ihm lag, hinwegzukommen, und ich holte ihn erst nach anderthalb Stunden wieder ein. Wir hatten zuerst am Gebirge entlang das Tal von Pupiao noch weiter nach Nordwesten zu verfolgen, bis wir einen bequemen Einlaß in die Berge fanden, auf dem wir nach Westen und Südwesten vordrangen. Die Steigung war nicht stark, wir erhoben uns nur etwa 200 Meter über den letzten Rastort. Die Landschaft glich der von gestern. Der Abstieg ins Tal des Saluen war sehr reizvoll. Der Baumwuchs nahm nach dem Westabhange zu. Vor allem aber verschönerte einer der Zuflüsse des Saluen, welcher aus diesen Bergen kam, unsern Weg. Es war ein helles, in Ansammlungen hellgrünes Wasser, welches in einem malerischen Sandsteinbruch bergunter stürzte. Das weite vegetationsreiche Tal, in welchem der Saluen selbst, schon von weitem sichtbar, fließt, macht sogleich durch seine Einsamkeit, auch wenn man nichts

Näheres weiß, einen seltsamen Eindruck. Mit üppigem Graswuchs, anmutigen Baum- und Gebüschgruppen bedeckt, doch fast ohne Anbau, dabei kein Dorf, keine Stadt, keine Menschen oder Tiere aufweisend, hat es etwas Verlassenes, wie Verzaubertes. Der Saluen strömt mächtig daher. Er faßt mehr Wasser als der Mekong, die Färbung ist hellgrau, der ganze Eindruck freundlicher als bei jenem. Als wir tiefer hinunter kamen, erblickten wir schließlich auch die mächtige Kettenbrücke. Sie ist in vorzüglichem Zustande, offenbar in den letzten Jahren renoviert, und in einer sonderbaren Weise angelegt. Mitten in dem Flusse nämlich lagert ein kolossaler Felsblock, an welchem die Wasser zischend und sausend mit ungeheurer Schnelligkeit vorüberfluteten. Diesen Felsblock hat man zum Stützpunkt der Brücke gemacht und zwar in der Weise, daß er den Endpunkt zweier von jeder Seite her zu ihm hinübergespannter Kettenbrücken bildet, welche aber nicht in grader Linie, sondern so, daß man sich in einem Zickzack weiter bewegt, aufeinander stoßen. Die Länge der Brücke betrug gegen 130 Meter.

An jener Seite der Brücke lag ein armseliges Dörfchen. Es war die einzige Spur von Leben, die ich in dem Tale entdeckte. Ich wollte erst etwas verweilen, obwohl die Häuser einen sehr verfallenen Eindruck machten; denn wir waren müde und bedurften einer Erholung, zudem hätte ich gerne an diesem seltsam gefährlichen Orte einige Erkundigungen über die Natur der hiesigen Krankheiten eingezogen. Meine Leute waren aber gar nicht zu halten.

Sie fragten; ob ich nicht merke, welch eine Hitze hier herrsche, das sei die Fieberluft. In der Tat hatte die Atmosphäre etwas unbehaglich Feuchtwarmes. Zudem war Sonnenuntergang nahe, eine bei Fieber besonders zu fürchtende Zeit. So eilten wir denn weiter in die Berge vor uns. Der ältere Pferdeknecht unterhielt mich mit Schauergeschichten über die Seuchen dieser Gegend. Die Fieberkranken würden ganz starr, daß sie sich nicht rühren könnten, der Kopf böge sich nach hinten, sie litten große Schmerzen, lägen zuweilen nur einige Stunden, oft auch einige Tage so und stürben fast immer.

Das Saluen-Tal hat in dieser Gegend nur etwa 760 Meter Höhe, die stärkste Depression, welche ich seit vielen Monaten erreicht hatte. Es scheint vorläufig, als ob Bodenausdünstungen die Ursache zu dem schlechten Gesundheitszustande hier bilden. Spätere Forschungen durch Ärzte werden vielleicht Genaueres ergeben.

Wir hatten bis in die dunkle Nacht hinein bergan zu klimmen. Als wir die erste kahle Anhöhe über dem Flußtale erreicht hatten, eröffnete sich eine Strecke ebeneres Land, eine Art Plateau. Hier ritten wir zwischen Gebüsch und Wald, die reich von Bächen durchrieselt waren. Dabei wurde es ganz dunkel. Der Mond schien nicht. Doch funkelten die Sterne am klaren Himmel. Bald begann dann ein langer Aufstieg auf einer größtenteils gepflasterten Straße, die sich vielfach hin und her wand. Niedriger Wald zeigte sich an den Seiten. Dies Wandern und Tappen in Finsternis, besonders an Stellen, wo die Pflasterung mangel-

haft geworden war, führte am Schlusse des Tages bei uns allen rechte Erschöpfung herbei. Wie im Traum zogen die düsteren Baum- und Gebüschmassen am Wege vorüber, während ich meinem Pferde voran ging, dem ich bei der schwierigen Steigung nicht mehr zumuten konnte, mich zu tragen. Zuweilen blieben wir rastend stehen und blickten zum bestirnten Himmelskreise auf. Er funkelte und glitzerte in heimlicher Ruhe. Um so dicker lag die Finsternis um uns her auf der Erde. Endlich machte sich vor uns Leben bemerkbar. Ein Licht erschien seitlich im Walde, Hunde bellten, und mein Knecht ging hinüber, sich zu erkundigen. Es war eine einzelne Hütte, in der man uns nicht aufnehmen wollte, aber sie sagten, in kurzer Zeit würde die Heerstraße uns an das Dorf Hung mu schu bringen, wo wir übernachten könnten.

Das Quartier, welches wir in dem genannten Örtchen fanden, war freilich nur ein Pferdestall. Dort dienten mir meine Kisten als Lager, die Knechte streckten sich an den Erdboden, wir alle aber waren froh, nach dem langen Tage endlich ein Obdach gefunden zu haben, und schliefen nach eiligem Mahle den Schlaf des Gerechten.

In der Morgenfrühe hub es an zu regnen, und so undicht war das Strohdach über mir, daß ich meinen Regenschirm aufspannen mußte, wenn ich noch ein wenig Schlaf



genießen wollte. Doch mußten wir bald in den Regen und Nebel hinaus. Es war nur die Vorhöhe eines starken Gebirgszuges, auf der wir Halt gemacht hatten. In einem lebhaften Auf und Nieder ging es nun weiter, im ganzen natürlich steigend. Zum Reiten war der Weg selten geeignet. Die Aussicht wurde häufig durch Wolken und Nebel weggenommen, doch blieb genug Schönheit zu bemerken. Starker Wald bedeckt diese Berge. In dem grünen Dunkel zu beiden Seiten der Straße trieben sich Mengen von Affen umher. Doch kamen sie nie nahe genug, daß wir sie hätten beobachten können, sie begleiteten uns nur aus der Ferne stundenlang mit ihrem seltsamen Geschrei, das oft dem Kreischen einer Kinderschar nicht unähnlich klingt. Das Dickicht machte eine Fülle von Schlingpflanzen für Menschen meistens ganz undurchdringlich. Ansiedlungen waren selten. Eine einzige Gruppe von Hütten, die man ein Dorf nennen könnte, passierten wir. Als wir die höchste Erhebung dieser Bergstraße erreicht hatten, welche der Aneroid als 2650 Meter bezeichnete, fand ich diese Stelle, wohl als die bedeutendste Paßhöhe auf der letzten Strecke zur birmesischen Grenze hin, durch ein hölzernes Portal ausgezeichnet, und zwar ein doppeltes, gewissermaßen Eingang und Ausgang des Gipfelpunktes.



Um die Mittagszeit waren wir in der Nähe eines Dorfes, Tai ping pu. Mir schien es angenehmer, Rast und kurzes Mahl auf einer Waldwiese davor abzuhalten, die zwar teilweise sumpfig, aber doch hübsch genug war. Die Natur legte indes ein Veto ein, indem sie uns, gerade als

wir abgepackt und Feuer angezündet hatten, mit einem solchen Regenschauer übergoß, daß wir schleunigst den Häusern zueilen und eine Unterkunft suchen mußten. Eins der ersten Gebäude war eine Schule, in welcher die Bergjugend mit so lauter Inbrunst, daß man es auf der Straße hörte, ihre Aufgaben absang. Ein Torhaus gehörte dazu. In ihm krochen wir unter und nahmen die vereitelten Bemühungen um das Mittagsmahl wieder auf. Der Schulmeister, ein grämliches altes Opiumgesicht, ließ die Gelegenheit nicht vorüber, sein eintöniges Leben durch eine persönliche Bekanntschaft mit einem „westlichen Barbaren“ zu bereichern. Doch mußte er seine Schule wohl gut in Zucht haben, denn seine Zöglinge blieben drinnen und schienen nach wie vor absorbiert von ihren „Klassikern“.

Ich sprach mit dem Scholarchen einiges über Schulwesen, chinesisches und europäisches. Nachdem er seine Heimatprovinz gerühmt hatte, daß sie viel Schulen besäße und viele große Gelehrte daraus hervorgegangen seien, fragte er, ob man in den westlichen Ländern (Europa) auch Schulen habe. Ich versuchte ihm klarzumachen, das bei uns zu Lande die Regierung es für ihre Pflicht hält, gute Schulen überall gleichmäßig einzurichten, gute Gebäude zu errichten, die Lehrer angemessen zu besolden. Besonders das letztere schien ihn sehr zu fesseln. Er erkundigte sich, wie hoch ein Lehrer bezahlt werde. Natürlich war es schwer, ihm eine runde Antwort darauf zu geben, noch schwerer, ihm in aller Schnelligkeit die Unterschiede von Stand und Aufgaben der Lehrer auseinanderzusetzen. Doch

machte ich eine Durchschnittsangabe, die gewiß nicht unrichtig genannt werden kann, indem ich sagte, sie hätten im Monat 50—100 Liang (etwa 140—280 M.). Dem guten Alten in seinem armseligen, opiumdurchdufteten, schmutzkrustigen Mantel schien der Atem auszugehen. Ich fragte, wieviel er bekäme; 50 Liang im ganzen Jahre, behauptete er, und das nur, wenn er viel Schüler hätte; wären es wenig, so ergäbe es nur 20—30 Liang. Daß die Regierung dem Lehrer ein für alle Mal einen gleichen Gehalt garantiere, schien ihm eine ganz ideale Einrichtung zn sein. Er sprang dann plötzlich über auf den General-Gouverneur der Nachbarprovinz Szetschuan, der eben kürzlich seinen Posten niedergelegt und den schwierigen, aber ehrenvollen Auftrag von Peking bekommen hatte, als General-Gouverneur der Provinzen Kuangtung und Kuangsi den dortigen Aufstand zu unterdrücken. Dieser Beamte, Tsen tschun hsüen ist sein Name, hat in der kurzen Zeit seiner Tätigkeit in Szetschuan viel Reformen durchgesetzt und sich bei Chinesen wie Europäern den Namen eines hervorragend einsichtigen und energischen Mannes erworben. Unser Schulmeister äußerte, er habe manche buddhistische Klöster in Schulen umgewandelt und dafür gesorgt, daß die Erziehung besser würde; das sei gerade wie bei uns die Fürsorge der Regierung für das Unterrichtswesen. Ich sah keinen Wert darin, ihm den doch immerhin vorhandenen Unterschied aufzuzeigen. Er mochte diesen selbst wohl fühlen, denn wenn auch ein Chinese behauptet: tsa pu to yi yang, — es ist im ganzen dasselbe —, so meint er das doch nicht so streng; es ist eine Redensart, die ihm sehr leicht von den Lippen kommt.

Man darf behaupten, daß wenige Züge unserer westlichen Kultur den Chinesen solches Erstaunen und solche Achtung abnötigen wie unser staatlich geregeltes Schulwesen, wenn sie näher damit bekannt werden. Der 1898 verstorbene um China hoch verdiente Missionar Ernst Faber hatte in einem seiner chinesisch geschriebenen Bücher die Grundzüge des europäischen Schulwesens, die Staatsaufsicht über den Bildungsgang, die Fürsorge für Gesundheit und Behaglichkeit der Schulräume u. dergl. auseinandergesetzt. Das Buch, bestimmt für gebildete Chinesen, kam auch einem der höchsten Beamten der Prozinz Kuangtung in die Hände, der über die Angaben sehr erstaunt war, sie aber für Erdichtung hielt, mit der man das Abendland in den Augen Chinas heben wolle. Er erkundigte sich indes gelegentlich bei Europäern nach diesem und jenem und erhielt zu seiner Überraschung volle Bestätigung des Gelesenen. Er gestand dann zu, wenn es so sei, müsse sich China das Schulwesen der westlichen Staaten zum Vorbilde nehmen. —



Am Nachmittage ging es durch immer dünner werdendes Gehölz herunter in das nächste Flußtal, welches ein Nebenfluß des Irrawaddi, der Schueli (chines. Lung tchiang) durchströmt. Dies Tal, durchaus gesund, wies eine größere Zahl von Ortschaften auf. Es ist schmaler als das des Saluen. Den Fluß überschritten wir wieder auf einer

guten Kettenbrücke, deren Länge ungefähr 50 Meter betrug. Vorn an den Ausläufern der nächsten Erhebungen lag das Dorf Kang la tschan. Den Ortstempel, ein Heiligtum des Edelstein-Kaisers, nahm ich zum Absteigequartier. Ein paar steinerne Löwen, die vor ihm in dem Kürbisgarten lagerten, gaben ihm eine Spur von vergangener Größe. Doch war es sonst ganz die gewöhnliche Lehmhütte, nach vorn hin völlig offen, sodaß ich wie halb im Freien schlief.

Solche Tagesmärsche tragen eine prachtvolle Müdigkeit ein. Ich schlief ununterbrochen bis zum Morgen ohne Sorgen und Beängstigungen, obwohl natürlich ganz allein, da meine Leute im Wirtshaus übernachteten. Einen Dolch sowie den Revolver hatte ich mir freilich wohl neben das Kopfende des Lagers gesteckt, um vorkommenden Falles etwas zur Hand zu haben; aber ich wäre schwerlich erwacht, wenn man sie mir auch neben dem Kopfe weg geraubt hätte.

Der Morgen war nebelig. Wir stiegen gleich wieder bergan, doch nicht anstrengend. Kahle grasbewachsene Hügel waren es, und in einiger Höhe breitete sich eine Ebene aus, auf welcher man leidlich angenehm ritt. Der richtige Weg war freilich sehr ausgetreten und ausgeritten, ein tiefer Morast an vielen Stellen; aber ich suchte mir nebenher auf der Grasfläche meine Bahn. Mit der Zeit wurde die Luft klarer, wenn auch der Himmel bewölkt blieb. Stille Stunden, in denen man so über die Savanne dahinzieht. Heimchen und Heuschrecken zirpen, die langen Grashalme beugen sich, der Blick gleitet verloren über die



Blumen im grünen Teppich hinweg, während die Hand von Zeit zu Zeit das Pferd mehr mechanisch lenkt, wenn man da vorne eine sumpfige Stelle bemerkt, die zu vermeiden ist. Die Gedanken sind anderswo. — —

Als wir auf freiem Felde unsern Mittagshalt machten, zogen sich die Wolken schon dunkler zusammen, und den letzten Löffel meiner Reissuppe aß ich bereits unter dem Schirm. Dann goß es vom Himmel hernieder, daß das Gras sich legte. Merkwürdig, mit welcher Regelmäßigkeit in dieser Gegend täglich grade um die Mittagszeit der Regen sich entlud. Ich fürchtete beim Aufbruch, daß uns die Wege gründlich verdorben sein würden. Es war aber nicht so schlimm. Außerordentlich schnell verläuft sich auf diesen Grashängen das Wasser wieder, und der Boden war nachher wie vorher. Unsere höchste Erhebung betrug wenig über 2400 Meter. Dahinter stiegen wir in die Ebene der Stadt Tengyüe hinab. Es war noch früh am Nachmittage, als wir ihrer von oben her ansichtig wurden: eine reich besiedelte und bebaute Landschaft lag vor uns, unter deren mancherlei Ortschaften sich die Ting-Stadt Tengyüe durch ihre Mauern und Größe einigermaßen heraushob.

Das war wieder ein wichtiges Ziel, welches damit erreicht war. Tengyüe ist der chinesische Grenzort nach Birma zu. Der Platz hat daher auch zwei Namen; von den Birmesen wird er (und daher auch auf manchen Karten) Momein genannt. Doch ist der Charakter der Bevölkerung völlig chinesisch. Wie bereits oben erwähnt wurde, ist hier seit einigen Jahren ein chinesisches Zollamt angelegt, wo-

mit zugleich auch einige Europäer, als die höheren Beamten der chinesischen Zollverwaltung, in diesen fernen, einsamen Flecken versetzt wurden, ihnen selbst wahrscheinlich weniger zur Freude, aber zu großem Nutzen des Fremden, der einmal dieses Weges ziehen muß. Ein sog. Commissioner (Zolldirektor) residiert hier, und unter ihm zwei Beamte, die mit Zoll und Post zu tun haben. Denn die chinesische Post, welche jetzt in ganz China besteht, ist in gewissem Sinne eine Dépendence des Zollamtes und wird unter Kontrolle desselben sowie durch seine finanzielle Unterstützung erhalten.



Genau wußte ich nicht, wen und wie viele Europäer ich in Tengyüe treffen würde, nur daß ich wieder ein europäisches Gesicht zu sehen bekäme, war mir sicher. Die Zeit wurde mir darum recht lang, bis wir in die Ebene hinunter und dann durch die unendlichen Reisfelder und an den kleineren Ortschaften vorbei bis an die ersten Häuser von Tengyüe gelangten. Es ist eine lang und unregelmäßig sich hinstreckende Stadt, Vororte mit lebhaftem Getriebe und breiten Straßen liegen um die Wälle des eigentlichen Weichbildes herum. Reiche Felder, grüne Wiesen, gute Bewässerung, hin und wieder auch Bewaldung oder doch einzelne Baum- und Gebüschgruppen geben dem ganzen Landschaftsbilde umher etwas Frisches und An-

mutiges. An der weiten, grade vom Markthandel durchwogten Straße des östlichen Vorortes fand ich ein auffallend gutes Wirtshaus, Ling ho tien genannt, etwa wie man bei uns ein Hotel „zur Harmonie" nennt. Schmutzig war mein Zimmer freilich zur Genüge, und eine Fensteröffnung brachten wir nur an, indem wir einige der Wandbretter nach außen zu heraus nahmen; aber der Fußboden war doch gedielt und das Bauwerk solider, als ich es sonst gewohnt war. Wie ich später hörte, verdankte dies Gasthaus seine Existenz der Spekulation eines österreichischen Juden in Bhamo, welcher die Hand dazu geboten hatte, hier eine bessere Unterkunft herzustellen, weil man von der Zukunft eine Zunahme des Verkehrs auf der Linie erwarten mochte. Doch hatte sich die Erwartung zunächst nicht erfüllt, und der Europäer hatte seine Hand darum von der Sache wieder abgezogen.

Als ich am Abend mich gründlich gesäubert und umgezogen hatte und eben meinen guten alten Homer aufschlug, um mich geistig etwas aus der chinesischen Atmosphäre zu erheben, meldete mir mein Kuli zwei europäische Herren. Es waren Mr. N. und Mr. A. vom Zoll- und Postamt, die von meiner Ankunft gehört hatten. Unbeschreiblich wohltuend berührt ein solches Zusammentreffen, wenn man wochenlang allein durch die Fremde gezogen ist. Wir saßen bis spät in die Nacht beieinander im zweifelhaften Glimmern eines armseligen Öldochtes. Wie ich erfuhr, konnte ich den Zolldirektor, Mr. M., heute abend nicht mehr aufsuchen, da er innerhalb der Stadt und ziemlich weit entfernt wohnte.

Er lud mich aber bald brieflich auf den folgenden Mittag zu sich ein.

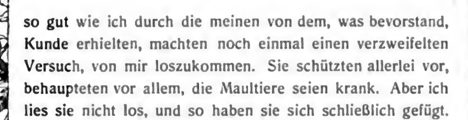
Bei diesen drei Europäern (alle drei Engländer) habe ich wieder einmal die wärmste Hülfsbereitschaft und Teilnahme gefunden, eine Erfahrung, die ich so mannigfach auf meinen Reisen machen durfte. Mr. M., der Commissioner, bot mir eine Wohnung an für die Zeit meines Aufenthaltes. Doch da es sich eben auch nur um eine chinesische Wohnung handelte und ich nur einige Tage verweilen wollte, blieb ich in meinem Wirtshause. Aber die Mahlzeiten nahm ich fast alle bei meinen neuen Freunden ein. Sie gaben mir reiche Auskunft aus dem Schatze ihrer dortigen Erfahrungen. Da sie alle den Weg von Bhamo hierher bei ihrer Ankunft zurückgelegt hatten, konnten sie mir insbesondere darüber Angaben machen.

Dieselben waren allerdings wenig ermutigend. Ich erwähnte schon früher, daß der ganze Weg von Tali nach Bhamo, welcher in der trockenen Jahreszeit, d. h. von November bis Mai, leidlich ist, in der Regenzeit, welche jetzt herrschte, besondere Schwierigkeiten bietet. Das gilt vor allem von Tengyüe ab. Die gewöhnliche alte Heerstraße ist hier dann so überschwemmt, daß sie streckenweise völlig ungangbar wird. Die Brücken über die zu passierenden Flüsse sind häufig von den angeschwollenen Wassern weggerissen, ein Durchwaten bedeutet ernste Gefahr, wo überhaupt daran zu denken ist. Kurz, der Verkehr stockt notgedrungen fast vollständig. Der Wasserreichtum der Gegend wird eben verhängnisvoll. Die Straße

von Tengyüe her verfolgt ein Flußbett, dessen Gewässer, der Taping, sich bei Bhamo in den Irrawaddi ergießt; anfänglich ist es nur ein Zufluß des Taping, mit welchem man abwärts geht. Kleinere Flußläufe speisen das Hauptbett in Menge. Bei dieser Lage der Dinge muß der Reisende immer wieder durchs Wasser oder übers Wasser. Das geht aber in der Regenzeit teilweise gar nicht an.

Die chinesische Regierung hat in letzter Zeit unter der Anregung des Zolldirektors in Tengyüe begonnen, eine neue Straße nach der Grenze hin zu bauen, welche sich völlig auf dem südlichen Ufer des Flußgebietes hält, Übergänge nach Möglichkeit vermeidet und auch für die Regenzeit eine gewisse Reisemöglichkeit bieten soll. Aber diese „neue Straße" war noch nicht fertig, und sie schien mich, wenn ich sie gewählt hätte, vorläufig in noch größere Schwierigkeiten zu bringen als der alte Weg. Übrigens muß man sich, wenn ich hier von den „Bauen einer Straße" rede, ja keine europäische Chaussee oder auch nur etwas Annäherndes vorstellen. Ich habe später die alte wie die neue Straße aus Erfahrung kennen gelernt; es sind eben armselige schmale Landwege, deren spärlich gepflasterte Rille sich manchmal fast ganz verliert.

Die Lage war derart, daß meine Freunde tatsächlich erwarteten, ich werde unterwegs gezwungen sein, nach Tengyüe zurückzukehren und dann bei ihnen die trockene Zeit abzuwarten. Erschwerend kam noch hinzu, daß bei der Nässe das Fieber täglich mehr zu fürchten war. Meine Maultiertreiber, die natürlich durch ihre Gewährsleute eben



so gut wie ich durch die meinen von dem, was bevorstand, Kunde erhielten, machten noch einmal einen verzweifelten Versuch, von mir loszukommen. Sie schützten allerlei vor, behaupteten vor allem, die Maultiere seien krank. Aber ich lies sie nicht los, und so haben sie sich schließlich gefügt.



Die drei Europäer in Tengyüe führen nicht grade ein beneidenswertes Dasein. Ihre Wohnungen sind verbesserte Chinesenräume, die man so einigermaßen mit europäischer Einrichtung zu verputzen sucht. Der Zolldirektor bewohnt einen Teil des Amtsgebäudes, welches dem höchsten chinesischen Beamten des Ortes zukommt. Das Innere seiner Wohnung konnte man freundlich nennen. Auch ist gute Nahrung (für europäischen Gaumen) vorhanden, und was etwa sonst fehlt, kann den größten Teil des Jahres über unschwer auf dem Wege von Bhamo her, wenn man will auch von Rangoon aus, dem großen Stapelplatz aller europäischen Waren, besorgt werden. In den äußeren Lebensansprüchen würde also eine gewisse Befriedigung wohl zu erreichen sein. Aber man denke einmal an die geistige Dürre. Diese drei Menschen sind fast völlig auf sich allein angewiesen. Manche Missionare müssen ja ähnlich leben; aber die besondere Berufsaufgabe des Missionars mit ihrem religiösen Halt und ihre Gewiesenheit an geistige Gemeinschaft mit den Eingeborenen ändert die Lage da

doch. Zum Glück sind solche Stellungen in isolierten ferngelegenen Plätzen für die Beamten des Zolldienstes etwas Vorübergehendes. Man erträgt es schon ein paar Jahre, wenn die Aussicht, wieder mehr unter Europäer zu kommen, sich täglich verwirklichen kann.

Die Haltung der Bevölkerung den Ausländern gegenüber ist in den letzten Jahren eine ruhige und duldsame gewesen. Wenn man an die Aufregung denkt, welche diese Gegend noch vor zwei Jahrzehnten bei den ersten Berühungen mit Westländern erfüllte, so ist das erstaunlich. Doch hat man ähnliches öfter in China beobachtet oder gehört. Die abenteuerliche Vorstellung von den Fremden und ihren Absichten zusammen mit einem gewissen Ehrgeiz, sich die fremden Teufel um jeden Preis vom Halse zu halten, macht die Bewohner eines Bezirks anfangs wie desperat, wenn Europäer sich nähern. Ist aber die Zulassung durchgesetzt, haben die Leute persönliche Erfahrung von der Art der neuen Bekannten gewonnen, hat man sich an ihre andere Lebensweise gewöhnt, vielleicht ihre guten Seiten kennen gelernt, so ist die Ruhe bald wieder völlig hergestellt, wenn nicht Beamte und Literaten ihre Rechnung dabei finden, immer neu zu wühlen und das Feuer zu schüren. In der Gegend von Tengyüe wirkt freilich auch die Nähe des seit 1886 britischen Ober-Birma mit ein, daß man Europäer ruhiger erträgt.

Ethnologisch tritt man hier in ein anderes Gebiet ein. Zwar wird Tengyüe selbst noch fast ausschließlich von Chinesen bewohnt. Aber die ersten Spuren der hinter-

indischen Völkerschaften begegnen einem doch schon hier und werden immer deutlicher, je mehr man nach Westen zieht.

Die richtige und klare Einsicht in die Verhältnisse der hinterindischen Stämme ist eine Aufgabe der Zukunft, die noch viel Arbeit nötig machen wird. Im nördlichen Birma und in den Grenzgebieten nach Tibet, China und Siam hin schieben sich allerlei halbbekannte oder unbekannte Strömungen durcheinander. Auf meiner Strecke kamen besonders drei Völkerschaften in Betracht, die Tchin, die Katchin und die Schan. Alle drei sind birmesisch, wenn man überhaupt birmesisch als einen fest umrissenen Begriff aufstellen darf. Ethnologisch ist das wohl kaum erlaubt; aber nach dem heute ausgeprägten Volkscharakter und Volksbewußtsein darf man es tun. Die Schan sind jene auch unter dem Namen Tai oder Laos bekannte große Gruppe, welche Süd-Yünnan durchsetzt, den Grundstock der Bevölkerung von Siam gebildet zu haben scheint (Siam ist nichts anderes als eine Weiterbildung der französischen Schreibung von Schan, nämlich „Sciam") und auf den Grenzen von Siam und Birma noch immer in bedeutender Anzahl ein leidlich unabhängiges Dasein führt. Die englische Volkszählung, welche 1891 in Birma angestellt wurde, ergab 180000 birmesische Schan-Leute. Die Schan stehen auf relativ hoher Kulturstufe. Sie sind Buddhisten, freilich mit einer eigenartigen Verfärbung des Buddhismus ins Schamanistische. Ihre Kleidung, besonders die der Frauen, ist gefällig und ähnelt der birmesischen: eine Jacke mit engen Ärmeln bedeckt den Oberkörper, ein eng die Hüften

umwindendes, oft blaues, auch buntes Tuch, fällt bis zu den Füßen herab. Den Kopf hüllen sie gern in einen Turban. Ihre Häuser stehen meistens auf Pfählen. Die Schan haben ihre eigene Schrift, deren Alphabet aus dem Birmesischen abgeleitet ist. Sie soll indes erst 300 Jahre alt sein. Die Schan-Sprache, obwohl noch recht wenig erforscht, scheint mit gewissen chinesischen Dialekten soviel Ähnlichkeit zu haben, daß auf frühe und starke Berührung und Herübernahme von Vokabeln geschlossen werden darf. Wie die Chinesen unterscheiden die Schan verschiedene Bedeutungen desselben Wortes durch eine verschiedene Art des „Tones", mit dem sie das Wort aussprechen.

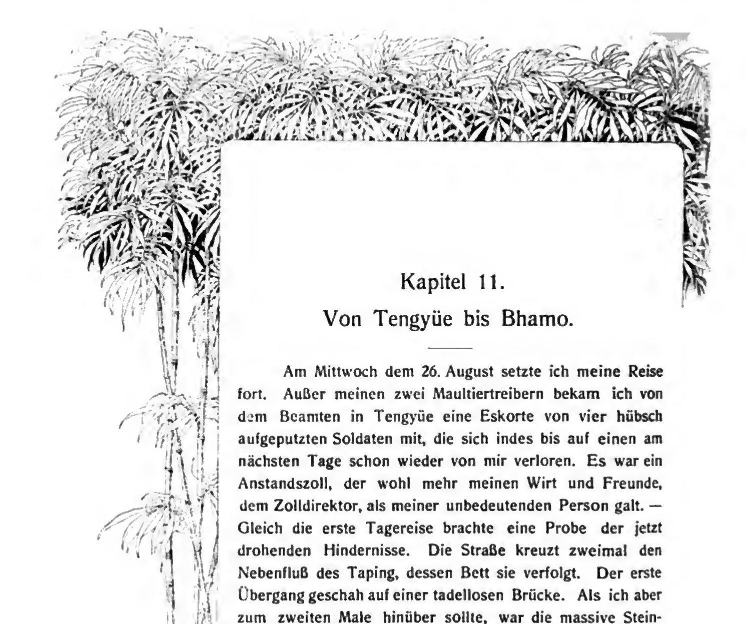


Auf einer tieferen Kulturstufe als die Schan stehen die Katchin, eine Völkerschaft, welche die Berg- und Waldgebiete rings um Bhamo herum erfüllt. Eine eigene Schrift besitzen sie nicht. Die Sprache scheint im Charakter der tibetanischen einigermaßen nahe zu stehen. Sie sind wiederum von den Tchin zu unterscheiden, einem andern Bergvolke im Norden von Bhamo.

Schan-Leute sah ich schon in und bei Tengyüe mehrfach. Und zwar waren es Frauen, die ich bemerkte. Es ist eigentümlich, was für eine energische und hervortretende Rolle die Frauen bei den Schan durchweg spielen. Auf den Märkten, bei der Arbeit, unterwegs sieht man immer mehr von ihnen als von den Männern. Ihre kräftigen, wenngleich nur mittelgroßen Gestalten, deren Gesicht lebendige Züge, oft Lustigkeit und Humor aufweist, sind die rechten Vertreter dieses Stammes, während man von den Männern gern glaubt, was genauere Kenner behaupten, daß sie träge

und indolent ihr Leben verträumen, da man sie so gar nicht aktiv hervortreten sieht. —

Drei Tage brachte ich in Tengyüe zu. Was hier noch an Buddhismus zu beobachten war, suchte ich auf und fand dabei freundliches Interesse und Unterstützung auf seiten des Zolldirektors, Mr. M., welcher selbst in früheren Jahren, als er in Hangtschou (Provinz Tschekiang), einem hervorragenden Orte des chinesischen Buddhismus, lebte, dem Studium der Tempel viel Zeit und Mühe zugewandt hatte. Er gab mir für die größte meiner Exkursionen einen klugen und liebenswürdigen Chinesen besserer Klasse aus dem Zolldienste mit. Solch ein Begleiter verschafft einem überall ungehinderten Zutritt. Aber wieder einmal konnte ich konstatieren, wie wenig selbst gebildetere Chinesen von ihren eigenen religiösen Einrichtungen wissen. Mochten es nun buddhistische oder taoistische Tempel sein, eine Erkundigung nach den Einzelheiten bei ihm war stets vergeblich, nicht weil er abgeneigt gewesen wäre, mir etwas mitzuteilen, denn er rief in der Regel einen Priester zu Hülfe, um aus dem etwas herauszupressen, sondern einfach wegen seiner Unkenntnis. Das heißt nicht, daß die höher stehenden Chinesen ihre Tempel und deren Betrieb verachten. Sie nehmen mehr oder weniger alle in Ernstfällen ihre Zuflucht zu denselben. Aber um ein Verständnis des Kultus und alles Zubehörs handelt es sich für sie nie; was sie zu tun haben, beschränkt sich auf einfachste Äußerlichkeiten, und sollte einmal etwas Schwierigeres nötig sein, so geben die Priester für den Fall Anweisung. —



Kapitel 11.
Von Tengyüe bis Bhamo.

Am Mittwoch dem 26. August setzte ich meine Reise fort. Außer meinen zwei Maultiertreibern bekam ich von dem Beamten in Tengyüe eine Eskorte von vier hübsch aufgeputzten Soldaten mit, die sich indes bis auf einen am nächsten Tage schon wieder von mir verloren. Es war ein Anstandszoll, der wohl mehr meinen Wirt und Freunde, dem Zolldirektor, als meiner unbedeutenden Person galt. — Gleich die erste Tagereise brachte eine Probe der jetzt drohenden Hindernisse. Die Straße kreuzt zweimal den Nebenfluß des Taping, dessen Bett sie verfolgt. Der erste Übergang geschah auf einer tadellosen Brücke. Als ich aber zum zweiten Male hinüber sollte, war die massive Steinbrücke, welche sonst hier den Verkehr vermittelte, von dem reißenden Wasser völlig zerstört. Zwanzig bis dreißig Mann waren an der Arbeit, provisorisch einen neuen Übergang herzustellen, was mir aber nichts helfen konnte. Wir mußten durchwaten. Es gelang mit Mühe nach verschiedenen Fehlversuchen, und mein Pferd hatte so mit den Fluten zu

kämpfen, daß mich nun doch ein unbehagliches Gefühl überschlich bei dem Gedanken, was alles mir noch bevorstehen mochte. Hielt sich die Witterung einige Tage klar und trocken, so war viel gewonnen: denn das Wasser dieser Ströme läuft schnell ab. Im umgekehrten Falle mochte es aber doch kommen, wie man mir in Tengyüe prophezeit hatte: ich wurde vielleicht zum Rückzug in mein Ling ho tien gezwungen. Mit solchen Erwägungen verfolgte ich meinen Weg weiter, der ziemlich einförmig durch hügelige Gegend am Ufer des Flusses hinlief. Am Abend erreichte ich das Örtchen Nan tien, wo ein Tempel mein Quartier bildete. Es lag noch 1320 Meter hoch. Da Bhamo, das wir in einer Woche erreichen sollten, nur wenige hundert Meter über dem Meere liegt, so war zu erwarten, daß wir gleichmäßig und stark bergab gehen würden.

Der nächste Morgen begann mit feinem Sprühregen, der uns mehrere Stunden begleitete. Die Wege standen meistens unter Wasser, und das Reiten war um so unbehaglicher, weil man die vielen Unebenheiten und Löcher so garnicht wahrnehmen konnte. Doch brachte das Durchwaten der Gewässer, die den Weg schnitten, vorläufig keine besonderen Schwierigkeiten.

Die Vegetation nahm einen ausgesprochen tropischen Charakter an. Kakteen blühten zahlreich, neue Arten von Palmen und stachelige Blattpflanzen tauchten auf, Rhizophoren mit ihren zahlreichen hoch von den Ästen herabhängenden Luftwurzeln kehrten häufig wieder. Der Bambus wuchs hier sozusagen in lauter Sträußen, viele Stämmchen

drängten sich dicht ineinander und verwuchsen zu einem Busch. Diese graziös geneigten Gruppen gaben dem Aussehen der Gegend oft das charakteristische Gepräge. Der Weg überwand mehrere Hügelausläufer, welche von Süden her dicht an den Fluß herantraten, und war an solchen Stellen immer etwas besser, weil trockener und härter. Es fiel mir unangenehm auf, daß die Luft beständig mit einem eigentümlichen Duft wie parfümiert war, halb wohlriechend wie Pflanzenduft, halb widerlich wie in modrigen Räumen. Diese Ausdünstung, welche von der Erde, dem Wasser und den Pflanzen gemeinsam herrühren mag, wirkte entschieden auf unser Befinden ein. Wir alle fühlten uns nicht wohl; mir lag es schwer und erschlaffend in allen Gliedern. Selbst mein Pferd schien den ganzen Tag nicht frisch.

Um Mittag erkletterten wir in stärkerem Regen einen Bergrücken, auf dessen Gipfel Händler eine kleine Niederlassung angelegt hatten, um von den Passanten der Straße zu profitieren. Acht bis zehn ganz primitive Hütten dienten zugleich als Verkaufsstände und als Unterschlupf bei Regen oder als Nachtquartier. Die Strecke hier wird also offenbar auch zur Regenzeit vom lokalen Verkehr ziemlich benutzt. Unter den feilgebotenen Gegenständen stieß ich seit langer Zeit zum ersten Male wieder auf Bananen, ferner gab es Ananas, und bald nachher sah ich auch Mangos. Diese prachtvollen Früchte waren die willkommensten Ankündiger südlichen Klimas.

Die einförmige, schmutzige und nasse Tagereise fand ihr Ende in dem Dorfe Tchiû Tschêng. Hier besetzte ich

einen sog. kung kuan, eine Art Karawanserei, für reisende Beamte angelegt. Hofräume, von Lehmmauern umschlossen, boten Gelegenheit, einen größeren Troß unterzubringen; die Gasträume waren leidlich rein und mit einigem Meublement ausgestattet. Ein paar armselige Subjekte hatten die Aufsicht. Der eine meiner Maultiertreiber brachte mir, um meine Lebensgeister anzuregen, eine Schale mit peh tchiû, d. h. mit Reis, der in einer Art Kornbranntwein aufgeweicht war. Es ist ein beliebtes Erfrischungsmittel bei den Chinesen und tat auch mir in diesem Falle gut. Der Regen hatte nachgelassen, aber die Luft blieb schwer und dumpf. Ich schlief auf einem großen Tische, welcher mitten in dem einen Zimmer stand.



Am andern Morgen brachte ich meine Leute schon bald nach 5 Uhr auf die Beine. Doch wurde es fast 7, ehe wir auf die Straße kamen. Das Wetter war wie gestern. Die Hälfte des Weges, der durch Felder hinführte, stand unter Wasser, und ein Viertel war dann noch völlig aufgeweicht. Aber meine Pferdeknechte sangen in all die Misère hinein laut und lustig ihre Fistelgesänge. Gegen vier Stunden waren wir so durch das Nebel- und Regenpanorama des Flußtales gezogen, als wir den Marktflecken Man tschang kai erreichten. Die Tiere hatten Futter nötig, der Regen prasselte immer stärker nieder, so machten wir

in einem Wirtshaus an der breiten Hauptstraße längeren Halt. Das Schauspiel, welches ich, in einem Torweg sitzend, vor Augen hatte, war sehr sehenswert. Es war nämlich grade Markttag. Die Straße, etwa 25 Schritt weit und mit prächtigen alten Akazien bestanden, wimmelte trotz des starken Regens von abenteuerlichen Gestalten. In diesen Orten nahe der Grenze sammelt sich an Markttagen ein buntes Publikum der verschiedenen Bergstämme zusammen. Da waren Schan-Frauen, welche in Gruppen von dreien oder fünfen wie Bäuerinnen bei uns daheim mit klugem, vorsichtigem Gesicht von Stand zu Stand zogen, die Herrlichkeiten prüften, über die hohen Preise schalten und sich dann schließlich doch in einen zäh durchgefochtenen Handel einließen. Sie trugen hier alle schwarze Turbane, die fast wie Zylinder aussahen, und ihre Kleider waren blau, von der Art des gewöhnlichen starken chinesischen Bauerntuches. Die Züge der Schan-Frauen sind deutlich mongolisch: rotbraune, viereckige, etwas grobe Gesichter mit hervorstehenden Backenknochen. Neben ihnen, sehr abstechend, sah man Leute eines anderen Stammes, feinknochig, aristokratische Gesichter von indischem Schnitt, unsern Zigeunern ähnlich. Sie trugen seltsamen bunten Kleideraufputz, reichen Schmuck, oft acht bis zehn Ketten oder Silberringe um den Hals, Armbänder an den Händen. Gewandte, biegsame Körper, leuchtende Augen. Familienweise zogen sie bei den Verkäufern umher, Mann, Frau und einige Kinder. Dann wieder fiel der Blick auf die meist sehr armselig gekleideten häßlichen Gestalten der Katchins,



hager, gelbbraun von Hautfarbe, ein scheuer Ausdruck der Gesichter, die Männer mit spärlichem Bartwuchs. Um sie alle herum wie die nötige Einfassung Chinesen, deren Sprache auch, soviel ich hörte, den Handel vermittelte. Zeugstoffe, Schmuckgegenstände, Früchte, Hausgeräte wurden verhandelt. Man sah japanische Streichhölzer, europäische Taschenmesser, und am meisten erstaunte ich, daß auf mehreren Verkaufständen Gläschen mit Pillen von Chinin (zu 5 grain) als Mittel gegen Fieber feilgeboten wurden. Diese Medizin hat sich also auch den hiesigen Eingeborenen schon so bewährt, daß sie allgemeiner Handelsgegenstand ist.

Über drei Stunden verweilten wir des Regens wegen Notgedrungen trieb ich schließlich vorwärts, obwohl die Aussicht auf besseres Wetter gering war. Der Baumwuchs wurde immer imponierender; der schöne Teakbaum in prachtvollen Exemplaren mit seinem weiten grünen Dach erquickte das Auge. Bisweilen traf man auf hübsche Grasflächen mit einzelnen mächtigen Baumgruppen, die an einen englischen Park erinnerten. In die Weite verlegten Nebel und Regen den Blick. Gegen Abend erreichten wir den Ort Lung tschang kai.

Hier zwang mich der Regen zu längerem Aufenthalt. Es goß vom Himmel, daß zunächst an Weiterreisen nicht zu denken war. Ich nahm mein Quartier in einem Tempel, der zu gleicher Zeit „Postamt“ war. Der „Posthalter“, einer der Untergebenen des Zolldirektors in Tengyüe, da ja, wie ich schon erwähnte, die chinesische Reichspost nur

in Anlehnung an das Zollwesen besteht, hatte von Mr. M. einen mich betreffenden Brief erhalten, welcher bewirkte, daß ich mit allem Respekt aufgenommen wurde. Vom Hause aus erstreckte sich hinten in einen stillen Garten hinein ein offener, pavillonartiger Anbau. Dort brachte ich mich und meine Sachen unter und hatte Zeit, mir zu überlegen, was nun zu tun sei. Da ließ sich mir ein Chinese melden, der mit mir in gleicher Lage, nämlich auch gezwungen war, durch diesen Regen hin nach Bhamo zu reisen. Er hieß Wang, ein noch jüngerer höflicher Mann. Er kam von Tengyüe und war von der englischen Regierung als Lehrer des Chinesischen für eine neu eröffnete Schule in Bhamo engagiert mit der Bedingung, sofort dorthin aufzubrechen. Nun saß er hier wie ich fest und da er von meiner Ankunft gehört hatte, suchte er mich dafür zu gewinnen, daß wir doch die weitere Expedition zusammen machen möchten. Mir war das recht. Er hatte einen Mann bei sich, der den Weg zu kennen behauptete. Mit diesem, dem „Posthalter" und einigen andern Chinesen, stellten wir nun eine Beratung an. Die „alte Straße" schien nach allgemeiner Ansicht weiterhin völlig zu versagen. Also die neue. Freilich war ich vor derselben in Tengyüe gewarnt, sie sei eines ganz unmöglichen Flußübergangs wegen nicht zu gebrauchen. Aber zunächst schien sie gangbar, und wir wollten um jeden Preis weiter vorwärts.

Am folgenden Tage gegen 12 Uhr klärte es sich soweit auf, daß ich mit meinem neuen Begleiter, Herrn Wang, aufbrechen konnte. Die neue Straße, welche sich

hier von der alten abzweigt und an dem Südufer des Taping-Flusses hält, war eben so arg wie die schlimmsten Strecken der alten. Nur für kurze Entfernungen tauchten wir aus völlig überschwemmtem Gebiete hervor, und mein Pferd glitt öfter von dem schmalen unter Wasser liegenden Pfade ab in Vertiefungen oder niedriger liegende Felder an den Seiten, jedesmal eine höchst unangenehme Situation. Stellenweise war der Weg gepflastert, aber in jener primitiven Weise der chinesischen Saumpfade, die man oft mehr verwünscht als willkommen heißt. Mitten in den nassen Flächen um uns her, überschwemmten Feldern, sah man von Zeit zu Zeit wie grüne Oasen einzelne höher liegende Dörfchen. Sie waren meist mit Vegetation reich umgeben, vor allem mit einem Kranze von Bambusgruppen, und hatten dadurch etwas Anmutiges. Es waren nicht mehr Chinesendörfer. Wenn ich meine Begleiter fragte, wer dort wohne, antworten sie: Pei yi, „weiße Barbaren“. Das ist eine landläufige Bezeichnung für mehrere der eingeborenen Stämme, die aber am meisten für die Schan gebraucht wird. Auch sah man Schan-Leute hin und wieder auf den Feldern oder am Wege.

Auf einem niedrigen Hügel, der gut abgetrocknet war, unter prächtigen weitästigen Bäumen wurde irgendwo völlig im Freien wieder ein Markt abgehalten, vorwiegend von Früchten und Nahrungsmitteln. Das Bild war dem von neulich ähnlich. Die Eingeborenen zeigten wenig Erstaunen über mein Erscheinen und verkauften mir willig Bananen, Ananas und Erdnüsse.

Am Abend erreichten wir wieder ein Schan-Dorf, in dessen Tempel wir übernachteten. Ich erwähnte schon, daß die Schan Buddhisten sind. Jeder größere Ort hat seinen Dorftempel. Wie die gewöhnlichen Häuser ist er auf Pfählen gebaut. Das Dach war mit Stroh gedeckt, hochgieblig, die Wände und alles Innere bestand aus Holz oder Mattenwerk. Ich bemerkte drei Eingänge, zu denen eine leiterartige Treppe vom Erdboden hinauf führte. Das Innere bildete im Wesentlichen einen einzigen Raum, Holzsäulen trugen die Bedachung. Doch waren zwischen den Säulen mehrere Matten aufgehängt, welche etwas den Eindruck von Seitenräumen neben dem Mittelschiff hervorriefen. Das eine Ende des Gebäudes wurde von Altären mit Götterbildern ausgefüllt. Die Schreine über den Altartischen liefen nach oben pagodenartig zu, und in ihnen stand je eine Anzahl von 10 oder mehr Figuren. Aus Holz sehr plump geschnitzt, sodaß die Gesichter einen äußerst rohen Eindruck machten, waren sie am Körper sämtlich mit einem ganz einfachen Gewande aus gelblicher und grauer Baumwolle verhüllt. Die Darstellungsweise hatte nichts von chinesischem Einfluß, ebenso wenig aber hielt sie sich auf der Linie des birmesischen Buddhismus, der bekanntlich, wie der ganze südliche, nur drei Arten von Darstellungen des historischen Buddha, in sitzender, stehender oder liegender Haltung anerkennt. Hier war eine große Mannigfaltigkeit von Figuren und Stellungen. Die Zahl der Schreine und Altartische betrug sechs. Die Götterfiguren variierten in Größe von einem halben bis zu zwei Fuß Höhe. Dieser



dem Kultus reservierten Abteilung gegenüber standen an der andern Wand des Gebäudes auf einem Tischchen noch mehrere heilige Figuren, gleichfalls Holzschnitzereien. Nur eine von ihnen war aus Porzellan und stellte die im chinesischen Buddhismus weitbekannte Gestalt des Mi-le (Meitreya), des Buddha der nächsten Epoche, dar, ganz in chinesischer Weise, als einen sitzenden, dickleibigen, lächelnden Mann, kahlköpfig, in der einen Hand eine Lotusblume, in der andern einen Sack (den sog. Sack der fünf Glücke, aus welchem die schönsten Lebensgaben den Menschen zuteil werden). Was ich indes in China nie gesehen habe: die untere Partie dieses Bildes war bunt, die obere weiß.



An den Seitenwänden hingen mehrere figurenreiche, aber kunstlose farbige Bilder. Auch Priestergewänder waren auf Stangen, welche von Säule zu Säule reichten, aufgehängt. In der Nähe der heiligen Schreine lag eine Anzahl Manuskripte, Texte aus dem buddhistischen Kanon, auf Palmblätter in Schan-Schrift geschrieben.

Außer einem Priester, den man an seinem kahlgeschorenen Schädel erkannte, hausten noch etwa 10 Laien in dem Tempel. Man machte es sich bequem, wo man wollte, Ehrfurcht vor dem Heiligen war nicht zu verspüren. So suchten wir uns denn auch die behaglichsten Plätze für das Nachtlager aus, das Abendessen wurde gekocht, das gewöhnliche Abendgetriebe entwickelte sich. Mitten hinein schneite plötzlich eine Gesellschaft von 5 Schan-Frauen, welche unbeirrt von uns und unserer Geschäftigkeit gravi-

tätisch ihre Prostrationen vor den Götterbildern vollzogen und Gebetsformeln dabei aufsagten. Später, als es schon stiller geworden war und ich mich zur Nachtruhe anschickte, hallte durch den halbdüsteren Raum die Stimme des Mönches, welcher aus den Blättern des Manuskriptes heilige Formeln rezitierte.

Ich schlief bald ein, müde wie ich war. Aber in der Nacht erwachte ich einmal, und mit welch einem phantastischen Eindruck schlug ich die Augen auf! Alles still in dem hohen halbdunklen Raume. Die Atemzüge der Schläfer tönten aus verschiedenen schwarzen Winkeln herüber. Es mußte draußen mondhell sein, da durch die wenigen Öffnungen des Gebäudes doch einige Helligkeit im Innern verbreitet wurde. Wie allein wachend unter den Schläfern starrten die Holzbilder von den Schreinen aus zu mir herüber, ihre harten, fratzenhaften Züge ahnte ich mehr als ich sie sah. Draußen vernahm ich einige unbestimmte Laute aus dem Tierleben der Nacht. Ich öffnete die Tür in meiner Nähe weiter und blickte hinaus. Richtig, das weiche Mondlicht lag auf den riesigen Pisangstauden und den breiten, nickenden Blättern. Ein dichtes tropisches Grün umgab den schlafenden Tempel. Das war indische Atmosphäre, die mich hier anwehte. Merkwürdig berührte der Gegensatz: wenn ich hinausblickte in die „mondbeglänzte Zaubernacht“ — so rein, so erhaben, das weiße Leuchten über den schweren Laubmassen, zwischen denen einzelne Palmen zart und elegant aufstiegen, der hohe weite Nachthimmel, die Ahnung von geheimem Leben, das sich

doch in der scheinbaren Stille unter Gebüsch und Blumen regte, hin und wieder ein Surren und Sausen, ein Knacken, ein Krächzen oder Scharren, dort schien etwas über den Boden zu huschen am Tempel vorbei unter das schützende Dunkel der Vegetation — das alles gab sich wie Feenland in magischer Schönheit und mit magischem Leben; dann, wenn der Blick sich umwandte, lag der düstere, hohe Raum mit den Schläfern und den Göttern da in seiner heimlichen Ruhe, aber auch nicht ganz ohne Unheimlichkeit, und das breite Mönchsgewand auf der Stange dort wollte sich unter einem Lufthauche leise regen. Einer der Leute murmelte undeutliche Worte im Traume. Oben aus der undurchdringlichen Finsternis der Dachbalken schien etwas drohend auf uns herabzuhängen; als halte uns dieser Tempel umschlossen, damit er uns miteinander in ahnungslosem Schlummer erdrücke und vernichte. Nein, es war ja Buddhismus, die blutscheue Religion, in deren Bannkreis wir weilten. Sie mochten friedlich schlafen. Wie gleich die Menschen einander schon im Schlafe, nicht erst im Tode werden! Sie standen mir alle mit einmal menschlich viel näher, wie sie so gleichmäßig atmeten und von der rätselhaften Macht dieser süßen regelmäßigen Betäubung bezwungen da am Boden lagen, der Schan-Priester so gut wie sein junger Amanuensis und wie meine Pferdeknechte und der Herr Wang und alle die andern. Der Tempel kam mir vor wie ein kleiner Friedhof mitten in dem tropischen Leben des Mondlichts da draußen. Darüber geriet ich ins Träumen, und mit dem Träumen dann wieder in gesunden Schlaf. —



Goldener Sonnenschein funkelte am nächsten Morgen durch die Bäume und Büsche, als wir das Heiligtum verließen. Es war ein willkommener Umschwung. Der Tag blieb schön und prägte mir die Herrlichkeit des tropischen Waldes, durch welchen jetzt unser Weg führte, doppelt tief ein. Und als ob mit einem Male alles besser werden sollte, bekamen wir auch eine recht angenehme Straße unter die Füße. Es war gebirgiges Terrain, da wir in die südlich vom Taping sich hinziehenden Höhen ausgewichen waren, der Boden steiniger und das Wasser meistens schon abgeflossen. In bester Laune ritt ich zwischen den grünen Massen, die sich von beiden Seiten mit der Üppigkeit dieser Breiten herandrängten, dahin. Riesenstämme, Eichen, Teakbäume, Magnolien und viele andere in buntem Gemisch, dann wieder Palmen und die Blätterschirme der Bananenstaude Lianengewinde von Zweig zu Zweig, hochschießende Farne, unzählige unbekannte Pflänzlein am Boden, so umgab es mich lange Zeit. Die Luft war frisch und würzig. Ich pries bei mir den Entschluß, diese neue Straße eingeschlagen zu haben, und hatte das ernste Bedenken meiner Warner in Tengyüe, daß sie mir einen unüberwindlichen Bergstrom als Hindernis in den Weg legen würde, völlig vergessen, als ich auf einmal sehr unangenehm daran erinnert werden sollte. Zwei Stunden mochten wir dahin gezogen sein, als der Weg sich allmählich in eine breite Schlucht hinabsenkte, aus welcher mir schon von weitem das donnernde Tosen großer Wassermassen entgegenschlug. Es klang wie ein grollender Drohruf feindlicher Natur.

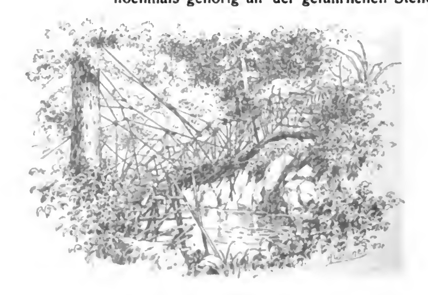
Noch war nichts von dem Strome zu bemerken, obwohl wir immer näher kamen, da der dichte Wald alles umher zudeckte; endlich lichtete sich der grüne Schimmer vor uns, und nun sah ich, was uns bevorstand.

Ein Bergstrom drängte sich hier durch den Wald. Sein rasendes Gewässer, voll von mächtigem Geröll, stürzte herunter von einem starken Wasserfall, welchen ich etwa fünf Minuten weiter oberhalb zwischen dem Walde grade noch sehen konnte. Der Fall, von den enormen Regengüssen der letzten Tage gespeist, hatte etwas wirklich Majestätisches und erinnerte mich an den berühmten Fall von Nikko in Japan; wenn er dessen Höhe auch nicht erreichte, so war er dafür breiter als jener. Dampfend stieg der Wasserstaub von unten wieder empor wie ein Weihrauch seiner Schönheit. Nun war es mir nicht mehr erstaunlich, daß wir den Gesang der Wasser schon so weit hin vernommen hatten. Hell und rein, freilich unter Gischt und Sprudeln schoß der Fluß in einer Breite von vielleicht 30 Meter, gewissermaßen noch von dem Hochdruck des Falles getrieben, an uns vorüber. Es war ein herrliches Schauspiel, wie er um die wilden Blöcke kochte und, was irgend beweglich war, spielend mit sich riß. Einen Augenblick vergaß ich, wie ernstlich mich das Phänomen anging. Dann kam die Erinnerung: wir mußten hinüber.

Eingeborene hatten sich aus Flechtwerk und Bambus eine leichte Hängebrücke konstruiert, welche diesseits und jenseits an Felsblöcken befestigt war. Schwach und gebrechlich schon an sich war dies Machwerk in der Mitte

stark beschädigt. Die rechte Seite der Lianen war gerissen, und das Geflecht hing daher schräg nach dem Wasser zu herunter. Es war aber unser einziges Hülfsmittel. Denn durch den Fluß hindurchzudringen, wäre ein wahnsinniges Unternehmen gewesen. Wir hatten sechs Tiere bei uns, zwei Pferde, drei Maulesel und einen Esel. Sie machten es so schwierig. Wir Menschen turnten schon an dem schwankenden Dinge hinüber und brachten selbst das Gepäck in kleinen Abteilungen auf jene Seite. Aber die Tiere traten, von allem andern abgesehen, mit ihren Hufen zu leicht durch das Geflecht hindurch.

Eine Stunde energischer Arbeit verbrachten wir mit möglichster Ausbesserung der Brücke. Lianen, Äste und Buschwerk der Bäume lieferten uns das nötige Material, welches die Leute mit ihren scharfen, schwertähnlichen Messern, die sie immer zur Seite hängen haben, bearbeiteten. Dann mußte mein Pferd als das größte und klügste der Tiere zuerst hinüber. Es brach aber in der Mitte gerade an der schlimmsten Stelle mit den Vorderhufen durch, und die schwanke Brücke knackte und zitterte dabei so, daß ich im selben Augenblick alles meinte hinabstürzen zu sehen in den schäumenden Strom. Das kluge Tier hielt sich aber ruhig, und es gelang ihm nach einigen Versuchen, mit den Vorderfüßen wieder Halt zu gewinnen, sodaß es zuletzt glücklich hinüberkam. Wir besserten nun nochmals gehörig an der gefährlichen Stelle herum. Aber



trotzdem fiel der nächste Versuch nicht glücklicher aus. Das andere Pferd brach wiederum ein, und es hing eine volle Viertelstunde unter schrecklichen Anstrengungen, sich loszumachen, in dem Schlingwerk. Man konnte ihm nicht helfen, und der Anblick war wahrhaft quälend. Zuletzt wagten es doch zwei der Leute, von jeder Seite her an das Tier heranzukommen, um ihm einen Halt zu geben. Daß das dünne Geflecht die drei trug und trotz des Bebens und Schwankens nicht auseinanderriß, daß das Pferd und auch die zwei Männer sich bei der schrägen Neigung des Ganzen hielten, ist mir noch heute wie ein Wunder; damals würde niemand einen Heller für ihr Leben gegeben haben, der das mit angesehen hätte. Aber sie brachten das Pferd endlich doch auf die Beine und hinüber. Nach weiteren langen Reparaturarbeiten wagten wir es mit den Maultieren und dem Esel. Die ersteren bereiteten uns auch noch bange Minuten. Jedes von ihnen geriet mit den Füßen in das Flechtwerk; aber diese geschickten und leichteren Tiere halfen sich schneller. Nur das Eselchen kam unangefochten ans andere Ufer.

Als ich sie endlich alle drüben hatte, war mir, als habe mir jemand ein großes Geschenk gegeben.



Mittag war inzwischen vorüber, und der Zug ging weiter durch den Tropenwald, der streckenweise von

Dschungeln abgelöst wurde. Der wegekundige Begleiter des Chinesen Wang versicherte, daß Tiger und giftige Schlangen hier zu fürchten seien; ich bemerkte aber nur entzückend gefärbte Schmetterlinge, die sich breit und spielend zwischen dem hohen Schilf und Rohr wiegten. Als der Wald wieder stärker wurde, traten Palmen immer mehr hervor. Gegen 5 Uhr erreichten wir in einer kleinen Lichtung des Palmenwaldes einige Häuser der Katchin. In einem derselben beschlossen wir über Nacht zu bleiben. Die Häuser waren aus Bambus gebaut, strohgedeckt, auf Pfählen etwa einen Meter hoch über den Boden erhoben. Im Innern herrschte Dämmerung, selbst wenn man die Türen geöffnet hielt, da es keine Fenster gab. Nur in der Nähe der zwei Ausgänge war es heller. Der Fußboden war aus Bambuslatten hergestellt und ziemlich reinlich. Durch Bambuswände wurde das Innere in einzelne Abteilungen zerlegt. Hausgerät sah ich in den Gelassen gar nicht. Das Strohdach ging tief herunter, fast bis an die Grundfläche des Hauses. Derartige Gebäude lagen dort fünf bis sechs in geringer Entfernung beieinander. Dasjenige, welches wir okkupierten, war zunächst völlig leer; bald darauf stellten sich indes die Insassen, eine entsetzlich häßliche, kontrakte Alte und eine Anzahl Kinder, ein. Man schien gegen unsere Einquartierung nichts zu haben.

Unter den Katchin-Leuten, die im allgemeinen etwas Scheues und Stumpfes, ja, direkt Idiotisches in ihrem Wesen hatten, befand sich ein intelligenterer Mann von mittlerem Alter, welcher auch Chinesisch sprach. Er ver-

sicherte, daß die Straße von hier ab sich wieder in die Flußebene senke und völlig unpassierbar sei; doch wisse er einen wenig bekannten Weg über die Berge, den er uns gegen Belohnung zeigen werde. So mietete ich mir diesen Katchin als Führer bis nach Bhamo.

Der Weg, welchen er uns am nächsten Tage führte, war ein richtiger Schleichweg, schmal durch Wald und Gebüsch, Gras und Dschungel sich hinziehend, sodaß er häufig fast verschwand, aber gut zu gehen. Hügelauf, hügelab wand er sich, ohne daß die Höhen bedeutend geworden wären, und der Umblick auf das mannigfaltige Vegetationsbild erfrischte immer wieder. Als wir vielleicht zwei Stunden auf dem Marsche waren, zeigte mir unser Führer weit in der Ferne auf einem Berge besondere Häuser. Durch mein Glas erkannte ich, daß es wellblechgedeckte Baracken waren, offenbar europäisch. Wir hatten das am weitesten vorgeschobene englische Grenzfort von Birma vor uns, näherten uns ihm aber sehr langsam, auf bedeutenden Umwegen, die das bergige Terrain nötig machte. Es war das Fort Warabum.

Unterwegs bemerkte ich kein Dorf, doch begegneten uns häufiger Katchin-Leute. Sie führten meist Waffen, außer Schwertern auch Armbrüste, auf denen sie mit kleinen, aber eisenspitzigen, vergifteten Pfeilen schossen. Ein junger Mann aus einer Gruppe, bei der wir uns etwas aufhielten, legte für mich einen Probeschuß ab nach einem entfernten dünnen Baume, den er richtig traf. Europäische Schußwaffen beobachtete ich nicht.

Einige Male passierten wir Stätten, welche dem Kultus dienten. Am Wege, wie es schien besonders gern da, wo ein zweiter Weg sich abzweigte oder wo auf einem freien Platze mehrere Verkehrslinien mündeten, waren junge Bäume gekappt und zu Pfählen zugeschnitten. An einem dieser Baumstämme hatte man in der Höhe von ungefähr 2 Metern ein Geflecht angebracht wie einen leichten Sitz. Darauf wird das Opfer der Naturgeister, welche man hier verehrt, aufgestellt. Zuweilen war auch mitten in der Wildnis ein rohes Brett mit unverständlicher Zeichnung angebracht, und zweimal bemerkte ich im Freien einen an einem Pfahl aufgehängten Ochsenschädel. Diese sind entschieden von besonderem kultischen Werte für die Katchin, da ich in ihren Hütten auch viele aufgehängt gesehen habe.





Gegen 2 Uhr gelangten wir mit einer plötzlichen Biegung wieder in Sicht des Forts, das nun ganz nahe war. Die Besatzung bildete ein Kommando jener indischen Sikh, welche die Engländer so viel in ihrem Kolonialdienst verwenden und die mir von Schanghai her, wo sie als Polizeitruppe dienen, so vertraut waren. Europäer befinden sich in dem Fort nicht. Auch der Kommandant ist ein Sikh. Natürlich kehrte ich hier ein. War ich doch nun endlich wenigstens an der birmesischen Grenze glücklich angelangt. Die wichtigste Persönlichkeit neben dem Kommandanten



war ein junger indischer Arzt, ein Mohammedaner, Mahmed Aflâh Uddîn, der in Kalkutta Medizin studiert hatte und hier auf seiner ersten Station als Militärarzt war. Er nahm sich meiner besonders an, und ich bekam eins seiner Zimmer zur Wohnung. Er sprach fließend Englisch, sodaß wir uns angenehm unterhalten konnten.

In diesem Fort liegen 75 Leute. Die Gebäude sind lauter einstöckige Wellblechbaracken mit Lehmfußboden. Sauber und ordentlich erschien alles durchaus, doch war die Luft in den Räumen bei der jetzigen Regenzeit etwas dumpf und modrig. Trotzdem sagte der Doktor, daß der Gesundheitszustand der Leute vorzüglich sei. Der Platz sei gesundheitlich Bhamo weit vorzuziehen, was natürlich auf Rechnung seiner Höhe kommt. Einmal im Monat, falls nichts Außerordentliches eintritt, sendet man einen Boten nach Bhamo zur Aufrechterhaltung des Verkehrs. Sonst leben diese Menschen hier isoliert für sich.

Das Grenzfort liegt prachtvoll auf einem Bergesgipfel, welcher weithin die wilden Distrikte der Katchinstämme übersehen läßt. Ich ging am Abend lange einsam unter dem Schutzdache des Hauptgebäudes auf und ab, den Sonnenuntergang und das märchenhafte Panorama betrachtend. Langsam sanken die Berge, welche sich nach allen Seiten wellig bis an den Horizont hin dehnten, in dunklere Nachtfarben, Violett und Schwarzblau, bis allmählich alles phantastisch umschattet dalag. Das Schlafsignal tönte durch die dunkle Stille. Noch lange konnte ich mich nicht losreißen. Mir war, als sähe ich England hier auf der

Wacht stehen an der Grenze seiner indischen Besitzungen. Riesenhaft, unübersehlich dehnen sie sich da drüben nun aus, diese Gebiete, welche so oft Englands Sorge, Englands Not gewesen sind, aber im ganzen doch ein immer wieder staunenswerter und zu beneidender Beleg für frühe Entwicklung weltumspannender Kraft. Von einem östlichen Weltreich, China, trat ich nun hinüber zu dem größten Weltreich, das sich westliche Kultur in unseren Tagen geschaffen hat. Heute abend stand ich auf der Schwelle. Welche Gedanken weckte der Ort! Ich gehöre nicht zu denen, welche China kleinlich und spöttisch ansehen. Die Sonderbarkeiten seiner Kultur und der momentane Verfall hindert mich nicht, daß Große dieser Macht zu erkennen, welche jedenfalls Jahrtausende hindurch ein gewisses Recht hatte, auf das Kommen und Gehen der andern Nationen und Natiönchen mit stolzem Selbstbewußtsein zu blicken. Sowohl die Eigenständigkeit wie die Kontinuität wie die Spannkraft der chinesischen Kultur ist großartig. Dies Volk schritt in den Grundzügen seines heutigen Wesens bereits einher, als im Euphrat-Tigrislande jene Herrscher ihre Hand am Ruder hatten, deren Namen und Taten wir heute aus Trümmerhügeln wieder ausgraben. Dies Volk wechselte mit den Römern Gesandtschaften, und was sind uns die Römer heute? Ein Buchvolk. Aber dies Volk lebt und bewahrt den zusammenhängenden Fluß seiner Geschichte. Dies Volk hat mit der Energie seiner eigentümlichen Kultur ein Gebiet bezwungen und befruchtet, neben dem der riesigste Kulturbereich, den wir sonst kennen, der griechisch-

römische, klein wird: es hat außer dem engeren China die Mongolen, Tibet, Korea, Japan, Annam, Siam, ja Birma, Ceylon und die hinterindischen Inseln umspannt und den meisten Teilen dieses unübersehbaren Bezirkes einen Charakter aufgeprägt, der bis zu dem heutigen Tage standhält Wer vor solch einem geschichtlichen Phänomen nicht nachdenklich und gefesselt stehen bleibt, der hat kein Auge für Geschichte.

Die Jahre, welche ich im Bereiche der chinesischen Kultur gelebt habe, sind für die Erweiterung meines inneren Blickes außerordentlich ersprießlich gewesen. Was Mensch und Kultur ist, davon kann man mit solchem Anschauungsunterrichte ein gut Stück mehr lernen. Dort oben auf dem Fort Warabum schloß ich gewissermaßen ab damit. Es lag mir nun im Rücken, das große Reich des Ostens. Und was sich jetzt, da ich mich nach Westen umwandte, an der Grenze vor mir auftat, das war freilich doch etwas ganz anderes und Größeres.

Der westliche, der abendländische Geist, verkörpert in dem Machtbereiche des englischen Volkes, braucht nur so, wie es die Geschichte getan hat, neben jene östliche Kultur gelegt zu werden, um zu zeigen, daß es ein Vorwärts im Menschheitsleben gibt. Es ist leicht, der Kultur des Abendlandes ihre Fehler und Schattenseiten aufzumutzen und theoretisch ihre Überlegenheit in Frage zu stellen; es ist aber schwer, meine ich, orientalische Lande zu durchwandern, am eigenen Leibe kennen zu lernen (freilich nicht in üblicher Globetrotter-Manier) und dann auf das Gebiet

westlicher Kultur hinüberzutreten, ohne jene Überlegenheit unmittelbar zu fühlen.

Was Europa den Vorsprung gibt, sind nicht wesentlich seine modernen Entdeckungen und Erfindungen. Daß man im Dampfwagen fährt, elektrisches Licht gebraucht, durch den Telegraphen verkehrt, dergleichen ist selbstverständlich nur eine Äußerlichkeit des Lebens, die an sich nicht höher stellt. Aber all diese Dinge sind ja auch nur Symptome eines intensiver arbeitenden Geistes. Im Geistesleben des Abendlandes hat sich in den letzen zwei Jahrhunderten ein Etwas frei gemacht, das von ausschlaggebender Bedeutung für die Zukunft ist. Nenne man es wissenschaftliche Erkenntnis, nenne man es Bewußtsein von der Kraft der Persönlichkeit — man vermag schwer es mit Worten festzulegen. Es wirkt sich aus vor allem in historischer und naturwissenschaftlicher Forschung und sodann in einer ganz besonderen Belebung religiösen und ethischen Eigentums, das wir neu zu besitzen anfangen. Unter diesen Einflüssen hat ein anderes Werden begonnen, dem noch eine lange Zukunft gehört.

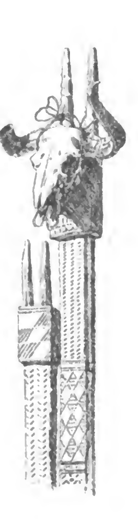
Man spürt diese ganz andersartige Wirksamkeit deutlich, wenn man etwa aus dem chinesischen Kulturkreise in die Einflüsse Europas hinübertritt. Was altersschwach und was aussichtsreich ist, bedarf da keiner langen Demonstration mehr. Mir standen jene Gegenstände an dem Abend dort im Fort Warabum sehr lebhaft vor der Seele, und tausend Einzelheiten verbanden sich damit, die ich hier nicht einmal andeuten kann. —

Von dieser Grenzfestung führt eine prachtvolle Heerstraße weiter nach Birma hinein. Schon solch eine Chaussee allein redet eine eindringliche Sprache, wenn man ein Jahr lang chinesische Wege unter den Füßen gehabt hat. Als ich am andern Morgen auf ihr behaglich dahinritt, freundlich verabschiedet von dem Kommandanten und dem Arzte des Forts, fühlte ich mich schon ganz wie geborgen und von allen Reisemühseligkeiten erlöst. Doch stand mir ein kleiner Nachtrag noch bevor. Zwei bis drei Tagemärsche trennten mich noch von Bhamo. Um schneller anzukommen, verließ ich die Heerstraße gegen Mittag wieder und schlug unter Führung meines Katchin-Mannes einen Richtweg ein. Damit verhängte ich aber noch einige Unannehmlichkeiten über mich. Der Regen setzte wieder ein, der Pfad wurde erbärmlich schlecht, sumpfig und schlüpfrig, dazu führte er längere Zeit dicht an einem Abgrund hin, wo man bei dem unsicheren Boden nur mit Aufregung sein Leben dem Pferde anvertraut fühlte. Nachdem wir schon mehrere Male, wenn der Regen zu arg wurde, in Katchin-Hütten einen Unterschlupf gesucht hatten, machten wir gegen 5 Uhr in einer solchen Quartier. Sie war denen von vorgestern ähnlich. Ein Alter mit zwei Kindern bildete die Bewohnerschaft. Dem Alten bereitete ich keinen geringen Kummer durch die Wahl meines Schlafplatzes. Ich ersah mir nämlich dazu einen Winkel neben der hinteren Haustür, einmal weil ich dort mehr Licht und Luft hatte, dann weil es ein abgeschlossener kleiner Fleck war, sodaß die Chinesen sich nicht direkt neben mir etablieren konnten. Aber diese Ecke war nun

grade eine besonders ehrwürdige, denn in ihr hausten die Geister der Hütte! Neben meinem Lager erhob sich unter dem Strohdache ein rohes Holzgerüst mit Flechtwerk, ähnlich wie ich sie an den Wegen wohl bemerkt hatte, und darauf standen hier zwei freilich leere Gefäße, offenbar zu Opferzwecken. Der Alte aber gab mir lamentierend in schlechtem Chinesisch zu verstehen, die Dämonen (kuei tz' nannte er sie) säßen grade da, wo ich mich hinlege, ich dürfe dort nicht schlafen, morgen früh würde ich tot sein. Da er mit seinem Jammern gar nicht aufhörte, wollte ich ihm den Willen tun und mein Lager an der andern Seite der Tür aufschlagen, aber auch diese Stelle schien ihm noch viel zu sehr bedroht, als daß er sie mir zur Schlafstätte überlassen wollte. Da wurde ich denn gleichgültig gegen sein Entsetzen, nahm meinen ersten Platz wieder ein und versicherte, ich fürchte seine Dämonen nicht. Aber lange noch konnte er sich nicht beruhigen und murmelte immer wieder in weinerlichem Tone etwas vor sich hin.

Mehrfach habe ich heute unterwegs wieder in den Wäldern jene primitive Art von Opferstätten gesehen, die ich schon beschrieb, und auch die rohe Art von kultischer Säule, wie sie durch Baumstämme, denen Krone und Zweige gekappt sind, hergestellt wird. In dem Vorraum des Hauses, in welchem wir Nachtquartier nahmen, hingen an einem Pfosten neben der Feuerstätte auch wieder vier Ochsenschädel, einer über dem andern, eingeräuchert und verstaubt.

Die Nachtruhe war trotz der Dämonen sehr erquickend; aber der Morgen brachte Regen und der Boden war eine Sumpflache. Naß und schmutzig trabte ich drei bis vier Stunden über Berg und Tal, durch bewaldetes Hügelland, in welchem Katchin-Dörfer hier und da verstreut lagen. Einmal kamen wir an einem Grabe, jedenfalls eines Vornehmen, vorüber: ein Erdhügel, vorn aufgemauert, der Platz davor von Buschwerk und Rasen gesäubert, doch hatte man mehrere Baumstümpfe als Säulen stehen lassen und neben ihnen gar zwei rohe Steinpfeiler aufgerichtet. An einem Pfahl hing ein Ochsenschädel.



Am Nachmittage klärte es sich auf. Die Sonne brach durch, und mit ihrer hier so großen Kraft trocknete sie das Land und sog die Dünste auf. So wurde das Ende des langen Weges doch schön. Allmählich erreichten wir den Abschluß des Hügellabyrinthes. Gegen 6 Uhr kamen wir auf einer der letzten Ketten an eine nach Westen offene Lichtung, und in unbeschreiblicher Herrlichkeit lag das weite Tal des Taping, wie er in der Ferne sich in den Irrawaddi verlor, vor uns. Das Land da unten war ein einziger Baumgarten. Grün und reich prangte es überall. In dem Wasserlauf dort am Horizonte spiegelte sich die Röte des glühenden Abendhimmels, an welchem der Sonnenball soeben langsam herniedersank. Diese feurigen Fluten flossen wie durch eine Zauberwelt dahin. Bhamo konnte ich nicht entdecken, es wurde von Waldungen verdeckt und war noch zu fern.

Wir stiegen nun steil hinunter, und dabei überfiel uns die schnelle Dämmerung der Tropen, welche sich in dem

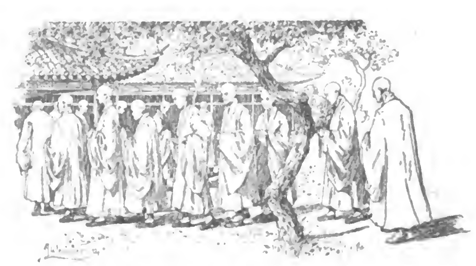
uns immer noch umgebenden Walde doppelt spürbar machte. Als wir uns der Talsohle näherten, hörte ich das Brausen eines kräftigen Wassers, und da wir endlich aus dem immer phantastischer werdenden Walde heraustraten, standen wir an einem stattlichen Flusse, den aber eine solide Holzbrücke europäischer Konstruktion sicher überspannte. Jenseits betraten wir die gute Chaussee wieder, welche wir, von Warabum herniederkommend, verlassen hatten. Es war aber nun ganz dunkel geworden. Mein Führer erklärte, bis zu irgend welchen Häusern sei es noch sehr weit, mindestens noch drei Stunden. Die in der Finsternis des Waldes, welcher vor uns wieder begann, noch zurückzulegen, gelüstete uns nicht, und so beschloß ich kurzerhand, diese letzte Nacht meiner Wanderung völlig im Freien an diesem romantisch schönen Orte zuzubringen. Bald hatten wir unsere geringen Vorkehrungen getroffen. Mein Lager wurde auf meine Kisten ausgebreitet, ein Feuer zum Kochen entzündet, das später gegen etwaige wilde Tiere in Gang gehalten wurde, unsere letzten Vorräte wurden mit Appetit verzehrt, und dann saßen wir in der stillen, ernsten Nacht und warteten, daß der Schlaf komme. Aber es war zu schön zum Schlafen. Der Mond glitzerte hell durch die Bäume auf uns herab und erleuchtete die Chaussee fast wie mit Tageslicht. Gleichmäßig rauschend schoß das Gebirgswasser unter der Brücke durch zwischen seinen steilen Ufern und Steinblöcken hin. Drüben stand der Wald schwer und dunkel, nur die Ränder von weißem Glanz überschüttet. Am Flußufer zog sich ein Wiesenrand hin,

auf dem die ledigen Lasttiere und mein Pferd im Mondscheine weideten. Eine milde angenehme Kühle herrschte. Falter und Motten und eine Menge kleines Getier surrte um mich her durch die Luft, welche von dem zarten Dufte feuchten Buschwerks und der mancherlei Blumen erfüllt war.

So kam die letzte Nacht einer langen Reisezeit über mich. Bis gegen 2 Uhr floh mich der Schlaf. Ich wanderte schließlich umher, vorbei an meinen Leuten, welche sich auf dem Holzwerk der Brücke trockene und geschützte Stellen ausgesucht hatten, wo sie friedlich schlummerten. An meinem innern Auge drängten sich immer neue Erinnerungsbilder aus dem bunten Natur- und Menschenleben vorüber, das ich mir erwandert hatte. Dann gingen die Gedanken voraus und verloren sich in dem unsicheren Nebel der Zukunft. Seit Tschungking hatte ich keinerlei Nachricht aus der Heimat und von den Liebsten gehabt. Das war im April gewesen, die Briefe selbst hatten nur bis Februar gereicht, und jetzt fing der September an. — — —

Gegen Morgen meldete sich doch die Müdigkeit, und ein kurzer Schlummer stärkte mich. Schon um 6 Uhr waren wir wieder unterwegs, auf bequemer, von schön gepflegtem Wald eingefaßter Landstraße. Ein leuchtender Sonnentag mit tropischer Hitze geleitete uns nach Bhamo.





Wenn der Wanderer Bhamo erreicht hat, so mündet er wieder in eine jener Verkehrsadern ein, welche europäischer Handel und europäisches Leben in allen Weltteilen schon so reichlich gezogen haben. Zwar herrscht auch asiatisches Wesen noch voll und stark an diesem Endpunkte einer wichtigen Handelslinie; die Straßen sind reich an malerischen Gestalten, denn neben den Birmesen, den Katchin, den Schan, den Tchin und anderen Repräsentanten Birmas erscheinen hier noch allerlei Vertreter Vorderindiens, Sikh, Tamile, Madrassi und manche andere, dazu natürlich Chinesen, und das europäische Element verschwindet dahinter fast ganz. Doch aber berührt man hier wieder Europa, das fühlt man sehr deutlich. Schmücken auf der einen Seite Tempel in reichem Schnitzwerk und goldspitzige Pagoden die Straßen, so erblickt man auf der andern Seite Läden mit dem ganzen Bedarf, welchen abendländische Betriebsamkeit dem Auslande anbietet. Ziehen dort noch buddhistische Mönche, Nahrung bettelnd, von Haus zu Haus oder führen eine jener lärmenden und bunten Prozessionen auf, so haust hier

doch schon ein Beamter der englischen Regierung, oder ein europäischer Arzt oder ein Missionar, alles Vertreter abendländischen Geisteslebens, wenn auch in Wohnungen birmesischen Stils, einstöckigen Holzbauten, die auf Pfählen stehen. Den breiten Irrawaddi durchfurchen stolze Dampfer mit allem möglichen Luxus, und englische Rotröcke haben ihre Kaserne in der Nähe der Stadt. Das ist kein unberührter Boden mehr. Und darum geht meine Aufgabe hier zu Ende.

Denn ich wollte mit diesem Buche nur eben weitere Kreise aufmerksam machen auf einen höchst anziehenden und bisher viel zu wenig beachteten Strich asiatischen Landes. Forschungsreisen werden heutzutage jährlich neue gemacht. Auch Deutsche treten lebhaft darin ein. Manch einer wendet Monate und Jahre unermüdlicher Arbeit und starker Strapazen an ein Gebiet, das wenig mehr als eine rein geographische oder geologische Ausbeute zuläßt, an öde, von Natur wie Menschen verabsäumte Strecken, ja, bei vielen hat sich schon die Meinung festgesetzt, daß eben nur solche sterilen Gebiete der heutigen Forschung übrig gelassen seien. Dem gegenüber werfe man einmal einen Blick auf dies südwestlichste China! Ein gewaltiges Stück Landes, reich ausgestattet in jeder Beziehung, und dabei so unberührt, daß fast jeder Schritt, den man tiefer hinein tut, auf völlig neuen Boden führt. Eine außerordentlich reiche Fauna und Flora in diesen tagelang ununterbrochenen Urwäldern, ein auch im Sommer sehr willkommenes Klima auf kühlen Hochebenen, eine unbekannte, anziehende Be-

völkerung und daneben Probleme der Geographie und Geologie in Hülle und Fülle, so ist diese Gegend ein auserlesenes Objekt für jeden, welchen Naturstudium, ethnologische, linguistische, kulturgeschichtliche oder andere Interessen überhaupt verlocken könnten, die unbekannte Ferne aufzusuchen. Und doch ist alles, was hier zu untersuchen wäre, kaum angerührt.

Vielleicht darf ich hoffen, ein wenig dazu beigetragen zu haben, daß diese Lage der Dinge in kurzem anders wird. Vielleicht entschließt sich der eine oder andere, welchem Gesundheit, Vermögen, freie Zeit und die nötige Vorbildung zur Verfügung steht, hier den Hebel anzusetzen. Auch praktischen Bestrebungen, besonders dem Handel, würde sicherlich kein geringer Nutzen aus der Aufklärung über Land und Volk an diesen chinesisch-tibetanisch-birmesischen Grenzen zufließen. Jedenfalls aber würde die Unternehmung für denjenigen, welcher sie, gehörig vorbereitet, in der richtigen Weise angriffe, in sich selbst sehr lohnend sein. —



